Louise von François

und

Conrad Ferdinand Meyer

Ein Briefwechsel

Herausgegeben

von

Anton Bettelheim

Zweite, vermehrte Auflage

Berlin und Leipzig 1920

...ung wissenschaftlicher Verleger

Walter de Gruyter & Co.

...e Verlagshandlung — J. Guttentag, Verlagsbuchhandlung —

...mer — Karl J. Trübner — Veit & Comp.

UNIVERSITY OF TORONTO
3 1761 01498299 5

PT
1865
F2Z485
1920

William Shakespeare in seinem Werden und We[illegible]n. Von Rudolph Genée. Mit einem Titelbild: Shakespear[illegible] von Adolf Menzel. Oktav. Geh. Mk. 9.—**, geb. Mk. 11.**.

Alles wird mit musterhafter Klarheit vorgetragen, in gehobenem u[illegible]erhebendem Ton, und den Wert der Monographie verdoppelt ein philosoph[illegible]her Anhang, der auf Hunderte von Fragen sich einläßt, die er sämtlich auf G[illegible]und letzter Resultate erörtert. Leipziger Tageb[illegible]tt.

Heinrich von Kleist als Mensch und Dichter. Nach neuen Quellenforschungen von S. Rahmer. Mit 2 Porträts u. 1 Textabbildung. Oktav. Geh. Mk. 10.—**, geb. 12.80**.

Rahmer hat durch die reiche Fülle der Einzeluntersuchungen und die von ihm zur Erörterung gestellten Fragen die Kenntnis von Kleists Leben und der Schicksale seiner Werke bedeutend gefördert und auch da, wo er nicht völlig überzeugt, sich [illegible]haften Dank verdient. Literarisches Centralblatt.

Novalis der Romantiker. Von Ernst Heilborn. Preis brosch. Mk. 3.—**, geb. Mk. 5.20**.

Auf Grund reichhaltigen, bisher unveröffentlichen Quellen- und Briefmaterials ist diese neue Biographie des Novalis gestaltet. Gleichzeitig kennzeichnet der Verfasser in Novalis innerem Entwicklungsgang und in seiner Weltanschauung die Tendenzen der deutschen Romantik überhaupt.

Ernst Moritz Arndt. Ein Lebensbild in Briefen. Nach ungedruckten und gedruckten Originalen herausgegeben von Heinrich Meisner und Robert Geerds. Oktav. Mk. 7.—**.

. . . Es ist mit Freuden zu begrüßen, daß zwei tüchtige und ken[illegible]sreiche Forscher die Aufgabe auf sich genommen haben, die Schriften und B[illegible]fe Arndts zu sammeln, um ein abgeschlossenes und zugleich für weitere Krei[illegible]gemeines Lebensbild zu geben. Historische Z[illegible]rift.

Zu den mit ** verzeichneten Preisen tritt ein Teuerungs[illegible]

[illegible]REINIGUNG WISSENSCHAFTLIC[illegible]
WALTER DE GRUYTER & CO., VORM. G. J. GÖSC[illegible]
HANDLUNG - J. GUTTENTAG, VERLAGSBU[illegible]
GEORG REIMER - KARL J. TRÜBNER
BERLIN W. 10

Louise von François

und

Conrad Ferdinand Meyer

Ein Briefwechsel

Herausgegeben

von

Anton Bettelheim

Zweite, vermehrte Auflage

Berlin und Leipzig 1920

Vereinigung wissenschaftlicher Verleger

Walter de Gruyter & Co.

vormals G. J. Göschen'sche Verlagshandlung — J. Guttentag, Verlagsbuchhandlung —
Georg Reimer — Karl J. Trübner — Veit & Comp.

PT
1865
F2Z485
1920

Druck der Vereinigung wissenschaftlicher Verleger, Walter de Gruyter & Co., Berlin W

An Frau Baronin

Marie von Ebner-Eschenbach

Dr. phil. h. c.

Aus mehr als einem Grunde gebührt Ihnen, sehr verehrte Frau Baronin, das erste, das Widmungs-Exemplar dieser Blätter. Vor Jahren hat Ihre Güte mir Einblick in Ihren Briefwechsel mit Louise v. François gegönnt. In dieser Korrespondenz gedachte die Erzählerin der Letzten Reckenburgerin wiederholt und so angelegentlich ihres Schweizer Freundes Conrad Ferdinand Meyer, daß ich die nächsten Angehörigen der Weißenfelser Einsiedlerin fragte, ob sich in ihrem Nachlaß nicht Zeugnisse dieses menschlich und künstlerisch gleicherweise denkwürdigen Verkehrs erhalten hätten. Meine Erkundigung hatte die erfreuliche Folge, daß mir die Schwägerin der Dichterin, Frau Majorin Herbst, im Oktober 1901 mit der größten Liebenswürdigkeit die ganze Reihe der erhaltenen Briefe C. F. Meyers an Louise v. François zur Durchsicht und Veröffentlichung anvertraute. Herr Dr. August Langmesser, dem die Familie C. F. Meyers inzwischen den Nachlaß des Schweizer Meisters zu Gebote gestellt hatte, hielt es mit Recht für seine Pflicht,

vor Abschluß seiner Studien, wie bei Rodenberg, J. V. Widmann und anderen Hütern der Briefe Meyers, auch bei mir nach Papieren seines Helden zu forschen. Bescheiden wollte er sich mit Auszügen begnügen: mir schien es indessen richtiger, ihm die Urschriften zur Benutzung für sein 1905 in erster und zweiter Auflage gedrucktes Meyer-Werk zu überlassen. Ein unerwarteter Dank blieb nicht aus: die Antworten der François wurden mir, meinem leise geäußerten Wunsche gemäß, mit auf Dr. Langmessers Anregung, von der Tochter Conrad Ferdinand Meyers, Frl. Camilla Meyer, freundlichst übermittelt und deren Herausgabe großmütig verstattet.

Wir hören nun Rede und Gegenrede der beiden bedeutenden Naturen, wie in lebendigem Gespräch. Mutig und anmutig vertrauen zwei selbständige Köpfe einander ihre eigensten Gedanken über persönliche Schicksale und Zeitereignisse, über Kunst und Welt an. Zwei seltene Charaktere malen sich lebenstreu in hellen und trüben Stunden. Das stolz-bescheidene Fräulein in der Weißenfelser Mansarde, das der Louise v. François bis dahin selbst dem Namen nach völlig unbekannte Dichter des „Jenatsch" aus freien Stücken zuerst mit einem Brief heimsucht, weil er in ihren Erzählungen eine Wahlverwandte, in ihrem Wesen eine ihn durchaus „homogene eigentümliche Mischung von konservativen Überlieferungen und freien Standpunkten" zu finden glaubt, wird absichtslos die Vertraute seiner Pläne, seine Ratgeberin, seine „Boussole", seine liebste Korrespondentin. Wenn er beim Ordnen seiner Papiere vier Fünftel aller Briefschafte

verbrennt, hebt er zuvor sorgfältig das kleinste Blättchen von der Hand der Reckenburgerin auf. Solche Auszeichnung würde schon die ungesuchte Vollendung ihrer angeborenen Plauderkunst verdienen. Schalkhaft und selbstironisierend gedenkt sie gelegentlich eines Ausspruches von Gellert, das Briefschreiben sei eine weibliche Tugend; die mannhaften Episteln der François haben mit derartigem Mittelgut nichts zu schaffen, sie sind einzig, wie ihre Persönlichkeit. Über so viele Töne sie gebietet, jede noch so unscheinbare Unaufrichtigkeit ist ihr völlig versagt: in aller freundschaftlichen Wärme für ihre Lieblinge bleibt die feine Kennerin stets eine unbeirrbar wahrhaftige Richterin. Einen „reichen, reichen Schatz an Weisheit, Liebenswürdigkeit, unerschöpflichem Humor" haben Sie, sehr verehrte Frau Baronin, in Ihrem Nachruf für die verewigte Freundin die an Sie gerichteten Briefe der François genannt. Ein Urteil, das mit gleichem Recht auf die François-Briefe an C. F. Meyer zutrifft.

Der Empfänger dieser Episteln ist seiner Korrespondentin auch als Briefschreiber ebenbürtig. Nirgends zeigt sich der sonst gemessen zurückhaltende Meister offener, freier als in diesen von Kilchberg nach Weißenfels gesandten Blättern. Nirgends gibt er sich gewinnender als Kilchberger Hausvater und Zürcher Patrizier, als neidloser Schätzer Gottfried Kellers und gelassener Verächter des Literatur-Marktes. Nirgends äußert er sich unumwundener: eindringlich über lyrische, epische und dramatische Entwürfe; lapidar über Glaubensfragen; eigenrichtig über Lebens- und Kunst-

stil; scharf charakterisierend über namhafte Zeitgenossen, Renan, Hamerling, Geibel; liebreich über Anfänger, zumal den Schützling der François, eine geistige Amazone; mit scheuer, spröder und deshalb doppelt zu Herzen gehender Zärtlichkeit über seine Hausgenossen, Tochter, Gattin, Schwester, Blutsverwandte und Verschwägerte.

Solche Zwiegespräche werden nicht alle Tage laut. Der Briefwechsel von Louise v. François und Conrad Ferdinand Meyer schien mir deshalb einer besonderen Ausgabe nicht unwürdig. Freunde echter Kunst und edler Menschlichkeit werden die Gabe hoffentlich so wohlwollend aufnehmen, wie Gottfried Kellers Briefwechsel mit Theodor Storm, Mörikes Korrespondenz mit Schwind und Hermann Kurz, wie den brieflichen Gedankenaustausch von George Sand und Gustave Flaubert.

In dieser Zuversicht lege ich diese Lebensurkunden zunächst in Ihre Hände, hochverehrte Frau Baronin, zum voraus Ihres Anteils gewiß für alles, was Louise v. François und ihrem Kreise zu Ehren geschieht.

In unwandelbarer Gesinnung

der Ihrige

Gastein, im August 1905.

Anton Bettelheim.

Inhalt.

Seite

An Frau Baronin Marie v. Ebner-Eschenbach III
Brief 1 1
Nachwort zum ersten Abdruck 273
Nachwort zur zweiten Auflage 278
Erläuterungen und Zusätze 284

Beilagen.

A. Louise v. François an Betsy Meyer 293
B. L. v. François über „Ewiges und Alltägliches" 297
C. Aus Briefen von Helene v. Druskovitz an C. F. Meyer . 299
Namenverzeichnis 310

1.

Verehrtes Fräulein,

Darf Ihnen der Verfasser des „Heiligen" und Ihr College in der Rundschau — wäre er nur auch Ihr College an Talent! — eine arme Zeile zusenden, welche das einzige Verdienst hat, aus einer Feder zu fließen, die sich nicht leicht zum Recensiren ansetzt. Er hat langeher eine besondere Vorliebe für Ihr Erzählen, da ihm die demselben eigentümliche Mischung von conservativen Überlieferungen und freien Standpunkten durchaus homogen ist.

„Zu Füßen des Monarchen", das er erst nach niedergeschriebener Zeile las, zieht er dem Ph. Hollunder noch vor.

Er würde Ihnen gern seinen Georg Jenatsch, welchen Sie ohne Zweifel noch nicht kennen, durch seinen Verleger als ein Zeichen seiner Hochachtung zusenden lassen, wenn Sie ihn dazu mit einer Zeile ermutigen.

Kilchberg bei Zürich (Schweiz).
Ostern 1881.

Dr. Conrad Ferdinand Meyer-Ziegler.

2.

Kilchberg, 21. April 1881.

Verehrtes Fräulein,

es ist mir lieb (und auch sehr natürlich), wenn Sie die Rundschau nicht halten), daß Sie nichts von meinen Sachen gelesen

haben. Dergestalt habe ich die Freude, Ihnen die leidlicheren durch meinen Verleger zusenden zu lassen. Ich widme sie der Dichterin „der letzten Reckenburgerin" mit der aufrichtigen Bitte, dieselben einfach zu lesen, resp. zu genießen, ohne den ungehörigen Gedanken irgendeiner Verpflichtung zu Dank oder Lob. Es sind ziemlich problematische Sachen, wenigstens für einen classisch gebildeten Geschmack, der Heilige überdieß absichtlich mehrdeutig.

Vor Jahren schon legte mir ein Freund Ihr Hauptwerk auf den Tisch, das mich langehin beschäftigte. Über den hohen Wert desselben können Sie doch wol nicht im Unklaren sein.

Von der biographischen Notiz habe ich kein Wort geglaubt, bildet sich doch um jeden Namen eine Legende. Ein bischen neugierig bin ich aber doch, ob Sie wirklich „mutterseelenallein in einer Mansarde" wohnen. Was mich betrifft, so wohne ich gegenwärtig mit Weib und Kind in einem gemieteten Nachbarhause, da mehr als die Hälfte des meinigen zum Behufe eines Neubaues verschwunden ist.

Daß der sehr hübsche „Katzenjunker" Ihr letztes Fabuliren war, will mir nicht in den Kopf, umsoweniger als Ihr Talent zu einer nicht alternden Spezies gehört. Es wäre sehr schade! Das Fabuliren ist doch eine schöne Sache, von welcher wenigstens ich, der ich spät dazu gekommen bin, ungern abließe.

Aufrichtig ergeben,

CFMeyer.

3.

Weißenfels d. ersten Mai 81.

Hochgeehrter Herr,

Seit acht Tagen habe ich unter dem Banne Ihrer Wohlthaten gelebt und in der Stunde, wo ich dem braven Hans

und seiner Gasparde zum Abschiede — nicht für lange Zeit — die Hand gedrückt, müssen Sie sich schon den verbetenen Dank einer bescheidenen Zunftgenossin gefallen lassen. Und geduldig auch ein bischen ihren Preis. Die Einsamkeit — im Allgemeinen die Anderen und ihm selber dienlichste Gesellin eines alten Frauenzimmers — das allerdings mutterseelenallein in der Mansarde der kleinen Stadt ihr dünnes Lebensfädchen zu Ende spinnt, – ja die Einsamkeit erhält doch wahrlich in der Lässigkeit eine schmähliche Kehrseite. In meiner neugierigen Jugend hätte ich nicht schamröthlich zu gestehen brauchen: Ich weiß nichts von einem Schweitzer Dichter, der seit Jahren meinen deutschen Landsleuten demonstrirt, was einen historischen Roman Schreiben heißen will. In einem Briefe eines Langevergessenen — Solger — habe ich einstmals über Walter Scott gelesen und mir gemerkt, weil es mir aus der Seele geschrieben war: „Wie wenig fehlt diesem Autor, um ein großer Dichter zu sein, und wie macht doch just dieses Wenige den großen Dichter."

Dieses Etwas pulst in Ihren Dichtungen, eine Shakespeare'sche Ader: der Tiefsinn, wie ich es nenne, ein Problem wie Sie selbst es nennen; freilich in einem anderen Sinne als Göthe das Problematische gewissen Naturen zuschrieb und — Gott sei Dank! in einem schlechthin entgegengesetzten der markloſen Gesellen neuerer Novellisten. Ihre Helden können was Sie wollen. Ihr Problem ist nicht die halbe Kraft, sondern eine doppelte. Fragwürdig könnte mir allenfalls nur in Ihrem Heiligen geblieben sein die Sucht der Unterordnung unter einen Höheren, die Sie — vielleicht historisch symbolisch — aus seiner morgenländischen Abstammung ableiten und die im Wandel seiner Doppelnatur zum Medium heimlicher Rache, wenn nicht eingeborener Herrschsucht wird.

Jenatsch dagegen ist durch und durch verständlich. Wie

viele Verbrechen werden unter dem Deckmantel einer berechtigten Leidenschaft von Gewaltmenschen verübt, müssen verübt werden — heute noch, — um etwas Naturnothwendiges durchzusetzen. Wie viel Unbill und Versäumniß wahrhaftigen Rechtthuns, Geiz, Neid, Eitelkeit, Dünkel — entschuldigt man durch Vater- und Mutterliebe. Jede Tugend und jedes Laster, das Gewissen selbst, ist seinem Wesen nach ja ein Problem. Auch der Heimathszug, der Cantönligeist, der Freiheitstrieb auf hundert Meilen in die Runde. Am tiefsten ergriffen hat mich aber doch Ihr Hutten. Ein Zeit und Charakterbild, erschöpfend in knappster Dichterform, klar und durchsichtig wie der blaue See, der es spiegelt.

Die Beschäfftigung dieser letzten Aprilwoche hat mich wieder jung gemacht, d. h. die weibliche Neugier angeregt, die von den Werken nach dem Meister fragt und so kämpfe ich mit dem Vorhaben, Herrn Rodenberg nach dem Dichter des Hutten und Heiligen auszuhorchen. Ob er Historiker ist blos aus innerem, oder auch äußerem Berufe, etwa Professor in Zürich und blos zur Erholung in einem ländlichen Tusculum? Der große Brockhaus — freilich nicht in neuster Edition — und der kleine, allerneuste, die doch von so vielen Meyern etwas wissen, wissen von diesem Meyer noch nichts. Die Dümmlinge! Und wie alt mag Ferdinand M. sein? Ich denke so ein Dreißiger, also in den kräftigen Mannesjahren, aus welchen der Welt und ein Weilchen vielleicht auch mir noch manche neue Freude erwachsen wird.

Verzeihen Sie meine Langathmigkeit und schelten Sie es nicht Überhebung, oder schelten Sie es meinetwegen auch so, wenn ich diesen Zeilen ein Bildchen beifüge, das die liebe Sonne vor ein Paar Jahren gemalt, dazumal schon mit Hülfe künstlerischer Retouche, unziemlich schmeichlerisch glättend und holdseliger lächelnd als das Original. Es soll Sie an eine

Bewundererin erinnern, die sich in Dankbarkeit Ihnen nähern möchte.

Louise François.

4.

Kilchberg bei Zürich 10. Mai 1881.

Verehrtes Fräulein,

für Ihre lieben nachdenklichen Zeilen bin ich dankbar. Nächstens werde ich die Reckenburgerin studiren und vernähme wohl gerne von Ihnen, wie man einen Roman macht. Motiv, Ausführung, Selbsterfahrenes, Stimmung, wie viel Zeit erforderlich, kurz die Geheimgeschichte Ihres Meisterwerkes.

Mit dem Character des „Heiligen" sympathisiren Sie nicht? Bedenken Sie, was ihm der König zugefügt hat, die Brutalität jener Zeiten (wenigstens nach dem Colorit meiner Erzählung, die historische Frage bleibe unerörtert) und die Feinheit der Natur des Th. Beket!

Gegenwärtig während eines Bausommers — mein Häuschen wird umgebaut — sammle ich meine Lyrika, was mich, wie jeden (guten oder schlechten) Poeten heiter stimmt. Die lyrische Ader ist nicht allzu stark, aber verflattern lassen darf man die Sächelchen auch nicht. Alles ist übrigens, zum Theil mehrfach, schon gedruckt (Deutsche Dichterhalle Eckstein Leipzig und anderswo). Was sagen Sie zu folgendem Roman-Motiv (unter dem Siegel — Ihrer Mansarde)?

1. Hälfte des XV. Jahrhunderts. Concil von Constanz. In der Ostschweiz gibt es einen Dynasten, einen genialen Menschen, Graf v. Tockenburg, der mitten in dem aufschießenden Freistaat, und mit Hülfe desselben, einen Staat gründet, immer höher strebt — (ich werde den Menschen noch ver-

größern und ihn mit dem Zoller die Cur Brandenburg und — durch Huß — die Krone von Böhmen anstreben lassen), dann aber durch seine Kinderlosigkeit (ich lasse ihn im kritischen Augenblick seinen Sohn verlieren), die Beute der Schweizer wird und in einem solchen Hasse gegen dieselben entbrennt, daß er auf seinem Sterbelager Schwitz und Zürich mit dämonischem Truge beide zu seinem Erben einsetzt, wodurch der fürchterlichste Bürgerkrieg entsteht. Die Aufgabe ist, diesen Character (natürlich einen ursprünglich edeln und immer großartigen) durch alle Einflüsse dieses ruchlosen und geistvollen Jahrhunderts (Frührenaissance) zu diesem finalen Verbrechen zu führen. Was denken Sie dazu?

Ihr Bildchen ist gut und die Augen sehr schön. Beneidet ein bischen habe ich Ihre Schlankheit und Schmalheit, denn ich bin ein starker Herr von 55—56 Jahren, doch das ist Nebensache.

Treuergeben

CFMeyer.

5.

Weißenfels d. 17. Mai 1881.

Hochgeehrter Herr.

Dank für Brief und Bild. Ich betrachte es mit Freude. Ich bin keine Lavater'sche, aber es muß ähnlich sein. Klugheit und feine Laune war von dem Dichter des Hutten vorauszusetzen, Gutmüthigkeit auch von Einem, der mit so viel Interesse sein Häuschen umbaut, und daß seine politischen Gewaltnaturen ihm die Leiblichkeit nicht verkümmern — ei, das lobe ich mir. Neulich hörte ich, Sie wären Arzt. Gar häufig ist die Verbindung von Physikus und Dichter ja nicht; aber sie kommt doch vor, von Ihrem Schweizer Haller ab, bis auf

unseren Halleschen Richard Leander, der durch und durch eine Künstlernatur ist. By the by: welch ein prophetischer Zug doch in dem alten Göthe. Ich erinnere mich noch ganz gut, wie es mich in der Jugend verdroß, daß er seinen Wilhelm Meister als Chirurgus zum Ziele brachte — heute sehen wir die Chirurgie schlechthin an der Spitze der ärztlichen, Arm in Arm mit aller Naturwissenschaft, und das heißt der einzigen vordringenden der Neuzeit marschiren. — (Ich mache Sie im Geiste zu einem Sohne des alten Göthe-Meyer, der ja, irre ich nicht, von Geburt ein Zürcher war).

In Betreff Ihres neuen Romanprojects, dessen vertrauliche Mittheilung mich stolz macht, fehlt mir, vielleicht aus Mangel historischer Detailkenntnis, die Brücke, ich meine der mälige oder plötzliche Übergang einer edlen, hochstrebenden Natur zum niederträchtigen Betrüger und bewußten Verderber über den sonsthin versöhnenden Tod hinaus. Sie nennen seine Kinderlosigkeit — den Verlust seines Sohnes — als Motiv des Wandels après moi le deluge — Nihilismus im vierzehnten Jahrhundert! Nun, Sie werden es schon machen und sich davor hüten eine menschliche Widerwart zu schaffen. Ein Richard III., die menschliche bête mauvaise par excellence, und darum als Naturwunder packend, ist von Haus aus nicht g u t gewesen. — Aber wie einfältig muß ich mich ausgedrückt haben, wenn Sie meinen, ich „sympathisire" mit Ihrem Heiligen nicht. Sympathisiren kann in d i e s e r Bedeutung doch nur heißen: Antheil nehmen, begreifen. Wo wäre der Held, der nur von einem einzigen Strom getrieben würde? Idealismus bis zur Ascese, Rachsucht und Herrschsucht vertragen sich als treibende Kräfte gar wohl; und vielleicht würde es die dramatische Wirksamkeit noch erhöht haben, wenn Sie uns das Spiel dieser Triebkräfte unmittelbar zur Anschauung gebracht hätten, anstatt die Lösung der Probleme, welche ein

erzählendes Medium allemal bedingt, der Intuition des Lesers zu überlassen. Sie sagen, daß diese Mehrdeutigkeit Ihre Absicht gewesen sei. Ob Sie aber künstlerisch völlig recht damit haben? Ich, für mein Theil, so tief mich Ihr Thomas gepackt, wünsche doch, daß Ihres Toggenburg Geschichte uns durch keinen anderen Mittelsmann als den allwissenden Dichter vorgetragen werde. Ein Seitenstück zum Jenatsch, wennschon dessen Naturwuchs längst nicht an den phänomenalen eines Becket reicht. Gewaltmenschen, welche die Leidenschaft eines Gedankens, einer großen That treibt, hat es in jedem Zeitalter gegeben und jedem von ihnen geben sie die Signatur. Sie brauchten vielleicht gar nicht weit nach einem Model für Ihren Helden zu suchen, wenn dessen treibende Leidenschaft auch nur die Freiheit seiner Alpenheimath, hundert Meilen im Geviert, gewesen ist. Jeder Held ist ja wohl eine Incarnation seiner Zeit und Zone. Haben Sie niemals daran gedacht, ein Trauerspiel zu schreiben. Die Ader haben Sie dazu. Aber freilich ein undankbares Geschäft für einen deutsch fühlenden und schreibenden. Unsere politische und religiöse Vielspältigkeit und die Rücksichtsnahmen, die beide bedingen, werden uns in Jahrhunderten noch nicht zu einem vaterländischen Theater kommen lassen. Saars Hildebrand, (bis auf die sentimentale Schlußscene) ein prächtiges Stück, ist von jeder deutschen, auch Berliner Bühne verwiesen worden, in einer Zeit, wo Canossa zum Schiboleth geworden war. —

Die Frage über die Entstehungsgeschichte meiner alten Rechenburgerin war wohl nur Spott, nicht wahr? Sie sehen mir ein bischen spottlustig aus, verehrter Herr! Ich will sie aber doch beantworten, als wäre sie Ernst gewesen. Sie ist das Korn, welches das blinde Huhn gefunden. Jedenfalls hat sie mir nicht mehr Mühe gekostet als alle anderen, die wie leichte Spreu im Winde verflogen sind. Ich habe niemals

aus innerem Drang geschrieben, nicht wie viele andere, gute und schlechte Autoren, weil ich es nicht lassen konnte. Sonst würde ich mich wohl auch nicht den Vierzigen genähert haben, ehe ich mich, von Außen gedrängt, dazu entschloß. Das Heraustreten in die Öffentlichkeit war mir eine Widerwart. Die Geneigtheit des Redacteurs des Stuttgarter Morgenblatts — Hauff — persönlich wie alle Schriftsteller, Redacteure, Buchhändler — mir durchaus unbekannt, — erleichterte mir nach dem ersten, jeden ferneren Schritt auch insofern als meine Anonymität so ziemlich gewahrt ward. Mit der Reckenburgerin, die in den ersten sechsziger Jahren geschrieben ward — in wie langer Zeit, weiß ich nicht mehr; ich habe allezeit langsam und mühsam gearbeitet, Gewissenhaftigkeit ist mein einziges Verdienst, — ging ich zum ersten Male über den Rahmen der kurzen Erzählung hinaus. Den Stoff gab, wie immer, ein Alltagsereigniß, beobachtet, oder gelesen, das sich unter einem gewissen ideellen Brennpunkt zusammenfassen ließ. Ich wollte an zwei Frauengestalten zeigen, wie die beleidigte Natur sich rächt, die versäumte sich hilft. Nur der erste Vorwurf ist aber zum Austrag gelangt, da sein dramatischer Gehalt die mälige Entwicklung des zweiten nicht mehr aufkommen ließ. Da dieser zweite im Grunde aber mein Hauptanliegen war, mußte ich das Opus eigentlich als verfehlt ansehen. Das Morgenblatt nahm, trotz seiner Länge, dasselbe an; bevor aber Raum dafür geschaffen war, starb H. Hauff und Cotta ließ das Journal eingehen. Ich erhielt das Ms. zurück, machte anderwärts etliche Versuche es unterzubringen, ward aber aller Orten auf recht schnöde Weise zurückgewiesen. Da ließ ich die Sache ruhen. Du bist alt geworden, dachte ich, auch Dein Produkt wird altmodisch geworden sein. Ist doch auch das Morgenblatt an seiner Unzeitgemäßheit eingeschlafen. Zudem lag ich schwer krank und fragte wenig mehr nach dies-

seitigen Erfolgen. Auswärtige Freundinnen aber hatten Mitleid mit der armen Hardine, die sie lieb gewonnen hatten und vielleicht mit Hardinens kranker Mutter, der sie eine letzte Erdenfreude zu machen glaubten, indem sie der Tochter ein Unterkommen verschafften. Jahrelang ist das Mſ. in ihrem Kreise von Hand zu Hand gewandert, ohne mein Vorwissen vergeblich ich glaube an alle mögliche Thüren — sogar in Amerika! — geklopft worden, bis es endlich, durch H. Otto Roquettes, Vermittlung in der Jankeschen Romanzeitung aus Gnade und Barmherzigkeit Aufnahme fand und gleich bei den ersten Kapiteln die erstaunte Verfasserin zu einer Art von Berühmtheit machte. Das ist die Geschichte der Reckenburgerin. In allen meinen Erzählungen sind die Motive der Wirklichkeit entnommen, und wo erfunden, mißrathen. Die Erfindung ist meine schwächste Seite. Dagegen sind alle meine Charaktere erfunden und wo einmal copirt als Carricaturen verschrien worden. Mich selbst habe ich niemals portraitirt, außer etwa in der kleinen Reisenovelle vom Monarchen.

Verzeihen Sie die lange Expectoration. Sie spüren daraus, daß ich in meiner Mansarde viel müßige Zeit habe. Da Sie derselben wahrscheinlich recht wenig haben, brauchen Sie die Blätter ja nicht zu Ende zu lesen.

Mitte nächsten Monats hoffe ich, mich Ihrer Alpenzone für etliche Wochen zu nähern. Freilich nur auf deutschem Gebiete. Es gilt in Reichenhall oder Zell am See ein Rendezvous mit einer lieben Freundin, Fr. v. Ebner aus Wien, Ihnen als Mitarbeiterin der Rundschau vielleicht bekannt. Eine selten gütige und geistvolle Frau und Ihre große Bewunderin.

Möge Ihr Häuschen recht wohnlich gerathen und Ihnen und den Ihren lange eine frohe Heimath bleiben.

In wahrhafter Verehrung

Louise Franois.

6.

(Vignette von Kilchberg.)

Ende Mai 1881.
Kilchberg bei Zürich.

Mein verehrtes Fräulein,

um mich in einer Unbäßlichkeit, wie ich deren leider oft zu bestehen habe, zu zerstreuen, mache ich mir das große Vergnügen, Ihre letzten freundlichen Zeilen zu beantworten, welche eine Antwort verlangen, da Sie über meine Personalien in Irrthümern sind. Schon in meinem letzten Briefe wollte ich Sie darüber orientiren, vergaß es dann aber als unwesentlich. Also. Ich bin kein med. Doct. — den Doctor hat mir die hiesige Universität neulich ohne mein Wissen und Wollen honoris causa gegeben — ebensowenig ein Nachkomme des vortrefflichen Goethemeyer. Aus einer altstädtischen Zürcherfamilie stammend, verlor ich früh meinen Vater, einen Staatsbeamten und wuchs unter einer höchst geistvollen und liebenswürdigen, aber überzarten Mutter und mit gefährlichen Elementen in meinem Naturell ziemlich wild auf, ebenfalls langehin von bedrohter (und auch jetzt keineswegs von fester) Gesundheit, viel reisend, besonders in Italien, viel studirend, namentlich alte Sprachen und Geschichte, hin und wieder etwas schreibend, vorzugsweise in französischer Sprache (ich habe lang in Lausanne, Genf und Paris gelebt) oder einen französischen klassischen Historiker wie Augustin Thierry ins Deutsche übersetzend, aus dessen conquête de l'Angleterre auch meine Bekanntschaft mit Thomas Beket datirt. Nach dem Tode meiner Mutter lebte ich mit einer eigen, ganz anders als ich gearteten, aber mir über alles theuern Schwester lange Jahre in einem Landhaus am Zürichsee in dem sehr anregenden Umgange meines Nachbars François Wille, des Freundes von Heine, dessen Frau, Eliza Wille-Sloman Ihnen vielleicht

als Schriftstellerin nicht unbekannt ist — beides ganz bedeutende Leute. Dann verheiratete ich mich mit einer Tochter des Obersten Ziegler, einer angenehmen und mir treu ergebenen Frau und siedelte mich bleibend hier oben * (siehe vorn die schlechte Vignette) nahe bei Zürich an, während meine liebe Schwester sich in Männedorf (alles am Zürchersee) ein Haus gekauft hat, sich dort an der auch in Norddeutschland bekannten Zellerschen christlich philanthropischen Anstalt in freier Weise betheiligend.

Ein Berufsschriftsteller bin ich nicht. Dazu fehlen mir der Ehrgeiz (ich weiche der Reputation eher aus als daß ich sie suchte), die Routine und auch die Modelle — denn ich habe einen einsiedlerischen Hang. Am liebsten vertiefe ich mich in vergangene Zeiten, deren Irrthümer (und damit den dem Menschen inhaerirenden allgemeinen Irrthum) ich leise ironisire und die mir erlauben, das Ewig-Menschliche künstlerischer zu behandeln, als die brutale Actualität zeitgenössischer Stoffe mir nicht gestatten würde.

Über den „Dynasten" habe ich mich wahrscheinlich in meinen letzten Zeilen unklar ausgedrückt — davon ein ander Mal. Wie viele Sujets liegen noch daneben und wer weiß, welche ich behandeln kann und darf.

Die Auskunft über die Reckenburgerin hat mir große Freude gemacht, wie mir überhaupt jede Zeile von Ihnen lieb und wertvoll ist. Schreiben Sie mir nicht etwas von Ihrer Reise und von Frau von Ebner, deren Uhren-Novelle mir im Gedächtnisse haften geblieben ist?

Treuergeben

CFMeyer.

7.

(Auf einer Visitenkarte: Conrad Ferdinand Meyer.)

Kilchberg bei Zürich
9. Juni 1881.

Verehrtes Fräulein,

Eben lese ich Frey's Artikel über Sie in der Rundschau, Juniheft, mit der allergrößten Freude. Ganz einverstanden. Dieser Dr. A. Frey ist mein junger Freund und Landsmann, aber ich habe ihm durchaus nicht soufflirt. Unser gleichzeitiges Wohlgefallen an Ihren Sachen ist eben der Schweizer Geschmack am Substantiellen. Auch der Verfasser des preisgekrönten Calderon-Gedichtes, Edmund Dorer, aus Baden (Argau) ist mir sehr wohl bekannt. Waren meine letzten Zeilen nicht etwas mürrisch? Ich war leidend. Jetzt bin ich wiederhergestellt.

8.

Weißenfels d. 14. Juni 1881.

Verehrter Herr,

Ihr Brief von Ende Mai traf mich in Erfurt, wohin ich zu einer erkrankten Verwandten gerufen worden war. Er klang durchaus nicht „mürrisch", sondern von A bis Z liebenswürdig anschaulich interessirend, bis auf die leidige Unpäßlichkeit, die ich Ihrer Photographie gar nicht angespürt hätte. Ich fürchte, Sie denken und sitzen zu viel. Ich möchte Sie nach Karlsbad schicken, denn brustkrank sind Sie nicht, und gegen fast alle leiblichen Überflüssigkeiten ist diese heiße Zerstörungsquelle ein Segen. Sie besuchten bei Wege mich dann in meiner einsamen Mansarde, wenn nicht gar schon in Reichenhall — St. Zeno — wo ich, will's Gott, sobald der Sommer nur nicht mehr blos im Kalender steht, in guter Luft und guter

Freundschaft mich etliche Wochen zu erfrischen hoffe; denn ich bin und war von Jugend ab ein armseliger Lebensstümper.

Ich bilde mir ein, Sie und alle die, welche Sie lieb und geliebt haben, leiden und leben zu sehen. Nur die Kinder fehlen. Meine Hauptpersonen. Und Sie schrieben doch in einem früheren Briefe von Weib und Kind. Sie müssen auch Kinder haben; sind sie auch selten Erben des Genius, zum Glück, zur menschlichen Völligkeit gehören sie. Auch ich habe mich danach gesehnt wie nach nichts anderem, mir eines zulegen zu dürfen. Aber ich war allezeit neben absterbendes Leben gestellt und erst im Alter ist mir die Sehnsucht in Erfüllung gegangen. Freilich nur halb und halb; denn das verwaiste Brudersöhnchen, das mir im Herzen liegt wie ein eigenes, lebt nicht unter meinen Augen und ich habe nur indirecten Einfluß auf seine Erziehung. Kürzlich jedoch habe ich von Erfurt aus den fünften Geburtstag des Männchens mitgefeiert und von seiner Mutter mir mancherlei von Männedorf erzählen lassen, in dessen Sphäre sie sich geistig heimisch fühlt. So habe ich denn auch eine Vorstellung von der Schwester gewonnen, die Ihnen „über Alles theuer" ist. Ein seltenes Glück! Die Geschwisterliebe, die wahre, reine, begierdelose ist mir gar seltsam vorgekommen; will sagen: dauernd. Das frühe Naturband lockerte und löste sich am eigenen Herd. Wenn Sie mich wieder einmal mit einem Wort beglücken, vergessen Sie ja nicht, mir Ihre Kleinen abzumalen.

Vorgestern bei der Heimkehr von Erfurt, empfing mich nun Ihre Karte. Also doch! Ich hatte gehofft, daß H. Rodenberg seinen alten Vorsatz, die invalide Fabulistin besprechen zu lassen, aufgegeben hätte. Nun, wer sich in das Freie wagt, muß sich das Anblasen gefallen lassen. Daß der Beurtheiler Ihr Freund ist und Sie mit dem Artikel einverstanden sind, beruhigt und freut mich; womit ich sagen will, daß ich braven

Tadel nicht scheue, sondern ehre. Wäre er nur früher, während meiner dürftigen Schaffenszeit gekommen. Vielleicht bekomme ich das Heft in Reichenhall zu Gesicht, oder in München, wo ich mich ein paar Tage umschauen will, wennschon ich sonst nicht städtesüchtig bin. In Zürich, wo ich vor einer Reihe von Jahren kurze Zeit Rast hielt, habe ich mich tagsüber allein im kleinen Boot auf dem köstlichen See hin und her fahren lassen: in die Stadt bin ich jedoch über mein Hôtel hinaus nicht gekommen: in Luzern nur bis zum Löwen, in Genf bis zur Rousseauinsel und in Köln bis zum Dom. Danken Sie Ihrem jungen Freunde in meinem Namen für die Mühe, die er sich um mich alte Seele gegeben hat. Da sie Ihnen Freude gemacht, ist sie unbedingt dankenswerth.

Das Dorer'sche Preisgedicht hat mir der Zufall in Erfurt in die Hand gespielt. Gewiß verdient es den Preis, umsomehr da es für einen Nordländer von heute schwer sein mag, den spanischen Romantiker zu apotheosiren. Der Leitgedanke ist sehr schön. Ei, Sie Schweizer! Die deutsche Dichtung, die im Centrum ziemlich flau und latent geworden ist, flammt an dem Endpunkte wieder auf, wo sie vor fünf Vierteljahrhunderten die erste Pflegestatt fand. Nun wir gönnen es Ihnen und freuen uns neidlos darüber.

Ich habe also das Problem Ihres Dynasten falsch verstanden? Sie wollen nicht einen ursprünglichen Edlen zu einem Tückebold werden lassen? Um so besser. Ich glaube, was uns Heutigen Noth thut, ist das naturwahre Dichterbild eines Menschen, der trotz seiner Irrtümer tüchtig wirkt und strebt. Man verirrt sich jetzt allzu einseitig in die Nachtseiten der Natur. Daß die abgeklärte Vergangenheit Sie stärker anzieht, als die ringende Gegenwart, begreift sich; dennoch hege ich den Wunsch, Sie gäben uns einmal auch ein Dichterbild aus dem Leben der Mitgeborenen aus Ihrer

naturreichen und Leutebunten Heimath. Sie könnten es geben und Sie allein. Zuerst aber machen Sie sich gesund, d. h. faullenzen Sie den Sommer über.

Dankbar u. verehrungsvoll

Louise François.

9.

Milchberg, 17. Aug. 1881.

Verehrtes Fräulein,

es sind doch wol zwei Monate, daß ich Ihre l. Zeilen empfangen habe. Sind Sie in Weißenfels zurück? Und haben mit Ihrer Freundin eine hübsche Zeit verlebt? Schreiben Sie mir nicht wieder einmal eine Zeile mit ein bischen Reise- oder Menschenbeschreibung? Ich bin dafür stets dankbar, recht dankbar.

Und, daß ich es nicht vergesse, Sie glauben nicht, eine wie hochgeachtete Persönlichkeit die Verfasserin der „letzten Reckenburgerin" hier in Zürich ist. Erst neulich sprach mir ein Freund, der Kunsthistoriker Rahn, mit einer wahren Verehrung von Ihrer „nobeln Schriftstellerei". Wie gefällt Ihnen der Artikel von A. Frey? Mäßig? Er schrieb mir: im Artikel über L. von François wurde mir Einiges gestrichen, nicht zum „Vorteil der Sache".

Inzwischen habe ich Hutten ed. 3, beendigt, von welchem zugleich eine Ausgabe in Quart erscheint, die Sie erhalten sollen. Sie sieht wie eine alte Bibel. Daneben eine Novelle, welche das November Heft der Rundschau bringt und ich Ihnen in Sep. Abdruck schicke. Sie heißt: eine Facetie des Poggio. „Hutten" ist unverändert in Composition u. Farbe — so mangelhaft die erstere, so grau die letztere sein mag. Der Held dagegen

(unter uns: ein unglaublich kühner, ja frecher Geselle) sachlicher und wahrer gefaßt. Natürlich wird es Leute geben, die meinen alten Hutten meinem neuen vorziehen, nur weil jener der alte ist.

Die Hitze war mir wohlthätig. Ich habe allerhand Pläne; auch der böse Dynast besucht zuweilen meine Einbildungskraft, ohne um ein Haar besser geworden zu sein. Mein Haus kostet schweres Geld — Sie haben keinen Begriff, wie hier alles teuer ist und täglichen Verdruß dazu. Doch sehe ich es oft mit Vergnügen an, besonders die Fenster meines 12′ hohen Zimmers. Hier will ich, ohne weitere große Wanderung, meine Kleider verschleißen. D. V.

Ihr M.

10.

Weißenfels d. 12. Sept. 1881.

Verehrter Herr,

Das war eine Freude! Ein Brief von Ihnen schon an sich und nach so langer Zeit — fast drei Monate seit dem letzten — und dann die prächtigen Ernteaussichten auf Ihrem Acker. Eine neue Novelle — ich zerbreche mir den Kopf, was der Titel bedeuten mag — und ein erneuter Hutten. Wenn er Ihrem alten Hutten, meinem Liebling, nur nicht gar zu unähnlich und dem verwogenen Original gar zu ähnlich geworden ist! Erst unter dem Schleier ihrer Dichtung ist mir das letztere eigentlich ein herzbewegliches geworden. Auch daß der heiße Juimond dem bösen Dynasten förderlich gewesen ist, ist ein köstlicher Bon, hoffentlich schon für nächstes Jahr. Sie werden aus dem Halb- oder Garnichtverstandenen schon etwas Einleuchtendes machen. Als ich einst, ich weiß nicht mehr wann und wo, die Sage von der bluträchenden Plantatochter las,

hätte ich auch nicht gedacht, daß ein Dichter sie einem Jenatsch zu Grunde legen könnte; richtiger ausgedrückt: einen Jenatsch aus ihr schaffen könnte. Manche, die ich neuerdings gesprochen habe, halten den Jenatsch für Ihr Meisterwerk. Und dem Gusse nach mögen sie recht haben. Auch der Contrast zwischen Jenatsch und Rohan ist unvergleichlich; außer etwa dem des Becket und Heinrich. Aber das Motiv des Heiligen, die Tiefe des Problems, sein weltumfassender Horizont machen mir diese Dichtung doch zu der größeren. Ich kenne keinen historischen Roman, den ich ihm an die Seite stellen möchte; längst, längst nicht die promessi sposi und ich muß mir beim Wiederlesen ordentlich Mühe geben, nach Weiberart etwas zum Mäkeln daran zu finden. Mit dem indirecten Vortrag bin ich bereits ausgesöhnt. Wer hörte denn nicht auch aus dem vermittelten Wort, daß der Mann, welcher sich selbst für den klügsten seiner Zeit hält, in der erhabensten Liebe das Medium erkennt zur Befriedigung des tiefsten Hasses und der umfassendsten Herrschsucht und daß erst dieser Haß jene göttliche Liebe in ihm zum Durchbruch bringt. Und dann wieder das Gegenspiel von Herrschsucht und Unterwürfigkeit. Ja, ja Sie sind ein Meister der Contraste. Wo haben Sie so tief in die Seelen zu blicken gelernt? Wo hat es Shakespeare gelernt? O, bleiben Sie nur gesund, so werden wir noch Wunderdinge von Ihnen erleben. Seltsam, daß Sie erst als Fünfziger, wo andere aufhören, angefangen haben, nicht zu dichten, aber zu fabuliren. Will's Gott ein Anzeichen, daß Sie von der Natur angelegt sind, ein Hundertjähriger zu werden.

Ich war mehrere Wochen in Reichenhall; in anmuthiger Landschaft und fast ausschließlichem, stillem Verkehr mit meiner Freundin Ebner, der liebenswerthesten Frau, die mir im Leben begegnet ist und gewiß einer der seltensten unserer Zeit und ihrer Zone. Impulsiv wie ein Kind; warmherzig

wie eine Achtzehnjährige von der rechten Art und klar und frei denkend wie ein Mann. Ich wüßte mich kaum so angenehmer, friedlich belebter Wochen zu erinnern. Aber es ist einmal nicht anders: „alles kann der Mensch ertragen, nur nicht eine Reihe von guten Tagen". Ich spannte aus; hoffte auf Stärkung in Gastein, fand der Kaiserzusammenkunft halber kein Unterkommen, entschädigte mich durch einen Flug über den Brenner, da es, der glühenden Temperatur halber nicht bis Ganzitalien sein konnte, wenigstens bis Halbitalien, d. h. Botzen u. Meran und sitze seit 3 Wochen wieder mucksmäuschenstill in meiner heimischen Mansarde.

In Reichenhall lernte ich ein Fräulein Druscowitch als Gast Fr. v. Ebners kennen und aufrichtig lieb haben. Eine junge Wienerin, die vom 13. bis 16. Jahre das Conservatorium für Musik in ihrer Vaterstadt absolvirt, dann unbefriedigt von solcher ausschließlichen Kunstübung, durch Privatunterricht sich die Gymnasialbildung angeeignet, bei den Piaristen ihr Abiturientenexamen gemacht, vier Jahre in Zürich, wo ihre Mutter zur Zeit lebte und noch lebt, Philologie und Philosophie studirt und mit Ehren doctorirt hat, meines Wissens der erste weibliche Doctor der Philosophie. Sie privatisirt seit Jahr und Tag in Wien, in den besten Kreisen wolgelitten und war im Begriffe, zu ihrer Mutter auf einige Zeit nach Zürich zu gehen. Sie, verehrter Herr, dort aufzusuchen und kennen zu lernen, war ihr dringendes Verlangen, nachdem durch ihrer Gastfreundin und meine Vermittlung Sie Ihre Dichtungen erst, es ist wirklich schwer zu glauben von einer halben Züricherin, aber wirklich erst jetzt, hatte kennen lernen und sagte ich ihr gerne die Bitte zu, sich mit einem warmen Gruße von mir bei Ihnen einzuführen. Kommt dieser Anspruch nun nicht post festum, so machen Sie, bitte, dem Fräulein Doctor ein freundliches Gesicht. Es ist ein körperlich wie geistig

frisches, kräftiges Geschöpf, durch und durch ehrenhaft, fröhlich wie ein Kind, von gesundem Willen. Was sie noch zu lernen hatte war, daß gewisse anstudirte, allzu entschiedene Entschiedenheiten ausgemerzt werden dürfen, ohne der Wahrhaftigkeit Abbruch zu tun, und daß man auch unter weiblichen Formen ein tüchtiger Mensch sein und allenfalls auch etwas Gründliches lernen könne. Dafür aber war Fräulein Doctor bei Marie Ebner in der besten Schule.

Ich gratulire Ihnen zum wohnlichen Ausbau Ihrer Heimstätte, nachdem Verdrießlichkeiten und Geldopfer glücklich überstanden und Sie mit den Ihren wieder warm zwischen den eigenen vier Pfählen geworden sind. Oftmals sehe ich mir das anmutige Bildchen über Ihrem Maibriefe mit Ergötzen an. Von der Scenerie habe ich ja so ungefähr eine Erinnerung. Worüber ich mir aber vergeblich den Kopf zerbreche, das ist, wie Sie die hohen Fenster Ihres Zimmers zum Verschließen Ihrer Kleider benutzen wollen!!?

Wie mir der Artikel des H. Frey gefallen hat? fragen Sie. Nun, Gott sei Dank, es war ja im Grunde nicht ein Urteil über mich, sondern nur über die Eröffnung der Collection Spemann, in der man mir gewogentlich den ersten Platz angewiesen. Was über das Lob der hübschen Ausstattung und des billigen Preises, die dem Verleger zu Gute kommen, hinausgeht, scheint mir viel zu viel gesagt. Ich freue mich der Popularität, die mir der alte Phosphorus Hollunder merkwürdiger Weise eingetragen hat, nicht im Entferntesten.

Wahrhaft verdrießlich aber sind mir die ersten Seiten des neuen Monatskalenders, in welchen Herr Spemann seinen Jahresalmanach umgewandelt hat. Ich lieferte auf wiederholtes Drängen das Lümpchen von Machwerk aus, um in Ermangelung von etwas Besserem, die vorgesetzte Bogenzahl des ersten Collectionsbandes zu füllen. So als

Anhang und etwa eine Mahnung an die gleichzeitigen Schrecken von Chios, mochte das Sächelchen allenfalls passiren. Wann und wie es entstanden, weiß ich nicht mehr; vielleicht als Stylübung schon in meiner Backfischzeit; keinenfalls in der Absicht jemals einem Menschen vor Augen zu kommen. Nun muß ich in alten Tagen mir gefallen lassen, daß Sie und nicht Sie allein, mich um dieser unschuldigen Jugendsünde willen weidlich auslachen werden, wenn den Oktober das erste Heft des im übrigen ganz hübschen neuen Unternehmens zu Händen kommt. Die Monatsschriften wachsen übrigens wie Pilze aus der Erde. In Leipzig läßt zum Herbst Sacher Masoch auch eine „internationale Revue" erscheinen. Sie bleiben hoffentlich der Rundschau treu. Sie ist ein vornehmes Blatt. Leben Sie herzlich wohl und seien im Voraus bedankt für Alles Gute, was Sie mir in Aussicht stellen.

In wahrer Verehrung

L. François.

11.

Kilchberg bei Zürich, 25. Sept. 1881.

Endlich, verehrte Freundin, finde ich die Zeit, Ihnen für Ihre letzten liebenswürdigen Zeilen zu danken und beginne damit, Licht in die 12′ hohen Räume und die darin verschlossenen alten Kleider — die Franzosen nennen das einen coq-à-lâne — zu bringen. Ich schrieb: mein Haus i. e. meine mir eingerichtete Ländlichkeit und Einsamkeit werde wenigstens dazu gut sein, meine alten Kleider zu verscheißen (y user mes vieux habits). Das Französische, das ich bei meinen langen Aufenthalten in Genf, Lausanne, Neuchâtel und Paris viel und gerne sprach, läuft mir zuweilen noch nach. Vergebung!

Und — Irrung gegen Irrung — denken Sie, daß ich nach der Photographie — Sie mir hartnäckig kaum Mittelgröße vorgestellt habe und nun erzählte mir Frl. Druscovich, daß Sie groß sind, worein ich mich garnicht finden kann.

Das brave Fräulein traf es gestern am denkbar ungünstigsten. Ich speiste um 3, um gegen 4 Uhr unabweislicher Geschäfte halber mich nach Zürich zu begeben. Sie kam 3, ich hatte noch bis 3½ zu thun, dann plauderten wir ein halbes Stündchen, um hernach zusammen per Bahn nach Zürich zu fahren. Das Fräulein gefiel mir mit seinen breiten Schläfen, sie hat etwas Türkisches (oder Serbisches) und daneben — sehr untürkisch — kann sie die modernen philosophischen Siebensachen an den Fingern herzählen. Ich halte sie für sehr brav und wenn ich ihr auf ihrer steilen Bahn irgendwo eine Hand reichen kann, bin ich gerne erbötig. Ich habe sie natürlich auf das Thema „L. von Fr." gebracht und sie mußte mir erzählen, erzählen Was mir davon am meisten gefiel, ist daß Sie verehrte Freundin, eine deutsche Patriotin sind. So bin auch ich.

Ich reciprocire mit einer Recommandation. Edmund Dorer, der preisgekrönte Calderonbesinger, geht für einige Tage nach Dresden, und ich habe es ihm nahe gelegt, wenn es seine Zeit erlaubt, Sie zu begrüßen. Setzen Sie ihm keinen westphäl. Schinken vor — er ist ein Vegetarier.

Die calabrische Sage in „Fels u. Meer" hat mich denn doch sehr interessirt. Schreiben Sie, verehrte Fr., einen Ihr Lebenswerk krönenden Roman mit dem Motiv: Vaterland und Heimat (siehe „zu den Füßen des Monarchen" ad majorem gloriam des neuen deutschen Reiches) gegen den unberechtigten Particularismus.

Willkommen die Zeitlose! Die Herbstfrische! Die Lese und dann die stillen, schönen, weißen Wintermonate, wo sich etwas Umfangreiches componieren läßt.

Ihr CFM.

Confidentiell. Als ich vor geraumer Zeit mit Kinkel zusammen war, sprachen wir vom „Drama" und ich warf hin: ich hätte wol Lust, trotz tausend Schwierigkeiten Gustav Adolf zu behandeln. „Den nehm ich Ihnen nicht weg" sagte er. Neulich besuchte mich Frl. von Ringseis (die Münchnerin, Tochter des ultramontanen Herrn von Ringseis), welche ein paar hübsche Dramen à la Calderon geschrieben hat, und ich warf dasselbe hin: „Den nehm' ich Ihnen nicht weg", sagte sie wörtlich. Ist das nicht verführerisch? (Ich meine es im Ernste) fest in die Mitte zu treten zwischen Rom und Radicalismus? Die dramatischen Opportunitäten sind in diesem Stoffe sehr gering, aber mit Phantasie läßt sich alles handlich machen. Ich bedarf jetzt eines „erbaulichen" Helden, wie Hutten, nicht wie Jenatsch oder der Heilige oder der Dynast (Graf von Tockenburg). Natürlich wird darin der Held von Herzog Sachsen-Lauenburg in der Schlacht ermordet — nach der Volkssage und aus dem Pagen Leubelfing, der mitstarb — ja, was aus dem gemacht wird, ist mein Geheimnis. Die Verschuldung des Helden ist einfach: er begehrt in seines Herzens Tiefen die deutsche Krone, welche nur einem Deutschen gebührt. Die Novelle in der Rundschau, deren Sep. Abdruck ich senden werde, ist Renaissance. Poggio, der Manuskriptendieb erzählt sie. Thema: Schelmerei u. Redlichkeit.

12.

Weißenfels 16./10. 81.

Ich habe Ihnen zweifältig Dank zu sagen, verehrter, lieber Herr und Freund. Einmal für Ihren Septemberbrief, der so beglückende Aussichten eröffnet; dann für den erneuten Hutten, der durch die verschärfende Retouche und Zuthat an Interesse gewonnen hat, ohne an „Erbaulichkeit" und herzrührendem

Eindruck zu verlieren. Vermißt habe ich nur die schönen Strophen, in welchen das künftige Deutschland gemahnt wird, den Schutz nicht zu vergessen, welchen allein die Schweiz dem verfehmten deutschen, tapferen Sänger gewährt hat. Sollten sie mir bei der Durchsicht entgangen sein? Oder meinten Sie Ihre Landsleute zu beleidigen, indem sie dieselben eventuel des deutschen Schutzes, — als Gegendienst — bedürftig erachteten? Das ist natürlich Spaß; Ernsthaft aber sage ich: Schade.

Der confidentiel mitgeteilte Plan ist wundervoll. Ich habe es immer auf dem Herzen gehabt und nur nicht auszusprechen gewagt: Schreiben Sie ein Drama. Trauerspiel oder Lustspiel; am liebsten beide, denn wir brauchen beide und Sie vermögen beide, Sie allein unter den heutigen, bis dato bekannt gewordenen. Aber ein aufführbares. Der Schwede wäre der packendste Stoff; freilich auch wohl der schwierigste; indeß Sie bringen ihn schon fertig. An die Missethat des Lauenburgers habe ich nicht glauben wollen. Als ich aber vor Jahren in der Jesuitenkirche von Mariaschein bei Teplitz unerwartet auf seine Grabkapelle stieß, wurde mir die Sage nahezu erklärlich. Am Ende machen Sie gar noch eine Art von großdeutschem Helden aus dem Meuchelmörder.

A propos Meuchelmörder: Ich habe mich immer geärgert, daß Schiller Ihren Tell in patriarchalischer Friedseligkeit abschließt. Warum ließ er ihn nicht in dem Befreiungskampfe, den sein Meuchelmord — denn das ist und bleibt seine That — entzündete, als Helden fallen und beide unnatürliche Schüsse, den auf des Kindes Haupt und den in des Tyrannen Herz, auf diese Weise sühnen?

Gustav Adolph war übrigens noch in meiner Jugendzeit der gefeiertste und lebendigste Held meiner heimatlichen, von Schlachtfeldern umringten Gegend, weit mehr als der

alte Fritz im nahen Roßbach, oder Napoleon, den so Mancher noch mit Augen gesehen und die sächsischen jungen Mädchen — nach Jena!! — mit Blumensträußen beworfen hatten. — Als hätte man es miterlebt, erzählte man sich, wie am 7. Nov. Herzog Bernhard an der Spitze der protestantischen Armee die Leiche des Königs nach Weißenfels geleitet um sie im dortigen Geleitshause seciren und einbalsamiren zu lassen. Die bei dem Akt an die Wand gespritzten Blutspuren wurden als ein Heiligthum unter Glas und Rahmen gefaßt und von Zeit zu Zeit heimlich durch Tüncherkunst aufgefrischt. Auch ein Bildnis des Helden darübergehängt. Die Durchreisenden — und deren waren viele auf dieser deutschen Hauptstraße von Nord nach Süd, bevor man dampfend auf ihr vorübersauste — wallfahrteten gewissenhaft nach diesen letzten Lebensspuren des reinen Glaubenshelden im Schwurzimmer des nunmehrigen Gerichtsgebäude. Ihm geheime cäsarische Gelüste zu unterschieben würde wie eine persönliche Beleidigung angesehen worden sein. Auch die königliche Wittwe ließ fälschlich die Sage bei der Leichenschau während sie doch in Erfurt eine berühmt gewordene Vision gehabt haben soll, in Weißenfels gegenwärtig sein. Der treue Leubelfing, aus dem Sie am Ende gar eine lutherische Jeanne d'Arc machen wollen, ist aber nicht bei uns, sondern im unfernen Naumburg seinen Wunden erlegen.

Aber was schwatze ich da für unnützes Zeug. Vergebung. Gehen Sie getrost an das gute Werk. Es wird schon werden. „'s werd scho wäre" — unser sächsischer Lieblingsspruch.

Also groß an Leib hat mich Fräulein Doctor geschildert? Nun, ihrer stattlichen Thusneldengestalt gegenüber bin ich mir sehr zwergenhaft vorgekommen. Doch mag ich wohl zum gestreckteren Mittelschlag gehören und wegen meiner Dünnigkeit etwas länger aussehen als ich bin. — Und auch als deutsche

Patriotin hat sich mich herausgestrichen. Schön Dank dafür; ich wüßte aber wahrlich nicht, daß wir, in unausgesetzter Gesellschaft unserer Freundin Ebner, die, wenn auch die freisinnigste aller mir bekannten Frauen, doch immer Katholikin und Oestreicherin ist, jemals ein an Politik streifendes Gebiet berührt hätten. Nun freilich stehe ich im deutschen Ring; wenn die Nationalität auch nicht mein Horizont ist und ich weiß, daß in einer gewissen Zeitspanne dieser Standpunkt ein überwundener, vielleicht kaum begreiflicherer sein wird als der der Kreuzzüge. Innerhalb seiner Zeitschranken Stellung zu nehmen muß aber auch dem bescheidensten Frauenzimmer gestattet sein, wie die Einseitigkeit im gegebenen Moment dem universalst gebildeten Manne eine Ehrenpflicht ist. So haben denn Friedensliebe à la Elihu Burrilt und Bewunderung zu Bismarck-Jenatsch gleichzeitig in einem alten Weiberherzen Platz.

Uebrigens hat mir Frl. Doctor kürzlich geschrieben voll Dank und Freude über das Bekanntwerden mit Ihnen. Sie haben recht: es ist ein braves, tapferes Mädchen und ihre Stellung zur Gesellschaft, präciser ausgedrückt die Existenzfrage sehr zweifelhaft. Noch gilt in Deutschland das Schillersche Frauenideal und vom Standpunkte des Geschlechtes Nummero Eins aus betrachtet, gewiß mit Recht. Nur daß den vielen Unbegehrten und den wenigen nicht Begehrenden nicht der Raum versperrt werden darf, auf eigenen Füßen zu einem würdigen, menschlichen Ziele zu gelangen. Will unsre Deutsche mit den „breiten türkischen Schläfen" auf litterarische Thätigkeit ihre Zukunft bauen, muß sie sich zunächst des eingesogenen, sterilen Pessimismus zu entledigen suchen oder mindestens ihn in Isolirhaft halten. Kein Mysterium sollte ziementlicher Weise so im Geheimen gehegt werden, wie das des Nirwana. In unserem Falle ist es noch die Er-

fahrung eines wissensdurstigen unschuldigen Kindes. Ein tüchtiger kluger Mann, ich meine ein Ehemann, würde dem von Natur fröhlichen Herzen rasch eine gedeihlichere eintreiben. Finden Sie ihr doch solch einen Mann. Ein schlechter Scherz — aber er steht einmal da. Verzeihen Sie ihn. Er war gut und im Grunde ernst gemeint. Nur übel angebracht.

Was mich in Frl. Doctors Briefe ganz besonders erfreut hat, war die Erwähnung, daß auch Ihre Frau Gemahlin sich meiner freundlich erinnert hätte. Wenn es nur nicht eine kleine gutgemeinte Lüge gewesen ist, von der Art wie auch strenge Moralisten sie sich nicht als Sünde anrechnen. Ich will's aber als Wahrheit annehmen; Sie um einen freundlichen Gruß an die liebe Frau bitten und mir sogar erlauben, ihr — nicht etwa Ihnen, Maëstro! — nächstens zum Dank ein Exemplar meiner alten Reckenburgerin — ich habe leider ja nichts Besseres — zu senden. — Schreiben, wie Sie mir rathen, kann ich nichts mehr. Unsere deutsche Zwie- u. Vielspältigkeit ist aber das Motiv diverser verschollener Fabeleien meinerseits gewesen, lange bevor die Reichszusammenfassung eine Wahrheit geworden war.

Ihr angekündigter Calderonssänger und Vegetarianer ist nicht gekommen; es müßte denn während der Paar Tage gewesen sein, die ich kürzlich bei alten Freunden in Halle verbrachte. Halle ist der geistige Herd unserer Provinz, aber auch nicht das bescheidenste belletristische Flämmchen glimmt in seinen Mauern. (Den Dichter der Plaudereien an französischen Kaminen abgerechnet, der aber doch mehr als gewaltiger Operateur in Betracht kommt.) Einstmals ein Quellpunkt theologischer Systeme: Pietismus, Orthodoxie, Rationalismus, Lichtfreundschaft u. s. w. (Franke, Tholuck, Guerike, Niemeyer, Wegscheidter, Wislicenus u. s. w.) ist es jetzt eine nennenswerthe medicinische Pflegeanstalt. Die Milliarden sind ihm

zu Gute gekommen. Der Complex der neuen Kliniken -- sammt Bibliothekbau — sucht gewiß in Deutschland und vielleicht allen Ländern seines Gleichen. Aber dummes Zeug! das interessirt Sie ja nicht.

Ich habe mir von Halle zur Winterunterhaltung die Geschichte Roms im Mittelalter von Gregorovius, einem meiner Lieblingsschriftsteller, mitgebracht. Denn in Ihren Willkommensruf an den schönen, weißen Winter stimme ich nicht ein; so lange ich von meinem Leben weiß, ist er mein Todfeind gewesen, habe ich mich bei seinem Nahen leidenschaftlich unter einen milderen Himmel gesehnt und da mir niemals Flügel wachsen wollten, hätte ich mich gern unter die Erde gekrabbelt, um wie ein Murmeltier das unholde Walten zu verschlafen. Da bin ich denn schließlich auf das Hülfsmittel verfallen, mich durch die Phantasie — die schwächste Partie meines Ingeniums — in glücklichere Zeiten und Zonen zu versetzen. Vorig Jahr war Griechenland dran; heuer Rom. Die 8—10 dicken Bände füllen wohl — täglich ein paar Stündchen — die langen, kümmerlichen Monde aus.

Verbringen Sie dieselben froh und rüstig. Schaffen Sie, aber nicht allzu anstrengend, daß Sie nicht etwa krank werden. Des Resultates Ihres Winterfleißes werden sich Viele freuen, aber niemand inniger als Ihre wahrhaft ergebene

Louise Francois.

Der coq-à-l'ane war köstlich. Grund desselben der bei uns nicht übliche und etwas unleserlich geschriebene Ausdruck „verschleißen".

Ich habe Frl. Druscovitz gebeten, mir auch einmal etwas von Ihren Kindern zu schreiben: Zahl, Geschlecht, Alter, Art etc. Hübsch wäre es aber, Sie thäten es gelegentlich selbst. Ich bin noch immer neugierig und liebe Kinder.

13.

(Unterbrochen durch den Abgang der Posttasche.)

24. Oct. 1881. Kilchberg bei Zürich

Verehrte Freundin,

nur, unter tausend Abhaltungen eine flüchtige Zeile, welche Ihnen für die Zusendung der Reckenburgerin danke. Ich werde das Buch abends mit meiner Frau lesen. Da diese aber durchschnittlich von einem (Bau, Lese und Kind) tüchtigen Tagewerk redlich müde ist, machen wir kleine Abschnitte, was mir Gelegenheit geben wird, Ihr Meisterwerk (vide deutsche Lit. Geschichte) gründlich zu studiren.

Unser Kind wird im December 2 Jahr alt (ich habe erst mit Fünfzig geheiratet) ein Mädchen also, das entsetzlich viel Lärm macht, (gerade während ich schreibe), wovon ich Ihnen zur Belebung Ihrer „Mansarde" gerne die Hälfte abtreten würde.

Ueber den „Hutten" habe ich ein Büschel Briefe erhalten, aus welchen zu lernen ist, obwohl bei den meisten der ästhetischen Wertung irgend ein geheimes Motiv (relig. oder polit. oder individuelles) zu Grunde liegt, trotz aller vorgängigen Betheuerung, daß die Wertung eine rein ästhetische sei. Doch das ist natürlich und gut, daß etwas anders als ästhetische Standpunkte zu unterst liegt. Die Wahrheit ist: 1) ich selbst bin seit Hutten I realistischer geworden, 2) ich habe dem „Sterbebüchlein" absichtlich etwas „Welt", der Elegie etwas Humor, dem edlen Metall etwas unedleres beigemischt, um das Werk etwas dauerhafter — wo möglich! — zu machen. Die von Ihnen vermißte Strophe wird in einer denkbaren 5. Auflage ihr Aequivalent finden. Sie blieb aus andern als den mir geliehenen Gründen weg.

Ihr M.

14.

Weißenfels 14/11. 81.

Verehrtester Herr und Freund,

Herzlichen Dank für die Freude an Ihrer Facetie und das was ihr „zu unterst liegt". Gregorovius' Geschichte Roms füllt heuer meine einsamen, langen Winterabende; da fügte das Intermezzo des Schwanks sich auf das Schicklichste in die große Tragödie einer sinkenden und auflebenden Götterwelt, in welcher der Gott immer spurloser verschwand und das ächte Kreuz zu einem Gaukelspiel ward. Die Tragödie ist noch nicht abgeschlossen — und wird es niemals werden. Das entbindet aber nicht von der Mühe, der Comödie entgegenzusteuern. Guten Muth und guten Wind bei weiterem Zug.

Irre ich mich, wenn ich in Ihnen einen Freund, d. h. einen Gesinnungsgenossen Ihres Landsmanns Bluntschli — des leider zu früh geschiedenen — vermuthe? Dank auch für das Briefchen.

Mit aufrichtiger Bewunderung

Louise François.

Ich öffne das Couvert, um eine Bitte hinzuzufügen. Eben zeigt mir Herr Spemann die Fertigstellung eines alten Versuchsstückes an, dessen er sich erbarmt hat, nachdem es mehr als 20 Jahre in meiner Schublade gelegen. Dem Namen nach ein Lustspielchen, in einem Anfalle von Uebermuth nach einer gleichnamigen, ganz leidlichen Novelle zurechtgestutzt, — dem Wesen nach ein Mondkälbchen, dessen Veröffentlichung im Grunde eine Thorheit ist, da es weder Honorar- noch Aufführungswürdig erscheint und auch kein richtiges Lesestück ist. Spemann scheint mir ein bischen Wagehals mit seinen Unternehmungen. Wollen Sie sich nicht disgustirt fühlen, Verehrter, wenn Ihnen ein Exemplar zukommt, Sie brauchen es ja nicht

zu lesen, oder allenfalls nur die Schlußscene des dritten Acts, die mir hübsch genug scheint. Sie aber sollten sich zu einem Lustspiel verstehen, wenn Sie wieder einmal in der Stimmung sind, in der das Brigittchen entstand. Man merkt ihr das Gaudium an und wird davon ergriffen.

15.

Kilchberg bei Zürich 25. Nov. 1881.

Meine verehrte Freundin,

Schon in die geschäftliche Strömung der Jahreswende gezogen, ergreife ich den Augenblick, Ihnen für Ihre l. Zusendung zu danken. Das Lustspiel geht flott und rasch und hat feste Zeichnung in Haupt- und Nebenfiguren. Diesen Moralprediger lasse ich mir gefallen!

Die „Reckenburgerin" habe ich mir inzwischen, dieselbe abends meiner Tagewerk-müden Frau langsam vorgelesen, Wort um Wort besehen, zu meinem großen Nutzen. Die Reckenburgerin ist ein weiblicher Typus, den ich — mit einigen unwesentlichen Modificationen — im Leben gesehen und in einem bestimmten Exemplar genau gekannt habe. Dieser Typus — welchen Sie übrigens bewunderswert individualisirt oder wohl richtiger: unzertrennlich von einer bestimmten Individualität wahrgenommen haben, fordert mit Notwendigkeit die beiden Passionen (Prinz und Faber) und das Gegenstück des hübschen Leichtsinns. Letzteres (Dorl) mag ich nicht, viel lieber die schwarze Gräfin mit ihrem Räuschchen und französischen Liebesliedchen. Summa: Die Reckenburgerin bleibt. — Auch ich habe meinen Gregorovius, Geschichte von Rom, aus dem Bauhause in meine Wohnung hinübergeholt. Der Staufe Friedrich II. hat es mir angetan. Wankelmut! sagen Sie. Keineswegs sondern ein Belauschen und

Vergleichen meiner Stoffe, bis einer derselben übermächtig wird und mich zwingt, ihn zu behandeln.

Gestern hatten wir hier italienisches Wetter: ich hätte Ihnen gerne etwas davon geschickt.

Vor einem Jahre (auch im Nov.) habe ich, von heute auf morgen meinen Koffer packend, Deutschland in zwei Wochen durcheilt (Nürnberg, Dresden, Berlin). Es ist mir eine Art Heimweh danach geblieben, aber ich werde mich wohl hüten, mein hübsches Nest, das mir Stille und Unabhängigkeit bietet, zu verlassen.

Was sagt man bei Ihnen von Bismarck? Ich gehe mit ihm durch dick und dünne bis auf einen Punkt, eine Allianz mit dem Centrum.

Ihr M.

16.

Weißenfels 11/12. 81.

Verehrter Freund,

Ich teile Ihre Verwerfung des fraglichen Schriftstückes *) ganz und gar; ich finde darin sogar noch weniger als Sie; vermisse den „klugen, logisch geschulten Verstand", — in der Geschmacklosigkeit des Problems der Leidenschaft eines Eidams für seine alte Schwiegermutter, das doch das treibende Agens der Handlung ist. Auch ich habe aus diesem Erstling die in diesem besonderen Falle betrübende Consequenz gezogen, daß der Autorin nicht nur die äußerliche Gestaltungskraft gebricht, sondern vielmehr noch der innerlich gestaltende Sinn, — Phantasie, Intuition — aus dem das Gewebe sich bildet, dem Wissen und Wollen nur als solides dauerhaftes Unterfutter dient.

*) S. Erläuterungen und Zusätze. A. d. H.

Bis auf diese Consequenz habe ich meine von der Autorin gewünschte Auffassung schon vor Wochen so ungeschminkt ausgesprochen, als es ohne Grausamkeit geschehen konnte, in einer langathmigen Correspondenz, habe die sich Fühlende ohne Zweifel tief gegen mich verstimmt, von ihren ihr näher als ich stehenden Wiener Freundinnen und Gönnerinnen aber ob meiner Ehrlichkeit lauten Beifall geerntet, da keine von ihnen den Muth hatte, ihr den mit dem meinen übereinstimmenden Eindruck einzugestehen. Als ob Schweigen nicht die härteste Verurteilung wäre!

So gerne ich daher Ihnen die Verdrießlichkeit ersparte, in welche indirect ich Sie hineingezogen, ich kann nicht von neuem mit Absprechen anfangen, indem ich mich als Ihre Stellvertreterin gerire. Es würde die Arme zu tief kränken. Schreiben Sie ihr daher selbst in einer freien Stunde so viel oder so wenig als eine menschenfreundliche Stimmung hergiebt. Was von der alten unberufenen Vernunftsbase verletzte, wird dem berufenen Dichter geglaubt werden. Rathen auch Sie, nicht gleich mit dem Höchsten, was ein Gottbegnadeter sich vorsetzen kann, d. h. einer historischen Tragödie, für welche obendrein das heutige Publicum sich schwer erwärmt, anzufangen, sondern bescheiden als Schüler die auffassende und darstellende Kraft zu üben — sagen Sie — nun Sie wissen besser als ich, was zu sagen ist, — es ist ein Kreuz um solch einen Brief, die Kehrseite der Medaille, die ein weittragender Name verleiht. Aber Sie thun ein gutes Werk mit dem Fingerzeig auf den rechten Weg, der Bescheidung heißt, wenn nicht „radical" Entsagung. Sein Sie mir aber nicht böse um der Gutthat willen die ich für unsere geistige Amazone erbitte; ich sehe dunkel in ihre Zukunft, falls sie, was ich nicht weiß, aber befürchte, nach außen hin auf sich allein gestellt ist, die Gelehrsamkeit also nicht blos als eines Luxus pflegen darf, oder —

nun das Oder habe ich schon einmal indiscreter aber aufrichtiger Weise ausgesprochen.

Daß W.[ildenbruch]s Karolinger sich als Kraftstück behaupten, will ich wünschen; zweifele jedoch, ohne sie zu kennen, daran. In Meiningen, wo sie zuerst aufgeführt wurden, hatten sie nur einen Achtungserfolg. Ich hörte von mancherlei Schönheiten der Sprache und sogenannten Mache — häßliches Wort — aber einen zu Grunde liegenden Sinn, ein zündendes tragisches Problem vermochte man nicht herauszufinden. Denn es ist nicht wie in dem späteren Waldradastreit das Ringen geistlicher und weltlicher Obergewalt, sondern soll einfache Niedertracht sein der kaiserlichen Stiefmutter und ihres gewaltthätigen Buhlen. (Also nahezu das gleiche Motiv, das Frl. Doctor sich erwählt.)

Uebrigens hat W. möglicherweise die Kraft ein bedeutender dramatischer Dichter zu werden. An Leidenschaft dafür und sauerem Schweiß hat es ihm nicht leicht einer gleich gethan. Da er in mir verwandten Kreisen befreundet war, interessire ich mich seit Jahren für ihn, ohne natürlich ihn persönlich zu kennen. Sie wissen, daß er der Enkel des genialen preußischen Prinzen Louis Ferdinand ist, der bei Saalfeld blieb. Sein Vater, preußischer General, war lange Zeit unser Gesandte in Constantinopel. Dort wurde der Dichter auch geboren und später nach preußischer Art in Berlin zum Soldaten erzogen. Der Poet ließ dem jungen Gardeoffizier jedoch keine Ruhe; mit einer Energie, die für den Mittellosen doppelt anerkennenswert ist, setzte er sich auf die Schulbank, um das versäumte Abiturientenexamen nachzuholen, studirte, legte die unerläßlichen Staatsprüfungen ab und ist nun, irre ich nicht, dem Namen nach im äußeren Ministerium angestellt. Viel wird der idealistische Schwärmer Meister Bismarck freilich nicht nützen. Bei alledem vermochte er bisher bei keiner Bühne mit

einem seiner Dramen: Mennonit, Herrin ihrer Hand ꝛc. anzukommen. Jetzt auf einmal schießt sein Weizen in die Höhe. Sein Genius wolle, daß er zur Reife gelangt.

Und damit: vale im alten Jahr und gut Heil im neuen dem Dichter und seinem Haus.

L. F.

Was macht denn der Dynast? Wächst er sich aus? Und der Schwedenkönig? Ist es durchführbar bleiben Sie ja ihm treu. Der Stauff ist dramatischer aber zu fernliegend für die Bühne.

17.

Postkarte, Poststempel Kilchberg 15. XII. 81.)

Ich danke der Reckenburgerin für ihre l. Zeilen und werde mich von ihr an Mut nicht beschämen lassen. Ich werde an Frl. T. gründlich, aber nicht abschreckend, schreiben, car il ne faut décourager personne.

Der „Dynast" läßt mich nicht los: „eine Geschichte des Bösen in einer genialen Renaissancenatur". Friedr. II. studire ich nur als „Hintergrund" einer andern Fabel. Gustav Ad. ist furchtbar schwer, doch auch ihn lasse ich nicht fahren. Zuerst und vor allem aber schreibe ich ein 2. Novellchen (Gegenstück zum Brigittchen): „Die Leiden eines Knaben" nach einer Zeile der Memoiren S. Simons. Versailles 1709. Sie schütteln den Kopf: 4 Projecte! Es ist eben jetzt so hübsch kalt: der Winter ist meine Saison. Da denkt sichs so kräftig! Nun aber noch meinen herzl. Dank für alle Freundlichkeit, guten Räte, alle Weisheit „und gescheidten Worte" des endenden Jahres.

Ihr M.

18.

(Postkarte.)

Verehrte Freundin,

ich lasse es nicht neues Jahr werden, ohne Ihnen noch einmal für alle Güten des endenden gedankt zu haben, fast in seiner letzten Stunde. Ich habe noch auf dem Herzen Ihnen zu sagen, daß Sie mir (erst neulich noch in einem gedruckten Worte) meine Begabung und mein Geleistetes zu überwerten scheinen. Letzteres könnte werden, ist aber noch nicht! Leben Sie lange und bleiben Sie die treue Beraterin. Das walte Gott!

Kilchberg bei Zürich, 31. Dec. 1881.

CFM.

19.

Weißenfels, 2/1. 82.

Verehrter Freund,

Zu oberst: nochmals Glück auf! im neuen Jahr und so Gott will vielen, die ihm folgen; demnächst Dank, daß Sie sich in dem vergangenen der alten, einseligen Invalidin — ei, wie sage ich nun? — genähert, nein, das ist nicht genug — geoffenbart haben und es höchstens ein bischen ironisch, aber doch nicht übel aufnehmen, wenn sie ihre Freude darüber in langathmigen Episteln zum Ausdruck bringt; endlich aber — mit einiger Beschämung — die Aufklärung eines Mißverständnisses, das durch ein Ihnen zugekommenes Feuilleton der Wiener Presse entstanden sein mag.

Sie meinen, ich habe irgend etwas Pomphaftes über Sie drucken lassen. O, trauen Sie mir solche unkluge Verwogenheit nicht zu. Ich lasse überhaupt nichts mehr drucken u. habe niemals über einen Mitlebenden etwas drucken lassen.

(Doch einmal vor etwa einem Vierteljahrhundert, von R. Prutz aufgefordert, in seinem „Museum" eine Besprechung der Selbstbiographie der G. Sand. Nun Frau über Frau, das passirt allenfalls; aber Frau über Mann, das passirt nicht.)

Ich weiß, daß weibliches Urteil und weiblicher Preis männlichen Ohren verdächtig klingen und einem namhaften Dichter schwerlich genehm sind. Mit dem Artikel des Frl. Paoli — Ihrer großen Bewundererin! — mache ich eine Ausnahme. Wenn eine Oesterreicherin und Katholikin den Hutten, sei es auch nur als Dichtergebild, ihren österreichischen, katholischen Landsleuten zur gerechten Würdigung empfiehlt, das ist ein Zeichen seltener Geistesfreiheit und daß die Poetennatur bei ihr „zu unterst" liegt. Daß aber, höchst ungebührender Weise, mein Name sich der Anpreisung untermischt hat, kann ich mir nur in folgender Weise erklären.

Ich hatte kurz zuvor meiner Freundin Ebner über die dritte Auflage des Hutten geschrieben, und mag — in diesem Bezug keine Zweideutigkeit — Sie einen „dichtenden Historiker" genannt haben. Ich glaube nebenbei auch einen Teleskopisten, im Gegensatz nämlich zu Ihrem Landsmann Keller, den ich einen Mikroskopisten der Gegenwart nannte. Diesen Passus wird Fr. v. E. der ihr nahestehenden Dichterin mitgetheilt und diese, in der Freude der Uebereinstimmung mit der im Wesen und Weben sonst sehr wenig mit ihr übereinstimmenden Vernunftsbase, derselben ein erborgtes Lorbeerblättchen zugeworfen haben.

Dies wollte ich Ihnen heute nur sagen und hinzufügen, daß nach meinem Ermessen und dem aller Bekannten, die ich eines Verständnisses fähig halte, von einer Ueberwerthung Ihres „Geleisteten" nicht die Rede ist. Lernen Sie noch Völligeres schaffen, nun um so besser, so wird unsere Freude an Ihrem Künftigen wachsen. Das Geheimnis der göttlichen

Maaße hat keine gezogenen Grenzen. Daß Sie aber gleich in Ihrem ersten größeren Werke, dem Hutten, ein Fertiges gegeben haben, — die Veränderungen der späteren Auflage schlage ich nicht allzu hoch an, — wird wohl daraus zu erklären sein, daß Sie Ihre Phantasie nicht, wie die Meisten, in vorzeitigen Ueberschwenglichkeiten, — Jugendeseleien — erschöpft, sondern die Reifezeit des Charakters und mannhafter Gedanken zum Produciren abgewartet haben. Daß diese Schöpfungskraft noch recht lange dauere, strengen Sie dieselbe ja nicht zu sehr an. Vier Entwürfe auf einmal dünkt mich ein bischen zu viel. Und doch hätte ich Ihnen noch einen fünften zuweisen mögen, den mir mein lieber Gregorovius aufgefrischt. Arnold v. Brescia. Sie knüpfen Ihre Erzählungen ja so gern an Ihre Heimathsstadt an. Ist es Ihnen nie beigekommen, auch diesen Geächteten, — oder wenigstens Flüchtigen, — dem sie Schutz verlieh, poetisch zu verklären? Daß der Rothbart ziemlich schlecht dabei wegkommen würde, thut nichts. Ich habe mir nie allzuviel aus ihm gemacht. Dankbar und treulichst

Ihre L. F.

20.

(Postkarte.)

6. Jan. 1882. (Poststempel: Kilchberg.)

Verehrte Freundin,

Eine umgehende Zeile. Ich habe in der fragl. Stelle der Wiener Presse nichts als Ihre Freundschaft gesehen, aber allerdings glaube ich kaum, im Anfange (nicht meiner Bahn, das wäre zu lächerlich geredet) sondern der „Kunst" zu stehen. Jetzt schreibe ich erst mein Novellchen. Ich habe — ich sage die Wahrheit und lüge nicht — wie St. Paulus spricht, die Adresse Frl. Doctors verlegt, der Brief liegt fertig, senden Sie mir die Adresse gelegentlich. Stellen Sie sich vor, Dorer-

Calderon ist nicht an der Riviera, wie ich glaubte, sondern in ihrer Nähe, in Kötschenbroda bei Dresden. Ich habe ihm zugeredet, einen Ausflug nach W. zu machen.

(Postkarte.)

21.

Weißenfels 8/1. 82.

V. F. — —

Schön Dank für die Karte und flotten Fluß auf weiße Bogen. Wenn es nur kalt genug dafür ist. Die Amerikaner wollen ja jetzt in der Kälte so gut wie in der Wärme ein bewegendes Prinzip entdeckt haben. Mir ist der milde Winter eine Wohlthat, habe nur einmal einen ähnlichen erlebt, zu einer Zeit, wo Sie, Verehrtester, Winter und Sommer noch nicht zu unterscheiden vermochten. — Neulich las ich, daß Gambetta 12 Gymnasien für Frauen in Frankreich zu errichten gedenke. Was meinen Sie, wenn Frl. Dr. sich um eine Professur für deutsche Literatur und Philosophie an demselben bemühte? Ihr Name würde eine Empfehlung und ihre stattliche germanische Gestalt kein Hindernis sein. Gute Zeugnisse von oestreichischer Seite könnten auch aufgebracht werden. Gott befohlen

L.

Bin noch immer bei Gregorovius. Quatro Cento. Die göttliche Comödie des Dichter Richters wird mir nun erst recht verständlich werden.

Die Adresse ist Wien, Rossau, Liechtensteinstraße Nr. 21, 1 Stock.

22.

Kilchberg bei Zürich, 13. März 1882.

Verehrte Freundin,

eine Zeile an diesem 13 (irre ich oder verjährt sich heute die Ermordung Alex. II?) welcher aber für mich nur das freund-

liche Datum meines heutigen Einzugs in mein mehr als zur Hälfte neues Haus ist. Ich komme mir (unter uns alten Leuten gesagt) wie ein neuer Mensch vor in diesen ziemlich zahlreich und zum Theil sehr hohen Räumen. Sirach sagt: nur ein Thor beginnt täglich ein neues Leben (d. h. lebt ohne Zusammenhang und Folgerichtigkeit), aber der Spruch tadelt nicht die natürlichen Abschlüsse und Kapitel des Lebens —

Unter den neuen Räumen ist einer, den sich meine Frau besonders eingerichtet hat, ein Giebelzimmer, mit dreigetheiltem, ringelscheibigen Fenster im Styl von 1620—1630 (diese Daten tragen die Schreine) getäfelt, möblirt etc. bis auf Spinnrad, Gießbecken etc. — alles durch Juden zusammengekauft. Das Kämmerlein sieht über den Gartenweg auf die steigende Straße und das hochgelegene Kirchlein (Kilchberg).

Und wie geht es Ihnen, verehrte Freundin? Ich arbeite gemächlich und ziemlich in die Tiefe gehend und spanne dann abends meinen Geist mit einem meiner paar Lieblingsbücher aus und ab, (z. B. Port-Royal von Sainte Beuve — kennen Sie das Buch, so wissen Sie, warum ich es liebe.)

Von interessanten Dingen wüßte ich nichts zu erwähnen, als daß ich zeither hier (in Zürich) viel Berlioz gehört habe und dann ein im Correspondant (Paris) veröffentlichtes Reisejournal aus dem Jahr 1820 von Rostopkine (oder wie der patriotische Mordbrenner von Moskau sich schreibt), worin dieser Barbar sich als einen raffiniert feinfühligen Melancholiker mit einem ganz eigentümlichen Humor offenbart.

Eine Zeile Antwort, verehrte Freundin,

Ihrem M.

23.

Weißenfels, 15/3. 82.

Verehrter Freund,

Alles Gute im neuen Haus seinem Herrn nebst Gattin und Kind und — last not least — der hold ernsten Muse. Ich hoffe sie heißt im nächsten Jahre Melpomene, bin aber auch zufrieden, wenn sie wie bisher so ein Geschwisterkind der Clio ist. Die Zahl der quellenschöpfenden Nymphen hat sich vermehrt. Sie sind Mütter geworden.

Das Glück eines eigenen Hauses — und auch das eines neuen — auf einem schönen, sonnigen Fleckchen Gotteswelt, fühle ich Ihnen nach. Es ist lebenslang meine Sehnsucht gewesen. Jetzt, im Alter, bin ich dankbar, es wenigstens zu einer Mansarde gebracht zu haben, in der ich die Sonne und die Sterne aufgehen sehen kann, zu Füßen den Fluß und gegenüber eine Wiese, die sich — wunderfrüh — von Tag zu Tag grüner färbt. Was aber die Hauptsache: in Haus und Hof keine Katze; denn wo Katzen sind kann ich nicht sein, das ist meine einzige, vielfach genirende, Eigentümlichkeit und auch keine besonders rare.

Das Frauenstübchen im Giebel denke ich mir anheimelnd genug, wennschon ich bekennen muß, daß ich mich in Bezug auf Wohnräume — wie in allem andern — als ein stylloser moderner Mensch fühle. Hoch, hell, luftig, freier Blick, weiche niedere Polstermöbel. Meine eigenen sind leider die denkbar härtesten, aus der Zeit der elterlichen Einrichtung, d. h. Empire, also altmodisch.

Ich hätte Ihnen lange schon gern einmal geschrieben, aber es war mir einigermaßen zweifelhaft, ob Sie, wie unser alter, braver Gellert, das Briefschreiben für eine weibliche Tugend hielten. Und was hätte ich sagen dürfen? Ich erlebe

ja nichts. Der wundermilde Winter, den ich nach einer Pause von 48 Jahren noch einmal erlebt habe, ist mein Wohlthäter gewesen; und über die langen Abende half unser lieber Gregorovius hinweg. Ich bilde mir ein, daß Sie ihn persönlich kennen; mindestens finde ich einen verwandten Zug zwischen Ihnen beiden, wie zwischen einem älteren und jüngeren Bruder. Als Historiker hat er für mich nicht seinesgleichen: Forscher, Philosoph und Dichter verschmolzen und ich bin als Preußin stolz darauf, daß die nüchterne, nordische Provinz, in der man die Füchse sich gute Nacht sagend vermuthet, nach Kant und Herder noch einen dritten von den Ersten hervorbringen konnte. Seine Specialität scheint mir der nordische Sinn, gepaart mit südlichen Sinnen. Und bei Ihnen auch, Verehrter.

Gar gern wüßte ich, wie es mit Wachsthum und Gedeihen des Schwedenkönigs bestellt ist; und danach möchte ich Sie doch bitten, sich auch Ihres größten Landsmannes, des Zwingli, als Helden anzunehmen. Auf der Bühne würde das vielleicht nicht gehen, wennschon ein starker dramatischer Zug in seinem Streben und Schicksal liegt: man würde es für ein Sacrilegium nehmen. Aber so ein zweiter Hutten, oder auch Heiliger! Nicht? Ich habe es immer sehr mit Ihrem Zwingli gehalten: unser Luther ist gewaltiger, aber auch mit viel beschränkterem Gesichtskreis — und vielleicht eben darum gewaltiger. Calvin dagegen ist mir zuwider.

Von Sainte Beuve kenne ich nichts, oder habe, wenn ich früher etwas von ihm gelesen haben sollte, es vergessen, seitdem ich die Revue des deux mondes nicht mehr halte. Nach dem Titel Ihres Lieblingsbuches zu schließen, vermuthe ich aber, daß es Pascal ist, der es Ihnen so werth macht. Ich habe ihn auch immer hoch gehalten; die Mischung von Mystiker und Mathematiker, — den letzteren verstehe ich natürlich nicht — macht ihn zu einem interessanten Unicum. Inniger zum

Herzen ist mir aber ein späterer französischer Mystiker, Saint Martin, gegangen. Solcher Nationalgardisten wird es nicht viele gegeben haben. Die sich widersprechenden Mischungen machen ja wohl überhaupt die Menschen interessant; solche ganz aus einem Gusse, und wären es die edelsten und weisesten, sind es selten, mindestens sind es keine Vorwürfe für den Dichter.

Von Berlioz habe ich nur ein einziges Mal vor langen Jahren, wo ich dann und wann in Leipzig gute Musik suchte, eine größere Aufführung gehört; sie hieß, irre ich nicht, die Wüste. Ich bin aber keine Freundin von Tonmalereien; von allen Beethovenschen Symphonien ist die pastorale die mich am wenigsten anmuthende. Und wie schwer ist es überhaupt nach Beethoven noch Symphonien zu schreiben; schwerer sogar als noch Trauerspiele nach Shakespeare. Denn Beethoven ist noch nicht, wie jener in *vielem* Beiwerk, der Zeit verfallen. Ich hoffe, Sie sind nicht ein *absoluter* Shakespearomane. Musik ist übrigens die einzige Kunst, deren Genuß ich schmerzlich entbehre. Schauspiele, Bildwerke erfreuen mich wohl, wenn das Glück sie mir vorführt, aber ich sehne mich nicht nach ihnen und ich möchte, um sie mir zu verschaffen, nicht das Odium des Lebens in einer Großstadt auf mich nehmen, ohne Horizont, freie Luft und Wiesengrün. Indessen hat der gedeihliche Winter mich doch so verwegen gemacht, daß ich ganz ernstlich an einen Sauser nach Berlin denke, sobald es Mai d. h. landschaftlich dort am hübschesten geworden. Ich habe es seit 21 Jahren nicht wiedergesehen und es hat seitdem so manches Ungeahnete aus sich herausentwickelt, das der Mühe des Betrachtens wohl lohnte. Auch Verwandte und alte Freunde giebt es zum Wiederbegrüßen. Aber bis dahin schreibe ich Ihnen wohl noch einmal, insofern Sie es sich geduldig gefallen lassen wollen.

Louise François.

24.

(Postkarte.)

19 März 1882. Kilchberg—Zürich.

V. F.

Mitgehend unter + Kellers und meine Beiträge zu einem Bazar-Büchlein. Unter Kellers Sachen gefällt mir der „Has" am besten. „Ein Berittener" (pag. 19) verstehe ich nicht. Meine Sachen haben einen sentimentalen Zug, welchen ich an mir kenne und verachte, der aber in der Lyrik natürlich hervortritt. Gratulire im Voraus zu dem Ausflug nach Berlin.

M.

25.

Weißenfels, 3/4. 82.

Ei, Verehrtester, was sind Sie doch für ein gestrenger Herr gegen sich selbst! Den Ausdruck „tiefsten Empfindens" „Sentimentalität" zu schelten; Regungen, Stimmungen, Erinnerungen verächtlich zu nennen, ohne welche es doch gar keine lyrische Dichtung geben würde, die einzige Musengabe, in welcher wir Deutschen nicht unseres Gleichen haben, und schwerlich jemals haben werden. Wie müßte der alte Göthe sich vor Ihnen schämen, der noch als Siebenziger ohne Scheu seinem stärksten Gefühle Ausdruck gab.

By the by: ich habe Sie im Verdacht, daß Sie sich aus Göthe nicht allzuviel machen; vielleicht aus dem nämlichen Grunde, der Ihnen die weichmüthige Lyrik verleidet hat. Aber was kann die Dichtung und was kann der Dichter für den Mißbrauch, der mit ihrem Cultus getrieben wird. Etwelche Ursach zu Repressalien haben freilich die männlichen Richter und Dichter; der alte Herr hat es mit seinen Adamssöhnen lange nicht so gut als mit uns Evastöchtern gemeint und ist

für seine eigene Person viel fester, klarer, männlicher gewesen als samt und sonders seine Helden, von welchen nur immer zwei verschmolzen einen ganzen Mann abgeben. Wir Frauen aber müssen ihm ewig dankbar sein; denn soviel Gutes und so wenig Schlimmes hat uns noch nie ein Dichter zugetraut, oder nachgesagt.

Haben Sie Dank für Ihre Albumlieder; sie waren mir sämtlich unbekannt und sind mir sämtlich zu Herzen gegangen, tief zum Gedankenspinnenden Gemüth. Am schönsten finde ich just die, welche Sie anscheinend am wenigsten gelten lassen wollen. Die Lenzfahrt. Weihnacht im Süden. Hochzeitlied. Wunsch. Da wir Frauenzimmer aber einmal gern um Kleinigkeiten nörgeln, wäre es mir lieber gewesen, Sie hätten sich gewünscht, statt einer einzelnen Beere gleich eine ganze Purpurtraube zu sein in der „des Himmels reine Glut mit der dunklen Macht der Scholle sich vermählt zu einem Blut".

So verdrießt mich auch in dem Prolog im Himmel immer das Gleichnis mit dem Gärtner, der das Bäumchen keimen sieht. Für den Herrn der Heerscharen doch wahrhaftig zu kleinlich dargestellt.

Von den Kellerschen Liedern kannte ich bereits — ich weiß nicht woher — die Herbstlandschaft, die mir auch in ihrem schwermütigen Tiefsinn das Bedeutendste scheint.

Wenn der „Berittene" etwas anderes besagen soll als „Mensch sein, heißt ein Sünder sein", so verstehe ich ihn auch nicht.

Ueberhaupt verstehe ich und genieße daher Ihren Keller nicht so durchaus wie es Viele thun; suche hinter seinen Tifteleien Bedeutungen, hinter seinem Humor Beziehungen, an die er vielleicht gar nicht gedacht hat, finde ihn häufig künstlich, selten anschaulich. Nur Romeo und Julie auf dem Lande ist mir als ein naturgewaltiges Meisterstück erschienen. Ich wäre

Ihnen dankbar, wenn Sie mir gelegentlich Ihr aufrichtiges Meinen über den Mann und Dichter — vielleicht Ihren Freund, wie auch Ungleichartige es sein können — sagen zu wollen.

Mein Berliner Plänchen ist im Verziehen. Ich war kürzlich in Halle, um Bülow mit der Meininger Kapelle an einem Beethovenabend zu hören und bin mit einem Hexenschuß heimgekehrt. Daraus habe ich dann die Lehre gezogen, daß alte Weiberchen sich die Neugier vergehen lassen und still zu Hause sitzen sollen, froh genug, daß Gottes Sonne sie noch bescheint. Der musikalische Genuß war übrigens ein vollkommener. Von der Gewalt und dem Reichtum der dritten Lenorenouvertüre zumal habe ich bei keinem früheren Hören und Ueben eine Ahnung gehabt. Der Grundsatz der Meininger Schule: die Genauigkeit in der Wiedergabe eines Kunstwerkes nach seines Autors Intentionen, sind für Kräfte zweiten Ranges in der Musik weit durchführbarer als im Drama, wo es nicht nur gilt durch eine einzige Sinneskraft auf die Empfindung zu wirken, sondern durch Hören und Schauen auch auf den Geist. Dazu bedarf es genialer einzelner Interpreten.

Und nun will ich, um mit etwas Erfreulichem anzuschließen, Ihnen noch eine Erfahrung berichten. Als ich verwichenen Herbst in Halle war, da — es ist kläglich zu sagen aber leider wahr, — da hatte in der geistigen Hauptstadt unserer Provinz von den Weisesten der Weisen, mit denen ich zusammentraf, kein einziger ein Wort von einem Dichter C. F. Meyer in Zürich gehört, oder gar ein Werk von ihm gelesen. Und jetzt, nach kaum sechs Monaten, wurde mir versichert, daß die Buchhändler nur noch Geschäfte machten mit den Dichtungen C. F. Meyers und allerdings Baumbachs, den Sie vielleicht nicht als Rivalen gelten lassen werden. Ich kenne nur ein Paar frische Lieder — das Alter macht verseschen — und gemüthliche Märchen von ihm. Was Dauer hat, geht eben langsam auf im

schweren deutschen Boden. Wucherpflanzen brauchen wenig Erdreich.

Und damit nochmals Dank, Sie haben mir wiedereinmal Freude bereitet und das wollten Sie ja nur. Was macht denn der böse Dynast? Und wo bleibt das Seitenstück zum Brigittchen?

In gewohnter Ergebenheit

Louise François.

Für das Kinderhospital — wohl eine Schöpfung Ihrer edlen Schwester — meine wärmsten Gedeihenswünsche.

26.

Carsamstag 1882.*)

Verehrte Freundin,

Herzlichen Dank für Ihre l. Zeilen, welche ich gestern aus der Stadt von Mozarts Requiem **) (Donnerst.) und dem Gottesdienst (Freit.) zurückkehrend, hier in meiner jetzt unvergleichlich lenzschönen Stille fand. Mein Schwiegervater, Oberst Ziegler hat seinen 84 Jahre alten Bruder, den Major Hans verloren, welcher Verlust ihm, da die Brüder Wand an Wand lebten, nahe geht. Es war eine äußerlich und innerlich sehr feine Persönlichkeit. In den neuen Auflagen des Amulet (wo er mir zu dem Oheim Schadaus als Modell gedient hat) habe ich jetzt nach dem Tode des alten Herrn (der übrigens — er war ein Mystiker — höchst leicht und selig verstarb) die Aehnlichkeit etwas verstärkt. Ich war nämlich gerade mit den Correkturfahnen beschäftigt als die † Nachricht kam. Meine

*) 8. April. A. d. H.

**) Ich lege das Resultat meiner letzten Winter gehörten 9 Concerte bei.

Lyrik, liebe Freundin, „verachte" ich nicht, weil sie „gefühlvoll", sondern weil sie mir nicht (oder wenigstens nicht mehr) sei es wegen der Zeitentfernung, sei es wegen Verschärfung des Wahrheitssinnes — weil sie mir — nicht wahr genug erscheint. Wahr kann man (oder wenigstens ich) nur unter der dramatischen Maske al fresko sein. Im Jenatsch und im Heiligen (beide ursprünglich dramatisch concipirt) ist in den verschiedensten Verkleidungen weit mehr von mir, meinen wahren Leiden und Leidenschaften, als in dieser Lyrik, die kaum mehr als Spiel oder höchstens die Aeußerung einer untergeordneten Seite meines Wesens ist.

Mit Keller stehe ich — ohne Intimität — auf einem loyalen Fuße, mit einer Nuance von Deferenz auf meiner Seite. Was ihm mangelt und ich glaube: er hat selbst das Gefühl davon, das ist wohl die Bildung im höchsten Sinne, aber welcher partielle Tiefsinn, welche Naturgewalt, welche Süßigkeit und auch welche raffinierte Kunst in Einzelheiten! — Ich lege unter +band einen Artikel bei, den ich beim Aufräumen fand und der Ihnen vielleicht Spaß macht.

Ihr M.

Im Konzert.

Heut im Konzerte hielt ich Zwiegespräch
Mit einem allerliebsten Mädchenhals,
Der aus derselben Bank geschimmert schon
Ein früher Mal . . . Du hattest, sagt' ich ihm
Ein schmales Kettlein an, besinne Dich!
Vielteilig, fein gefügt, aus blassem Gold,
Süß leuchtend aus dem Dunkel des Gewands.
Verloren ging's? Vielleicht ist's nur verlegt?
Zerbrach es eben erst der Finger Hast?
Trug's ein Gespiel davon, ein schmeichelndes? . .
Warf, dich betörend, eine Hand dir's um,
Die Treue brach? Du hassest jetzt das Band?

Du trauerst Hälschen? Heute neigst du dich
Ein bischen tiefer als das letzte Mal?
Der eigenartige Satz! Die Flöte klagt:
„Das Hälschen neigt sich etwas tiefer heut! . . .
„O dunkles Schicksal!“ dröhnt verhängnisvoll
Das melancholische Violoncell . . .
Ein feines Glöckchen aber spottet hell:
„Das Kettlein steckt im blauen Sammt des Schreins.
Aus einer reinen Laune blieb's zu Haus.“

Kilchberg (Zürich) Conrad Ferd. Meyer.

27.

Weißenf. 16/5. 82.

Verehrter Freund,

Aus dem Hexenschüßchen ist eine Grippe geworden; nur eine Grippe, aber im Alter wirft ein Strohhalm um. Uns armes Weibervolk heißt das; das männliche möge getrost meinem Jahrgang entgegengehen. (Beweis unsere preußische Matadore in ihrem neunten Jahrzehnt.) Item! ich habe den ersehnten Frühling genossen wie eine arme alte Sommerfliege, die ihr Dasein unberechtigt im Ofenwinkel gefristet, den heiligen Christ; aus dem Berliner Plänchen ist nichts geworden und selbst die schuldige Dankepistel nach dem lieben, lenzschönen Kilchberg kann erst heute abgestattet werden.*) Nachdrücklichst gemeint, wenn auch in flauen Worten ausgesprochen.

Die Zimmermannskitze, mit welcher — nicht wahr? — ein bischen Propaganda für das Werk des Freundes gemacht werden soll, hat mich interessirt. Ihr landsmännischer Hypochonder war mir kein Fremder. Nicht blos durch Dichtung

*) Diverse Anfänge sind in den Papierkorb spaziert.

und Wahrheit, sondern direkt aus seinem Hauptwerk, das ich in einem Bücherschranke meiner Großmutter aufgestöbert hatte, und von dem mir, — nach ca. 50 Jahren! — — ein — möglicherweise falscher — Totaleindruck geblieben. Ich war, je früher je mehr, eine Lesetigerin, verschlang was sich irgend Gedrucktes vorfand mit Gier; das Unverstandene natürlich am gierigsten, insofern es nur mächtig pathetisch klang.

Auch ich war von jeher viel und gern für mich. Die Verhältnisse hatten mich dazu erzogen. Und eines werde ich noch heute, d. h. wenn heute meine letzte Stunde schlagen sollte, mit jenem Unverstandenen sagen: „Ich sterbe, laßt mich allein!"

Neuer und darum noch interessanter waren mir die Schilderungen Ihrer republikanischen Kleinstadt. Auch ich bin ja unter den Eindrücken eines deutschen Krähwinkels aufgewachsen und alt geworden; aber es fehlte ihnen und fehlt heute noch das politische Selbstgefühl, — die Großmannssucht, wenn Sie es als guter Schweitzer nicht übel nehmen wollen. Manches in Ihres Keller satyrischen minutiösen Malereien ist mir aus Ihrer Skitze verständlicher geworden.

A propos: alle übrigen Kriterien Ihres Dichters zugegeben, die „Süßigkeiten", die Sie ihm ausgesaugt, sollten Sie mir gelegentlich näher bezeichnen. Ich genieße auch gern einmal Honigseim und Ihr Keller hat mir immer mehr wie Caviar gemundet, nicht selten wie Caviar dem Volk, will sagen dem deutschen. Eine liebe kluge Freundin, die eine eifrige Kelleranerin ist, schrieb mir einmal: „Schade, daß man hier und dort bei ihm in einen unsauberen Winkel gerät." Nun solchen Winkel habe ich niemals entdeckt. Aber die Honigwabe — bei aller Bewunderung des Bienenfleißes — auch nicht.

Auch für das „Konzertstücklein" schönen Dank. Man weiß doch nun, wie man mit gewissen lyrischen Dichtern — und ich glaube fast der Mehrzahl — im Punkte der Tonsprache daran

ist. Da treibt einer von ihnen unter Harmonien und Melodien allerlei Allotria — Verzeihung es sollte Kurzweil heißen — mit schlanken Mädchenhälschen, während eine arme Prosanatur freudig ihr Beethovenentzücken mit einem Hexenschuß und gar die Matthäuspassion an ihrer Urstätte mit einem Catarrh in allen catarrhfähigen Regionen bezahlt. Ich glaube, es ist Methode in dieser gegensätzlichen Wirkung. Schiller und wohl auch Heine waren gewiß keine Musikfreunde und Göthe wurde es nur aus dem Drange, alles Natur- und Kunstgemäße verstehen zu lernen.

Einer Bekanntin von mir, die flüssiger in Versen als in Prosa spricht und schreibt, — Dichterin will ich sie darum just nicht nennen, — wendet sich über jeder Instrumentalmusik, die nicht zum Tanz aufspielt, das Eingeweide um; die einzige Aehnlichkeit, die sie mit A. v. Humboldt aufzuweisen hat. Ich kann mich daher nur freuen, daß die Räthselfrage des Kettchens auf friedsame Weise und nicht unter Grimmen und Würgen — etwa gar während der 9ten Symphonie! — ihren Abschluß gefunden hat.

Sobald die heuer sehr gestrengen Herrn, — die grausamen Rächer des milden Januarius — ausgewirthschaftet haben, denke ich, wie alle Jahre in der Pfingstzeit, zu einer Verwandtenschau nach Erfurt und Umgegend zu gehen. Im Hochsommer wahrscheinlich wieder auf ein bis zwei Wochen nach Reichenhall, um mit meiner lieben Freundin Ebner zusammen zu sein. Denken Sie, deren Mann bricht in den nächsten Tagen zu einer Nordlandsfahrt auf, die bis nach Island führen soll. Dabei wäre nun nicht viel seltsames, selbst für einen Sechziger. General E. gilt, (oder galt), er ist außer Dienst, für einen gelehrten Militair; richtiger ausgedrückt, er war von Herzensgrund mehr Naturforscher als Soldat und der bekannte Graf Hans Wilczeck, der — laut

Zeitung — eine Polarstation auf oder bei Island einzurichten im Begriffe ist, ist sein Freund und Verwandter. Aber unter seinem Schutze reisen auch zwei Nichten, junge verwöhnte Weltdamen — (Gräfinnen Waldburg und Palffy) — darin liegt die deutsche Curiosität. Wollen und werden sie auf der alten Sageninsel die Weltesche etwas deutlicher rauschen hören als in ihrer Schwarzwald- und Karpathenheimat?

Aber da fällt mir eine charmante Humoreske Mark Twains über das Briefschreiben ein, d. h. über das — zumeist wohl weibliche — Geschwätz von unbekannten, daher uninteressanten Personen u. Gegenständen. Ich hatte die Lehre mir hinter die Ohren geschrieben und sie doch eben wieder außer Acht gelassen, schließe daher beschämt und eiligst, mit Dank und Gruß in aufrichtiger Ergebenheit

Louise François.

Gratulire zur neuen Auflage des trefflichen Amuletts. — Darf ich den Zimmermann behalten, oder war er nur geliehen? Noch immer keine Aussichten auf den Dynasten, auf den ich mich nun schon ein Jahr lang freue.

Also Ihre beiden großen Erzählungen ursprünglich dramatisch concipirt. Sehr begreiflich. Als ich den Heiligen gelesen hatte, dachte ich: warum Shakespeare nicht lieber Vater Heinrich statt des erbärmlichen Sohnes gewählt. Vielleicht weil er religiösen Problemen aus dem Wege ging. Nun macht der brave Wildenbruch mit Harold, beider Vorläufer, Bühnenglück.

28.

(Postkarte. Poststempel Kilchberg, 22. V. 82.)

Verehrte Freundin, vielen Dank für Ihre l. Zeilen! Ich hoffe, daß Sie sich bald vollständig werden erholt haben!

Auch hier in unserer Familie (nicht gottlob an meinem Herde) haben wir bedrohte Gesundheiten viel ernstlicher, als die Ihrige. Denn ich halte Sie für langlebig und zähle darauf Ich bin mit einer gewissen Leidenschaft mit der Sammlung meiner Lyrika (für die Herbstmesse) beschäftigt. Mehr als 50 Balladen und Lieder — oh die zartesten Liederchen von der Welt! Hin und wieder etwas Intimes hinein versteckt.

Ihr M.

29.

(Postkarte mit Ansicht der Rudelsburg.)

25/6 82. Weißenfels.

Verehrter Freund,

Durch eigenes u. fremdes Unwohlsein festgehalten hat sich mein Besuch in Erfurt wochenlang ausgedehnt. Dort empfing ich Ihre beiden geistvollen Dichtungen. Dank dafür. Eingehendes baldigst. Heute nur einen Gruß von der nachbarlichen Burg, die den mitteldeutschen Studenten ein häufiges Rendezvous und das Ziel vieler Touristen ist. Ich besuchte sie gestern mit einer großen Gesellschaft Hallescher Juristen, unter denen ich alte Freunde hatte. Die alten Herren wurden da oben wieder studentisch jung; rieben Salamander mit großen Holzkrügen voll Lichtenhayner Bier, sangen Burschenlieder: „An der Saale kühlem Strande, Junker Bodo" u. s. w. waren froher als vielleicht einst. Die Probe jedes Erlebnisses ist die Erinnerung, die es hinterläßt. Darum Vivat das deutsche Studententreiben trotz seiner Ausgeburten.

Herzlichen Gruß

L. v. F.

30.

Weißenfels, 24/7. 82.

Verehrter Freund,

Sie haben mir, es ist schon ein Weilchen her, zum zweiten Male ein paar lyrische Sprößlinge gesandt; wiederum ohne Geleitswort; aber der Zweck, mich zu erfreuen, ist erreicht worden. Nur daß etwelche altweiberliche Nörgeleien den Willkomm ein bischen trübten und den Dank verzögerten. Heute spreche ich sie aber dennoch aus in der Hoffnung, daß Sie dieselben nicht ärgerlich für Anmaaßung eines Unberufenen, sondern lachend nur für das nehmen, als was ich sie angegeben habe.

Zunächst der bängliche Hintergedanke: Was wird aus dem mächtigen Dynasten und — mehr noch! aus dem schwedischen Helden, wenn das lyrische Kleinvolk sich so ungestüm, Muße und Muse absorbirend, vordrängt? Es sind lauter Aristokratenkinder, d. h. zur Freude nur eines sehr auserlesenen Publicums bestimmt. Aber an verwandten Sinngedichten, den höchsten Gebieten entnommen, leiden wir Deutschen keinen Mangel; was uns aber kläglich gebricht, und zwar dem Populus wie den Magnaten im Geist, das ist der Roman und mehr noch das Drama mit dauerhaftem Unterfutter. Seit dem Wallenstein ist — und ich glaube nicht blos bei uns — kein unsterblich gestempeltes Bühnengebilde hervorgebracht worden. Ich halte den Kleist für in der nachträglichen Schätzung überschraubt. Er hat seine Kraft nie und nirgend zum Schönen gebändigt und das Krankhafte in dem Dichter schimmert allerorten aus der Dichtung durch.

Aber à propos: ich habe kürzlich in Leipzig von den Meiningern den Wallenstein gesehen, d. h. nur Lager und die Piccolomini — und als Schaustück einen außerordentlichen

Eindruck empfangen. Aehnlich dem der Beethovenleistung der Meininger Kapelle als Hörstück. Ich darf sagen: durch die Lager und Bankettscenen ist mir die jammervollste Epoche deutschen Lebens historisch verständlicher geworden als durch alle Forscher- und Dichterworte. Der herzogliche Director ist nämlich Maler von Naturberuf; Ihre Vaterstadt, — das schweizerische Athen?! — sollte sich wirklich die Meininger einmal einladen. Sie bieten in ihrer Art — und der Zeitgeschmack rechtfertigt oder entschuldigt mindestens diese Art, — etwas nie Dagewesenes.

Nun mit gnädigem Verlaub ein paar Einwendungen gegen Einzelheiten: Zunächst gegen den toten Achill, den in seinem Tiefsinn überaus herrlichen. Die Zwischensätze in den Zeilen 4 bis 7 machen dem Ohr einen etwas schwerfälligen Eindruck, dem — sollte ich denken — durch Versetzung der siebenten Zeile an Stelle der ersten leicht abgeholfen wäre. Etwas rhythmischer geordnet etwa so: Von Delphinen umtanzt entführt im Muschelwagen durch des Meeres erregte Flut, Thetis den Sohn ꝛc.

Den Passus: Es lügt Homer, Den Odem neiden ꝛc. verstehe ich nicht vollständig; aber Ilias-Vertrautere werden ihn verstehen und ich kann ahnen, was damit gemeint ist. Vulgo: das elendeste Leben ist besser denn tot sein. Was ich Sie aber anflehen möchte zu streichen ist, wenn nicht den ganzen ironischen Schluß nach: „Er schweigt", so doch „den cynischen dummen Kerl", diese Heinesche Wendung dünkt mich — Ihrer nicht würdig. Bleiben Sie auf eigenen Pfaden.

An der Karyatide mit ihrem knappen historisch — richtiger ethologischen — Hohn irritirt mich nur ein wenig der Ausdruck „überzeugter Katholik", weil etwas zu durchschnittlich, oder spießbürgerlich und nicht schneidig genug für einen Zeloten der Religion, deren Gesetz die Liebe ist. Uebrigens haben wir

Protestanten auch mit frommer Lust unsere Hexen verbrannt, wenn auch just nicht hinterrücks, sondern was vielleicht schlimmer, weil nicht durch momentanen Wahnsinn entschuldbar, ist, offnen Visirs nach Pflicht und Gewissen, und Ehren-Calvin hat es wahrlich auch nicht an heiligen Blutgerichten fehlen lassen. Ich entstamme einer hugenottischen Flüchtlingsfamilie, jedennoch: ein jeder mag sich an seiner eigenen Nase zupfen.

Michel Angelos Statuen sind wundervoll innig aufgefaßt, Jedem der das Glück hatte, sie im Original kennen zu lernen sicherlich die tiefsten Erinnerungen weckend und klärend; auch mir, die ich sie nur in Nachbildungen gemeinen Materials geschaut habe und in den plastischen Künsten eine armselige Ignorantin bin. Und nun nichts für ungut, Verehrtester. Sagen Sie mir gelegentlich, daß Sie über meine kritischen Pedanterien gelacht haben, aber nicht verdrießlich durch sie geworden sind.

Von mir ist nichts Besonderes zu vermelden. Ich bin nicht nach Reichenhall gegangen, sondern still in meiner Klause geblieben. Das Alter zeigt sich mit Macht; nicht in außergewöhnlicher Krankheitsform, nur in natürlichem Schwächegefühl. Ob auch auf gedanklichem Gebiet, dazu habe ich kürzlich eine Probe versucht nach dem Recept einer liebenswürdigen Freundin und Gönnerin am Rhein. Um zu erkennen, ob sie, als Sechzigerin, noch lernfähig sei, fing sie an lateinisch zu treiben und freute sich wie ein Kind, daß der Wiesbadener Gymnasialdirektor sie bis zum Virgil, — item bis Sekunda — gefördert. Wäre griechisch nicht zu schwer, würde ich es ihr in dieser Sprache nachgethan haben; aber lateinisch — mit nichten. Ich dächte, nach den Uebersetzungen zu schließen, könnten weder Horaz noch Cicero einem betagten Modernen Freude machen, nur die Jugend noch allenfalls an ihnen klettern lernen. So nahm ich Kants Vernunfts-Kritik wieder einmal vor, um zu versuchen, ob die Idealität von Raum und Zeit mir im Alter

einleuchtender würde als in jungen Tagen. Und mir schien, es gelang.

Nun lachen Sie, meine ich, wirklich. Ich sehe Sie sich schütteln vor Spaß.

Leben Sie herzlich wohl.

Vivat Dynast und Schwede!

Louise François.

Wie verträgt der Winterfreund diese correcte Erntetemperatur von 22 G. R. im Schatten?

31.

27. Juli 1882.

Verehrte Freundin,

ich danke für Ihre l. Zeilen, welche mich — insbesondere die Kritik — sehr interessirt haben. Den „Kerl" will ich beseitigen. Die fraglichen 3 Gedichte geben durchaus nicht den Grundton der jetzt im Drucke begriffenen Sammlung (186 Stücke), sind übrigens — die definitive Form abgerechnet — über 20 Jahre alt. Ich selbst bin sehr glücklich, meine endgültige Sammlung — übrigens eine Notwendigkeit da manche der Lyrica in 3 bis 4 verschiedenen Versionen herumflatterten — vollendet zu haben und verabschiede oder beurlaube wenigstens mein lyrisches Ich auf unbestimmte Zeit.

G. Ad. ist schon, wenn auch genreartig, in einer fertigen Novelle „Page Leubelfing", die wol noch dieses Jahr erscheint, verwendet. Ein Drama (mit Friedrich II dem Staufen) beschäftigt mich ohne Unterlaß. Ich werde es — so Gott will — rasch vollenden.

In der Wahl, der Priorität der Kunstform meiner Stoffe überlasse ich mich meinem Impuls, welcher mich sicherer führt als alle Ueberlegung.

Auch ein „Portrait" habe ich gestern vollendet, natürlich mit der Feder, dasjenige von „Mathilde Escher" (ein Analogon der Hamburgerin Am. Sieveking) die Stifterin der St. Anna Kapelle. Das that ich aus Pietät für die Freundin meiner Mutter und auch aus persönlicher Anhänglichkeit. Ich gebe es in einen Local-Almanach, der Natur der Dinge nach.

Wir haben hier (in unserm Zürich, mit welchem ich übrigens — die Steuern abgerechnet — sehr lose zusammenhänge) Liszt gehabt, dessen schöner Kopf mir besser als seine Musik d. h. seine h. Elisabet gefallen hat. Bei uns in Kilchberg hat ein Nest „Schlangen" = Nattern — im Dach einer Garten-Strohhütte eine Rolle gespielt.

Warum nicht Kant?

Hätte ich Zeit, ich setzte mich zu Ihnen,

Ihr M.

32.

(Bürstenabzug der Verse: „Der todte Achill" mit eigenhändigen Korrekturen des Dichters. Auf Seite 129, Bogen „9, C. F. Meyer, Gedichte" und der Stempel „W. Drugulin 15./8. 82 Leipzig". Auf Seite 130 Meyers undatierter Brief.)

Der todte Achill.

Im Vatican vor dem vergilbten Marmorsarg,
Dem ringsum bildgeschmückten, träumt' ich heute lang,
Betrachtend seines feinen Zierat's üpp'gen Kranz:
Thetis entführt den Sohn, den Rufer in der Schlacht,
Den Renner, dem die Knie' erschlafften, welchem schwer
Die Lider sanken — von Delphinen rings umtanzt —
Im Muschelwagen durch des Meers erregte Fluth.
Tritonen, bis zum Schuppengurt umbrandete,
Bärt'ge Gesellen, schilfbekränztes, stumpfes Volk,
Geberden sich als Pferdelenker. Es bedarf
Der muth'gen Rosse Paar, das, Haupt an kühnem Haupt,
Die weite Fluth durchrudert mit dem Schlag des Hufs,

Des Zügels nicht! In des Peliden Waffen hat
Sich schäkernd ein leichtsinniges Gesind getheilt:
Die Nereiden. Eine hebt das Schwert und zieht's
Und lacht und haut und sticht und wundet Licht und Luft.
Ein schlankes Mädchen zielt mit rückgebognem Arm,
In schwach geballter Faust den unbesiegten Speer,
Der auf und nieder, wie der Wage Balken, schwankt.
Die dritte schiebt der blanken Schulter feinen Bug
Dem Erzschild unter, ganz als zöge sie zu Feld,
Dann deckt damit den sanften Busen gaukelnd sie,
Als schirmt' das Eisen eines Kriegers tapf're Brust.
Die vierte — Held, du zürntest, schlummerst du nicht! —
Setzt jubelnd sich den Helm, den wildumflatterten,
Auf das gedankenlose Haupt und nickt damit.
Scherzt Kinder! Nur mit dir ein Wort, Vollendeter!
(Denn mit der Mutter, die dein schlummerschweres Haupt
Im Schoß gebettet hält, der dir das Leben gab,
Der schmerzversunknen Mutter, plaudert es sich nicht.)
Pelide, sprich! Was ist der Tod? Wohin die Fahrt?
Wozu die Waffen? Zu erneutem Lauf und Kampf?
Zu deines Grabes Schmuck und düstern Ehren nur?
Was blitzt auf deinem Schwerte? Deine letzte That,
Verglimmend, wie der Abend eines heißen Schlachtentags?
Die Morgensonnen eines neuen Kampfgefilds?
Bedarfst du deines Schwertes noch, du Schlummernder?
Wohin der Lauf? Zum Hades? Nein, es lügt Homer.
Den Odem neiden einem kleinen Ackerknecht
Sieht nicht dir ähnlich, Heros! Eher fährst
Du einer Geisterinsel bleichem Frieden zu
Und trägst den Myrtenkranz, beseligt und gestillt,
Mit den Geweihten! Doch auch solches ziemt dir nicht!
Was einzig dir geziemt, ist Kampf und Kampfespreis —
Pelide! ein Erwachen schwebt vor deinem Boot
Und schimmert unter deinem mächt'gen Augenlid!
Du lebst, Achill? Gieb Antwort! Wohin wanderst du?
Er schweigt! Er schweigt! Der Wagen rollt. Ein Triton bläst
Sein Muschelhorn, daß leis und dumpf der Marmor schallt.

Verehrteste Freundin,

Sie sehen, daß ich Ihren Rat befolgt habe, und nun will ich Sie auch fortan mit meinem Lyricis in Ruhe lassen. Dagegen meinen Pagen Leubelfing will ich Ihnen senden, d. h. den Separat-Abdruck. Ich habe jetzt einen Stoff auf dem Webestuhl, welchen ich nur nicht verderben darf, um, wie ich glaube, etwas Gutes zu machen. Hernach der Dynast. Die Lyr. mußten absolut vereinigt werden! Das ist nun aber gethan.

Wir haben hier zeither viel Besuch, auch bleibenden, und es wäre alles „au mieux dans le meilleur des mondes possibles", wenn nicht mein armer Schwiegervater, Oberst Ziegler, bei übrigens ganz hellem Kopfe, mit schweren Leiden seinem Ende entgegenginge. Es ist schrecklich nicht helfen zu können!!!

33.

(Postkarte. Poststempel Kilchberg.) 23. August 1882.

ich melde der verehrten Freundin, daß mein Schwiegervater Herr Oberst Ziegler vorgestern verschieden ist und morgen bestattet wird. Die ganze Familie war um sein Sterbelager versammelt. Er trug seine schweren Leiden bis ans Ende mit Mut und Ergebung. Der Verlust schmerzt mich mehr als ich sagen kann.

CFM.

34.

Weißenfels, d. 25sten Aug. 82.

Verehrter Freund,

Ja, es ist schwere Pein, dem hülf- und hoffnungslosesten Zustande gegenüberzustehen: dem Alter, das sich in Qualen

auslebt. Und nun gar einem Nächstverbundenen. Ihre arme, arme Frau! Ich fühle nach, was sie leidet, vor was sie leiden wird. Meine gute Mutter, siechend so lange ich von ihr weiß, lag mehr als zwanzig Jahre festgebannt, bevor sie allmälig ausathmete. Freilich Ihre Frau hat — Sie haben — ein Kind. Aber ich glaube, und zärtliche Mütter haben es mir bestätigt, der Riß durch das Leben wird gleich stark empfunden, auch wenn ein Faden in die Zukunft angesponnen ist. Nur nicht so nachhaltig wirkt die Oede auf den, der in einem Andern fortzudauern hofft. Gott stehe Ihnen bei in der bängsten Stunde.

In solcher Stimmung, bei solcher Erwartung, was darf ich Ihnen sagen als Dank für die Sendung, die mir auf Ihren Anlaß Ihr Verleger hat zukommen lassen. (Pag. 1 bis 80). O, ich freue mich, daß Sie sich zu der Sammlung entschlossen haben und die zerstreuten Lieder, des Dichters Erstlinge, vor dem Sichverlieren bewahrt: Alle sind warm empfunden oder tiefgedacht. Kein Geklingel, keine Phrase, nicht eine! Schon das erste schlägt den Ton an, der alle durchklingt. Genug ist niemals genug für den wahren Dichter; in besonderem Sinne auch für den wahren Menschen. Nur Lumpe sind bescheiden." Und dann die „Liederseelen", kann das poetische Keimen holder geschildert werden? Oder wirklicher das Verhallen der Tagesgeräusche, ach, wenn der arme Mensch doch auch so leise unter Geisterlauten in den letzten Schlummer sinken dürfte! — Manches Schöne kannte ich schon aus dem Album. Aber dann die Jungfrau! Wie haben Sie den Michel Angelo, Ihren Leibkünstler, empfunden. Das „Liebesflämmchen" und vor allem das Schnitterlied — als Männerchor — müssen und werden componirt werden. Die Mehrzahl der übrigen sind wohl zu schwer gedacht und erschöpfend ausgedrückt für die Composition. Der „Säerspruch" klingt wie von Goethe gesprochen. Die Perle Ihres Lyrischen, das Ihnen Eigenste,

Kennzeichnendste dünkt mich aber doch das Firnenlicht. In diesem Sinne ist der wahre Dichter und der wahre Mensch bescheiden.

Und nun habe ich doch geschwatzt und wollte Ihnen doch nur Dank und warmes Teilnehmen versichern. Der Kohl würde zu gelegenerer Stunde Ihnen nicht erspart worden sein. Vergeben Sie das Ungeschickte und Unschickliche. Der Leubelfing wird unter einer Ehrenpforte bewillkommnet werden, so als wie es sein Heldenkönig, als Bühnensieger, geworden wäre. Oder wenigstens nahezu so freudig. Denn das Axiom des dramatischen Vorrangs in Sachen der Poesie ist uns nun einmal in Fleisch u. Blut übergegangen und der jezeitige dramatische Nothstand unserer Bühnen allerdings noch größer als der novellistische unserer Bibliotheken. Nun, ich hoffe auf noch Werdendes von Ihnen. — Noch einmal: Gott stehe Ihnen bei in schweren Stunden und der schwersten.

Treulichst und dankbarlichst

L. F.

35.

2. Sept. 1882.

Verehrte Freundin,

Die schmerzlichen u. ermüdenden Tage der Bestattung (mein Schwäher Oberst Ziegler war eine Persönlichkeit, hatte weiland durch seine Tapferkeit den kl. Sonderbundsfeldzug entschieden und wurde von Regierung, Stadtrat, Offiziercorps etc. etc. von seinem Stammhaus zu Grabe geleitet) — diese ermüdenden Stunden, Grabreden, Nekrologe etc. sind vorüber mit einem bitter realistischen Nachgeschmack. Ich möchte wol, aber erst in einigen Jahren — das Portrait des immerhin denkwürdigen Mannes mit ein paar Strichen ent-

werfen. Alles à l'occasion Gesprochene und Gedruckte war — im besten Fall — obenhin, à peu près.

Meine Gedichte sind zu $^2/_3$ gedruckt u. der Band wird gottlob 300 pag. nicht überschreiten. Ich sende Ihnen im October das Ganze. Mein Urteil steht fest, möge jeder sich das seinige bilden. „Page Leubelfing" bringt Rundschau, Octoberheft. Ich sende einen Separatabdruck.

Mehr beschäftigt mich mein neues Thema, das ich zuerst in Novellenform behandle, allerdings mit einem Blick auf dramatische Bearbeitung. Sie sagen wahr: jedes künstlerische Streben drängt dem Drama als der höchsten Kunstform mit Notwendigkeit zu. Magna peccatrix heißt meine Novelle: 4 Figuren: zwei unschuldige junge Leute und zwei lebenserfahrene: Friedrich II der Staufe und eine normänische Herzogin.

Der Ihrige

M.

36.

(Postkarte. Poststempel Kilchberg.)

Verehrte Freundin,

ich habe mir so guten Gummi u. zwei herrliche Pinsel zur Verfertigung von Kreuzbänden gekauft, daß ich der Versuchung nicht widerstehe, gleich einen solchen zu fabriciren und einige — uncorrigirte — Corr. Bögen einzulegen. Natürlich ganz unvorgreiflich der definitiven Sammlung und Lesart, welche Sie — die Erste — (kaum vor einem Monat) erhalten werden. Also nur ein kleiner Zeitvertreib und Gruß von

Ihrem CFM.

13. Sept. 1882.

Ich raffe zusammen, was eben vorrätig ist.

37.

Weißenfels, 4/10. 82.

Verehrtester Freund,

In Erwartung des zweiten verschob ich den Dank für das erste der mir gütigst mitgeteilten Werthstücke. Nehmen Sie ihn heute zusammengefaßt. Sie sind kein Freund vieler Worte; doch werde ich schwerlich den knappen Ausdruck finden, der dem empfangenen Eindruck gerecht würde.

Nicht hinsichtlich der Gedichte; je mehr ich von ihnen kennen lerne, je näher ich sie kennen lerne, um so edler, tiefer, reicher erscheinen sie mir. Sie sagen: mein Urtheil über dieselben steht fest; bilden Andere sich das ihre. Heißt das soviel als: ich werde nie ein populärer Dichter werden, kein gesungener Volkssänger dessen Klingklang leicht im Ohre haftet, oder dergleichen so haben Sie recht; aber für Auserwähler dauernd ein Auserwählter und ich bin glücklich mich zu den ersteren zählen zu dürfen. Das Versenken in Ihre Gedanken, Ihre Stimmungen, Schilderungen ist mir in meiner Einsamkeit schon ein tägliches Bedürfnis geworden. Naturgefühl, Heimatstrieb, Kunstsinn — herrlich, herrlich! Und was muß Ihre Schwester für ein Wesen sein, daß Sie ihr solche Strophen widmen konnten! Die Freundschaft zwischen Geschwistern, die antike Liebe der Gleichgeborenen ist ja die seltenste Herzenskraft in unserer Zeit und Zone. — Hier und dort vielleicht etwas zu mühsam für das Verständnis, zu concis gefaßt, möchten die kleinen Geschichtsbilder sein, der herkömmliche Balladenton vielleicht allzustolz verschmäht. Genuß hier vor Allem ausschließlich für Esotere. Was wird nun das dritte Drittel bringen? Ich sehne mich danach.

Nicht so unbedingt und völlig ist der Eindruck der Novelle.

Ich habe sie in einem Athem zweimal Wort für Wort durchlesen. Das kann man bei Ihren Sachen nicht nur, das muß man zu reinem Genuß. Daß es diesmal kein unbedingter sein würde, — verzeihen Sie die Aufrichtigkeit — vermuthete ich, als Sie mir schrieben, daß Sie das große dramatische Projekt — vielleicht das packendste, das ein deutscher Dichter der Gegenwart zu fassen vermöchte, zu einer novellistisch genrehaften Episode verengt hätten. Es dünkt mich mißlich, die Anekdote, — wie geschickt auch erfunden und durchgeführt — neben einem großen historischen Trauerspiel in das Kraut schießen zu lassen, den wahrhaften Helden zur Nebenperson und den Beiläufer zum Helden zu machen, mit einer Lustspielscene zu beginnen und zu enden mit einem tragischen Verhängnis, das als solches nach Jahrhunderten auch heute noch empfunden wird. Ei, wenn der Fremdling doch den heimlich ersehnten Siegerpreis errungen hätte, wieviel Blut und Jammer, welche Culturstockung wäre nicht Deutschland allein, nein ganz Europa erspart worden und allzulange hätte — so oder so, — die Krone doch kein undeutsches Haupt mehr getragen! — Nun Sie haben das Mögliche gethan, die Episode dichterisch auszugestalten und Viele werden Ihnen danken, zu rechter Stunde an ein hehres Heldenbild gemahnt zu haben. Wenn es Ihnen aber gelungen wäre, — und ich bilde mir noch immer ein, daß das Gelingen Ihnen möglich sein würde, — dem spröden hoch tragischen Stoff dramatischen Saft einzuflößen, so meine ich, daß Sie des novellistischen Beiwerks — der Episode — sich entrathen dürften, vielleicht müßten. Die Liebesnoth und Lust ist überflüssig in diesem Stoff. Was entbehrten wir, wenn es im Wallenstein keine Thekla, im Tell keine Bertha gäbe? Der treue Knabe Georg ist die beste Figur des Götz. Die Rache des Lauenburgers ist Gift genug für den reinen Quell; die Slavonierin in ihrer primitiven Leidenschaft und

ihrem Aberglauben Weibs genug für ein keusches Heldenstück. Keine Göthe'sche Liebesscene würde dramatisch ergreifen wie die der Begegnung der beiden so entgegengesetzten und sich „doch so nothwendigen Helden". Wirkt in Shakespeares Königsdramen — wenn wir ehrlich genug sind es einzugestehen — mit wenig Ausnahmen, wie Richard III. — fast nur noch das Episodische, Ihr Königsstoff hat hinlänglich heute noch gültigen Vollwerth, um das Episodische entbehrlich zu machen.

Nochmals Vergebung! Ihre Novelle ist interessant, prägnant, warm, anschaulich trotz der Unwahrscheinlichkeit des Motivs. Aber vergessen Sie nur nicht, daß Sie uns noch etwas Großes schuldig sind, ein Problem gleich dem Hutten, Jenatsch und Heiligen. Das Novellistische ist gar zu verführerisch für einen, der es aus dem Aermel schüttelt und auf ein lauschendes Publikum rechnen darf.

Eins aber möchte ich doch noch fragen, d. h. da es nicht mündlich geschehen kann, schriftlich ohne zeitraubende Antwort zu erwarten — ich komme mir wahrlich vor wie der alte, arme Polonius! — Warum lassen Sie den Leubelfing fliehen, in dem Moment wo er das böse Vorhaben des Lauenburgers ahnt und darum doppelt veranlaßt wäre, dem geliebten Helden als wachsamer Schützer zur Seite zu stehen? Das Erkennen durch den schwedischen Obersten wäre auch anderwärts anzubringen gewesen und der immerhin anzuzweifelnden wochenlangen Unbemerktheit wie der endlichen Rückkehr vorgebeugt. Und dann: ist das Zusammentreffen mit der possenhaften Figur des Laubfingers nicht auch bei dem weihevollen Abschluß etwas störend? Daß, wie in jeder Ihrer Erzählungen, der Schweizer Patriot sein Theil erhält, gefällt mir; aber erinnern möchte ich doch daran, daß während das helvetische Tugendbild die deutschen, im eigenen Lande unbekannten Sünden bejammert, daheim ein gewisser Jenatsch wohl als

Held, aber doch wahrlich nicht als Tugendheld sein Wesen treibt. Nun aber sei der alten lehrsamen Schwätzerin nur noch das einzige Wort gegönnt: Dank u. Aberdank.

Berichtet sei indessen noch, daß ich Anfang September ein paar Tage in Berlin gewesen bin. Seit 22 Jahren zum ersten Male. Viel sich regendes, anregendes, nicht Aufregendes geschaut. Auch Schönes. Die Pergamener und Olympischen Reste, die einen Kenner wie Sie freilich noch mehr entzückt haben würden als die im Sehen wenig gewöhnte, mühsam Construirende. Von Neuestem auch das treffliche Göthebild in seiner geziemenden, ächt Götheschen grünen Umgebung. Als vor zehn Jahren der unbekannte Schaper sein Erstlingswerk, die Novalisbüste, über dessen hiesigem Grabe errichtete, konnte man dem Künstler eine Zukunft verheißen; nun hat er sein Meisterstück geleistet. Er versteht sich auf Dichterköpfe. Wenn Sie einmal wieder nach Berlin kommen, lassen Sie sich von ihm modelliren. Ein Steinbild, wenn auch nur als Relief, ist immerhin dauerhafter und für mich wenigstens auch wirksamer als eines in Farben, wenigstens wie unsere heutigen malen. Lenbach ist nur für Männer der That. Man wittert Pulverdampf vor seinen Gesichtern. — Auch ein paar mal in der Oper und im Schauspiel gewesen. Erstere geringer als einstens, letzteres besser. Freilich: Hamlet, der Unverwüstliche.

Nun aber endlich Gottbefohlen und nochmals Vergebung und Dank von

Ihrer warmen Verehrerin

Louise François.

À propos: Sie sind doch sonst nicht so ausgiebig, warum ersparen Sie sich nicht das „Hochwohlgeboren" auf Ihren Adressen? Sind die freien Schweizer förmlicher als wir deutschen Königsknechte? Man fängt doch an, solchen Ballast

abzuschütteln, wenigstens bei Leuten, die man kennt. Schreiben Sie mir lieber dafür: Mein Töchterchen hat seiner neuen Puppe den Kopf zerbrochen. Es nimmt nicht mehr Zeit in Anspruch.

38.

(Postkarte. Poststempel Brunnen.)

7. Oct. 1882.

Verehrteste Freundin,

Vorläufig Dank für Ihren lieben Brief, welcher manches berührt, was mich innerlich beschäftigt und eine gründliche Antwort verlangt. In thesi bin ich Ihrer Meinung von dem Wert des Dramas. In der Ausführung aber sehr behutsam. Wir müssen das bereden.

Gestern war ich auf dem Rigi und will noch ein bischen wandern.

Ihr C. F. M.

(Adresse läßt das Hochwohlgeboren weg: Fräulein Louise von François, Weißenfels an der Saale (Preußen).) A. d. H.

39.

27. Okt. 1882.

Verehrte Freundin,

Hier sitze ich wieder in meiner Bibliothek, und blicke auf die grünen, mit Kuhgeläut gefüllten Wiesen meines l. Nachbars Grafen Plater, des polnischen Königs in partibus hinüber.

Ihr Urteil, l. Freundin, über Leubelfing ist gewiß das richtige und auch das meinige. Aber es war nicht geraten, als erstes Drama einen Gustav Adolf zu wagen. Mein Dämon warnte mich. Betrachten Sie das Novellchen als eine Skizze, welche vielleicht zu größeren Zwecken später in Betracht zu ziehen ist. Inzwischen werde ich meine magna peccatrix (mit

dem Staufen Friedrich II) ausführen und zwar ohne Unterbruch. Auch hier übrigens wird das Menschliche den Vorgrund füllen d. h. eine leidenschaftliche Fabel, welcher der über unsern Kaiser (damals war er auch noch der meinige d. h. der meiner mutmaßlichen Vorväter) verhängte Bann nur die Gewitterbeleuchtung gibt.

Ich hätte wohl Lust, l. Fr., eine confidentielle Bitte an Sie zu richten. Wir haben hier in Zürich für ein Zwingli-Denkmal gesammelt und ein Comité besorgt die Ausführung, welchem, dem weitern, ich auch angehöre, ohne daß ich bis jetzt daran mich stark beteiligt hätte, da 3 Prof. der Kunstgeschichte oder verwandter Fächer darin sitzen und ich überhaupt nicht berufen bin hervorzutreten. Jetzt aber sind wir in einer fatalen Krise. In Folge einer Concurrenz eingesendeter Modelle wurden 3 Meister zu einem engeren Wettkampf eingeladen, von welchem 1 zurücktrat, die 2 andren Modelle lieferten, deren keines ganz entspricht. Wir wollen nicht nur die Bibel, sondern auch das Schwert, das Zwingli ergriff und durch welches er umkam. So*) ist eine neue Ausschreibung oder Bestellung nicht und womöglich ein bischen Genialität völlig unmöglich und in diesem Fall höchst wünschbar, daß man, ohne zu fackeln, gleich vor die rechte Schmiede ginge.

Nicht nur privatim, sondern privatissime, liebe Freundin, und ohne alle und jede Consequenz (denn ich bin durchaus ohne Einfluß) richte ich an Sie, die Deutsche, die discrete Bitte, mir zu sagen oder sich ein bischen zu erkundigen, wer eigentlich im Reich gegenwärtig die ersten Bildhauer sind, voraus im Fache der geistigen Helden. Ich wünsche etwas ausgiebige Antwort, verehrte Freundin, d. h. eine Orien-

*) in der Erfindung!

tirung über die gegenwärtigen Deutschen Bildhauer von Bedeutung. Es ist zehn gegen eins zu wetten, daß diese Mühe, welche Sie sich für mich geben, nur zu meiner persönl. Belehrung dient, aber ich will es Ihnen hoch anrechnen, wenn Sie mir den Gefallen tun.

Ihr treuer

CFM.

40.

Weißenfels, 9/11. 82.

Verehrter Freund,

Die kleinstädtische Mansardenbewohnerin hätte auf Ihre vertrauliche Anfrage ehrlicherweise antworten müssen: Das weiß ich nicht. Da sie jedoch beim Eintreffen Ihres lieben Briefes im Begriff war, einen Ausflug nach Halle zu machen, verschob sie die Antwort, in der Hoffnung, daß alldort Leute zu treffen seien, die mehr wissen und verstehen als sie. Zwar ist die alte Gelehrtenstadt unserer Provinz keine kunstbeflissene oder kunstgesegnete. Außer einem tüchtigen Händel — irre ich nicht von Rietschel — u. einem haushochstehenden Landsknecht über einem Brunnen — wunderlichste Wahl für ein Siegesdenkmal von anno 70 — dessen — des Landsknechts — Fertiger der Hallenser Schaper ist, giebt es dort nichts Monumentales. Aber es giebt doch diesen oder jenen unter den gelehrten Herren, die sich für bildende Künste interessieren und nachdem ich diesem und jenem von diesen und jenen Ihre Frage — selbstverständlich nur als eine meiner persönlichen Neugier — vorgelegt, bin ich gestern nicht klüger als da ich ging heimgekehrt. Wen der Eine gepriesen hatte, verwarf der andere platterdings. Die Frauen, ernstgebildete darunter und in Athen und Rom an Sehen gewöhnte,

waren einmütig für Schaper — schon um des entzückenden Göthe willen. Die Männer wollten weniger von ihm wissen. Ob er ihnen zu idealistisch war, oder nur darum, weil der Prophet in seinem Vaterlande nichts gilt, wurde mir nicht klar. Vielleicht hat er es auch durch den „bestellten" Landsknecht verdorben, oder auch durch eine Jünglingsarbeit, zwei Sandsteinlöwen zu Füßen der Siegessäule von 66, die sich zu Ihrem Luzerner Einzigen ungefähr verhalten wie Menschenhaß und Reue zum Oedipus Colonos oder allenfalls der Iphigenia. Ich ging in die Wohnung eines Schaperschen Bruders (Zeichenlehrers in Halle) und betrachtete alldort die Gypsabdrücke und Photographien der brüderlichen Marke; leider konnte ich kein käufliches Exemplar auftreiben, das ich Ihnen als Probe hätte schicken können. Da waren ein Bismarck und Moltke — für Köln, — ein Göben für Koblenz, Portraitähnlich, aber von Lenbach, dem Maler, die ersteren charakteristischer dargestellt. Da war auch der Lessing für Hamburg, der mir wohl gefallen hat, von Lessingenthusiasten aber für allzu theatralisch erklärt wird. Er sitzt — das ist allezeit bedenklich — aber so, als wäre er im Aufspringen begriffen, mit zur Seite gewendetem klugem, feurigem Kopf. Trefflich war eine Photographie von Gauß, dem Mathematiker — (Braunschweig) — Mathematik künstlerisch gemüthlich beseelt — will das nicht was sagen? — In der Concurrenz für das Lutherdenkmal in Eisleben ist Schaper unterlegen. Sein Entwurf wird aber wohl in Erfurt oder Eisenach ausgeführt werden. Der Sieger, Siemering, soll den Helden mannhaftigst dargestellt haben in der einen Hand die Bibel in der andern die zerrissene Bannbulle. Abbilder existieren noch nicht von dem Modell. Alles in Allem will mir aber bedünken, als wäre der Realist Siemering der geeignetste Deutsche für Ihr Werk. Ich kenne von ihm nur das Graefedenkmal in

Berlin, das gewiß gut ist und an welchem mich nur die colorirten — übrigens rührend volksthümlichen Majolika-Reliefs — fremdartig berührt haben. Das Luisendenkmal im Thiergarten ist, irre ich nicht, auch von Siemering. Oder von Wolff? Schön gearbeitet, aber ohne Zweifel nicht das holde Weib, die geopferte Patriotin, welche der preußische Volkssinn zu einer Legendengestalt erhoben hat. Nach den Vorbildern Rauchs in Charlottenburg und Potsdam war es auch schwer eine gleichwerthige, lebende und wachende Luise zu schaffen. — Die Professoren Haym — Philosoph — und Droysen der Historiker und Biograph Gustav Adolfs erklärten unumwunden Reinhold Begas Berlin für den bedeutendsten d. h. genialsten deutschen Bildhauer der Gegenwart. Einen Beweis für die Behauptung blieben sie mir schuldig, wollten aber selbst an dem kläglichen Schiller in Berlin noch Rühmenswertes finden. Ich kenne außer dieser traurigen und obendrein ungünstig postirten Gestalt nichts von Begas. Noch wäre wohl Schilling in Dresden zu nennen, der die Germania auf dem Niederwald schafft, und die Ihnen wohl auch bekannten Jahreszeiten auf der Terrasse geleistet hat. — Auch Dondorf — Berlin— gehört zu den Geachtetsten. Ich habe an seiner Lorbeergekrönten Reiterstatue Karl Augusts in Weimar nur bewundert, wie geschickt er die schiefe Schulter des Dichterfreundes nicht völlig unterdrückt, aber bemäntelt hat. Dagegen ist das Kriegerdenkmal in Weimar das beste, von den vielen, die man zu sehen bekommen hat. Ergreifend die Gestalten des mannhaften Bannerträgers und des sterbenden Jünglings. Leider habe ich den Namen des jungen Künstlers vergessen. Man darf ihm eine Zukunft prophezeien. Von einem anderen in Rom lebenden jungen Deutschen, Hildebrand, kenne ich nur zwei Werke: einen schlafenden Hirtenknaben, sehr schön, und einen Adam, beide in Leipzig. Monumentales hat er

bisher wohl nicht geschaffen. Von Zumbusch mag ich in München wohl manches gesehen haben, das mir keinen Eindruck gebracht hat, daher entfallen ist. — Summa des langen Geschwätzes: Kein absolut erster unter den zur Zeit ersten, wenn nicht etwa für einen Geisteshelden: Siemering.

Fast gleichzeitig mit Ihrem Brief trafen, von dem Verleger gesandt, Ihre Gedichte ein, für die Sie auf das Wärmste bedankt sein sollen. Der Eindruck der noch unbekannten war der der bereits bekannten: ein haftender, wachsender bei jedem Wiederlesen. Das Buch war in Halle noch nicht im Buchhandel vorräthig. Eine Hand nach der andern nahm es aus der meinen und legte es darein zurück mit dem Vorsatz, sich einen wertvollen Besitz anzueignen. Vor just einem Jahre machte ich in der alten, ziemlich schwerfälligen, spröden Gelehrtenstadt die gleiche Erfahrung mit Ihren Novellen, die heuer Jedweder irgend Empfängliche dort kennt und hoch hält. — Ich lernte in Halle auch Wildenbruch kennen; d. h. zwei seiner Tragödien. Las den Harold und sah die Karolinger, die freilich für mehr — d. h. weniger als mittelmäßige Bühnenkräfte nicht geeignet sind. Das Stück leidet an überschüssigen Effekten, die Einen nicht zur Ruhe kommen lassen. Daher kein dauernd befriedigender Eindruck nach der spannenden Hetze. Alle Turbane ausgemerzt, das Problem rein karolingisch vertieft und charakteristisch erweitert — würde ein treffliches Ganze gegeben haben. Die Gestalten sind eigenartig, die knappe Sprache sehr schön. — Harold hat mir besser zugesagt. Die geschichtliche Exposition in den ersten beiden Akten dünkte mich tadellos. Die erfundene Catastrophe im dritten, auf einer Subtilität beruhend, wollte mir nicht genügen. Jedenfalls haben wir uns einer bedeutenden Dichterkraft zu erfreuen, einer noch im Werden u. Wachsen begriffe-

nen. — Als Novelliſten kenne ich W. noch nicht; rühmendes in dieſem Bereich wurde mir von ihm nicht vermeldet.

— Und nun Gott befohlen, v. Fr. Vergebung dem langathmigen Excurs pro nihilo und nochmals meinen herzlichen Dank für die gute Gabe.

L. F.

Vergebung auch dem Geſchmier. Meine Federbüchſe iſt während meiner Abweſenheit verſchwunden. Die einzig verbrauchte klafft bei jedem Strich. Dazu mancherlei häusliche Unruhe in der ſonſt ſo ſtillen Manſarde.

41.

Kilchberg, 11. Nov. 1882.

Meine liebe, gute Freundin,

Für Ihren Brief meinen beſten Dank! Keineswegs pro nihilo! Ich werde ſehr ſachte progrediren nur, wenn die zwei jetzt im Vordergrund ſtehenden Concurrenten ſcheitern. Natürlich ſpielt der Wunſch in der Commiſſion mit, das Werk einem Schweizer zuzuweiſen. Dann der Geldpunct. Doch wird auch geſagt: Warten und etwas Rechtes! Das iſt natürlich mein Standpunct und für mich gibt es, ebenſonatürlich, keine „Inländer".

Das Jahr iſt ein geradezu mörderiſches. Wir verloren unſern Ohm Major Hans Ziegler, unſern Vater Oberſt Ziegner, und eben erhalten wir die Nachricht, daß unſer Bruder, Alfred Ziegler auf Steinegg im Turgau auf ſeinem einſamen Schloßgut ſchwer darniederliegt (Rückenmarksleiden). Auch Gottfried Kinkel, der Poet, liegt faſt hoffnungslos (Gehirnſchlag) in Zürich. Ich hatte ihn — trotz diametral entgegengeſetzter rel. u. pol. Ueberzeugung — recht lieb.

Was bleibt als sich in die Arbeit vertiefen, wo man nicht helfen kann.

Schreiben Sie zuweilen

Ihrem M.

42.

Postkarte.

Weißenfels 19./11. 82.

V. F.

Herzlichsten Dank für das liebe, kleine Schweizermädchen, das so lieblich u. friedlich zu mir hinüberblickt. Wenn ich das allerliebste Mäulchen doch ein bischen zum Plappern bringen könnte! Ich habe Glück bei Kindern. Gott erhalte dem Herzchen die runde Leiblichkeit in unserer blutarmen Zeit. — Und dann innigen Anteil dem König des Erdenleids gegenüber, der so schonungslos in Ihrem Kreise Einzug hält. Mir ist unter solchem Regiment Arbeit niemals ein Panacee gewesen. Nur Stille u. Einsamkeit. Ich bin überhaupt eine Lazzaroninatur, welche die Arbeit für eine harte Notwendigkeit hält. „Sehet die Lilien auf dem Felde an" — daß er doch Gültigkeit dieser Heilsspruch, der dem Dictum unserer heutigen Weisheit so schnurstracks zuwiderläuft. Wohl Kinkel, daß er nicht lange gelitten hat. Das Leiden Ihres armen Verwandten läßt keine so rasche Erlösung hoffen. Aber will's Gott, noch Genesung. Ich habe mir von Halle ein paar Bände Port Royal mitgebracht, — auf Ihre Empfehlung, fürchte jedoch, daß ich nicht so anmuthend mich durch die Volumen vorschieben werde, wie vorigen Winter durch Freund Gregorovius, der heuer wiederum in Griechenland war und mir Befreundeten dort begegnete. Und nicht allein der kleineren Drucklettern für die armen alten Augen wegen. So werden auch wohl ein paar Bände Causeries du lundi wesentlich ungenossen bleiben.

Danken Sie auch Ihrer Frau Gemahlin für das liebe Bildchen. Ich denke mir, daß die Tochter der Mutter ähnlich sieht. Gott befohlen.

L. F.

43.

(Schwarz geändertes Billet.)

Kilchberg 23. Nov. 1882.

Verehrte Freundin,

ich bedaure es ein bischen, Ihnen P. Royal u. die Causeries geraten zu haben. Vergessen Sie nicht, daß ich 10 Jahre meines Lebens (25—35) französisch gewesen bin. So ist mir eine Vorliebe geblieben — auch für die rein stylistischen Vorzüge der französischen Literatur — Jetzt bin ich sehr deutsch, pour ne plus changer, und auch gegenwärtig sehr tätig, denn bei der Kälte regt sich meine Schaffenslust.

Ihr M.

44.

(Postkarte.)

Weißenfels 29./11. 82.

V. F.

Nun erst mit den Zügen der Hausfrau steht das liebe Dichterhaus am See vollständig vor mir aufgerichtet, und bilde ich mir ein, mit Augen zu sehen, wie darin gewaltet und geheimst wird. Nehmen Sie meinen warmen Dank für die bereitete Freude und sagen ihn in meinem Namen der gütigen Frau für ihre Zustimmung. Aber Gunst macht begehrlich. Eines fehlt doch noch zum Ganzen: das Bild der Schwester und ihr Name: Louise-Kamilla, — in Deutschland ein völlig ungewöhnlicher Name — und? — — Dürfen, wollen Sie mir auch diese Freude gewähren? Ich bin sonst

keine Photographiensammlerin, aber hier ist es etwas anderes. Ein unbehaglicher Mittelzustand zwischen Gesund- und Krank-sein — häufige Alterserscheinung — hat den Dank verzögert bis ich heute — wenn auch nur flüchtig — den zweiten für die Biographie Ihrer Freundin anschließen kann. Es ist kein völlig deutliches Bild für die Fremde. Ich weiß nicht welcher Art ihre fromme Stiftung ist. Jedenfalls der Jetztzeit verständlicher als die reine Asceſe von Port Royal. Und an verschwisterten Naturen fehlt es der Vorstellung auch nicht: die Sieveking in Hamburg, die ich nicht persönlich gekannt, besonders aber eine Hessin, die ich gekannt, und die Ihrer Mathilde in Entwickelung und Wesen gleicht wie ein Zwilling, nur daß die äußeren Verhältnisse andere waren. Sie war Malerin, doch nicht berufsmäßige und hieß Mine Goddeus. Sie ist lange todt; aber ihr Andenken und ihre Werke leben heute noch wohlthätig in Cassel fort.

Herzlichen Gruß u. Dank von Ihrer aufrichtig ergebenen

L. F.

Wie geht es dem armen Bruder?

45.

18. Dec. 1882, Kilchberg.

Verehrte Freundin,

Gerade kramt meine l. Frau in alten Photographien. Ich entwende ihr — für Ihre Sammlung die meines Schwiegervaters: des Obersten Ziegler. So war er ungefähr, da er gegen 70 zählte, 66 glaube ich. Er behielt diesen festen Ausdruck bis ans Ende. Er war unendlich liebenswürdig, tactvoll, tapfer à toute épreuve und geistig (in seinem Fache und in Politik und öffentlichem Leben) bedeutend. Stammhaus

und Nebengebäude bleiben dem ältesten Schwager, dem jüngern in Steinegg geht es besser. Die Mutter (i. e. Schwiegermutter, aber eine herzensgute) 71 Jahre alt, hat sich von ihrem Leid erholt und wird uns hoffentlich lange erhalten bleiben.

Ich bin mit Friedrich II, dem Staufen, beschäftigt (dieses unter uns).

Möge Ihnen der Winter günstig sein! Wünsche zu Fest und Jahreswende!

Ihr M.

46.

Weißenfels, 26./12. 82.

Verehrter Freund,

Einen letzten Gruß und Dank im alten Jahr. Es war Ihnen und Ihrer lieben Gattin eines der herben Verluste, für welche es nur dem Tiefreligiösen einen Trost giebt: denn das natürliche allmählige Verblassen der wehen Erinnerung — ohne welches wir freilich kaum mit dem Leben fertig werden würden, — ist doch wahrlich nichts weniger als ein Trost. Dennoch möge und wird die Zeit auch an Ihnen ihre Macht üben und die zerissene Lücke sich mit jungem, blühendem Leben und Lieben füllen.

Durch das Bild des Mannes, den Sie so hoch verehren, haben Sie mir eine wahre Freude gemacht und durch die biographischen Notizen, so kurz sie sind, mich sehr interessirt. Ich besitze nun eine kleine Galerie Meyer-Ziegler und beginne mich in Ihrem Kreise zu orientiren. Es ist curios. Unter uns Deutschen, Männlein wie Weiblein, gebildet wie ungebildet, herrscht eine wahrhaftige Schweizersucht. Wer es nur irgend erschwingen kann, macht — womöglich alljährlich —

und wäre es auch nur einen Sauser — in die Alpenzone und in die der Schweiz weit lieber als in die deutsche; je östlicher um so weniger beliebt. Wir kennen dort jedes Thal, jeden Gipfel, nur von den Menschen und ihrem Treiben sehen, hören, wissen wir fast weniger als von jedem anderen Volke; Norwegen z. B. das verhältnismäßig unbekannte und doch so manche Analogien bietende. Selbst die Tagesblätter bringen wenig Eingängliches aus der Schweiz. Dann u. wann verblüfft uns das „Referendum" — so heißt ja wohl die letztgültige Volksabstimmung neue Gesetze, — weil der eine Canton verwirft was der andere gut geheißen hat, und wir begreifen nicht, was schließlich aus der Geschichte wird, oder ob die denkbar republikanischste aller Staatsformen in Wahrheit ein Fortschritt sei, dem auch umfänglichere Gemeinwesen nachstreben dürften, ohne daran zu Grunde zu gehen? Von Ihren Künstlern kennen wir nur Calame — für mich den ersten aller neueren Landschafter, aber nicht am größten wo er seine heimische Natur darstellt, sondern z. B. in den Pästumtempeln; als Novellist hat uns Keller Einzelnes vorgeführt, aber so Kleinliches, Krähwinkliches; Gotthelf ist kein Heutiger mehr und in früherer Zeit, wo wir Ihr Land weniger kannten, waren wir durch Ihre Dichter mit seinen Leuten vertrauter, man dachte auch mehr cosmopolitisch als national. Darum sähe ich so gern einmal ein Bild der heutigen Schweizer Gesellschaft künstlerisch umschleiert von Ihrer Hand, Verehrtester. Sie haben eine starke Gabe zugleich des Anschaulichmachens und des Herzerwärmens. Warum wollen Sie nicht, was Sie so gut könnten?

Von Port Royal und den Causeries habe ich erst je 2 Bände hinter mir; der Hallesche Herr Universitäts-Bibliothekar verzögert die Nachfolgenden. Ein seltsamer Zufall brachte mir (in der Revue des deux mondes, die mir nach

jahrelanger Pause wieder zukommt) gleichzeitig mit der Geschichte dieser alten ziemlich unisonen Gläubigen, die Selbstbekenntnisse eines heutigen Zweiflers, Renans, und — schaudern Sie immerhin ein wenig! — und „wie anders wirkte doch dieses Zeichen auf mich ein". Es sind nur die beiden Schlußkapitel der Jugendgeschichte und das erste was ich von R. gelesen. Ich hatte ein Vorurtheil gegen ihn. Und wie hat er mich zu sich bekehrt. Die Analyse des eignen Charakters mag etwas Eitles haben — er spürt das selbst, — einem Deutschen würde sie kaum möglich sein; aber der Mann ist ja ein Franzose; und von wie Vielem fühlt man sich in seinem persönlichen Ich schlechthin in das Herz getroffen. Und dieser hinreißende Vortrag; ich könnte ihn nur dem unseres Schopenhauer vergleichen, bei aller Gegensätzlichkeit der Grundnaturen. Ich dächte so hätte noch nie ein Franzose geschrieben, zugleich fein, klar und tief. Sagen Sie mir doch gelegentlich Ihr Urtheil, vor allem: wenn es dem meinen zuwiderläuft. Sie sind ja heimischer als ich unter unsern überrheinischen Nachbarn.

Fast mehr noch als diese französische frappirte mich die ebenso gleichzeitige Lectüre eines modernen spanischen Romans, natürlich übersetzt, d. h. vor der Hand nur seines ersten Teils — Gloria von Perez Galdos. Der Verfasser soll — laut Einleitung — seines Zeichens Historiker sein; aber — wie manche der unseren ja auch — einem größeren Publikum zu Gefallen, nebenbei novellisiren. Daß solch ein geistig realistisches Zeitbild — die Liebe eines orthodoxen idealistischen, spanischen Mädchens, — Bischofsnichte — zu einem ebenso orthodoxen idealistischen Juden, — deutschen Rabbinersohnes — in dem noch ausgeprägtesten Lande der Intoleranz geschrieben, publicirt, verschlungen werden vom Publikum und dem Autor vom König einen Orden eintragen konnte —

klingt das nicht wie eine Fabel? Und wie greifbar charakterisirt der Mann; aecht menschlich und doch spezifisch spanisch, jede Nebenfigur eine Gestalt, am wenigsten vielleicht die der beiden Helden. — Wie flach, eilfertig und dichterisch dagegen das Machwerk das Ebers wieder einmal als heiligen Christ in die Welt spedirt. Das Grundmotiv recht sinnvoll, aber die Ausführung — Gottserbärmlich. Ein klägliches Armuthszeugnis für die Capacität der deutschen Frauenwelt, deren Abgott Ebers ist und auf deren Ungeschmack hin er solchergestalt sündigt. Ich habe „Ein Wort" auch erhandelt, um es auf den Weihnachtstisch einer Verehrerin zu legen und große Freude angerichtet. Leben Sie wohl für's alte Jahr. Gott befohlen und Gut Heil im neuen.

In treuer Ergebenheit

Louise François.

Ich lege für den Dichter des Leubelfing eine Jubiläumsmedaille bei, die mir just zu Händen gelangt. Leider nur in so bescheidenem Metall ausgeprägt, aber der Kopf gut, nicht wahr?

Ihrer Frau Gemahlin einen warmen Gruß, dem lieben Kinde ein Gott behüt!

Im Begriff zu schließen, kommt Ihre glückwünschende Karte. Dank auch dafür.

47.

Kilchberg bei Zürich 1882.

Verehrte Freundin,

noch im alten Jahre meinen Dank für die Médaille! Der liebe Kopf ist charakteristisch! Und daß mir die Münze von Ihnen kommt, erhöht den Wert.

Aber, l. Fr. wie Sie zu fragen wissen. Mehr als im alten und neuen Jahre zu beantworten von Einem, der das Unzulängliche in den Tod haßt.

Also Renan statt Pascal! Der lächelnde Sceptiker statt der ringenden! Die reine Eva in der Haut eines preußischen Fräuleins! Ohne Scherz. Renan ist eine der merkwürdigsten Menschenmischungen, in ungeheuerm Grade ein Kind seiner Zeit. Mir persönlich freilich geht er gegen den Mann. Die welken Züge, das verschwatzte Maul, der unvertilgliche Weihrauchgeruch verderben mir die freie Stirn. Der Styl ist exquisit, ja raffinirt, nicht frei von Mignardise und Marivaudage. Die Leute von P. Royal waren Thoren, zugegeben, Bêtises touchantes würde der Gaukler R. ihre Seelenkämpfe nennen, aber es waren heiße, reine Herzen! Ich habe zeither eine ganz junge Sehnsucht nach dem Großen, Heilsamen, Menschlich-Wahren, (das metaphysisch Wahre halte ich für absolut unzugänglich), auch nach einem großen Styl, sodaß ich mich, so gegen das Jahresende an meinen 4 Novellchen ganz verekle!

Das bin nicht ich, sondern meine Faulheit, welche vor den Stoffen, die sich für meine Schultern schicken, zurücktritt. Jetzt aber habe ich meine Kaiser vor, meinen Friedrich, den Staufen, welcher auch noch mein, d. h. meiner Ahnen, Kaiser war, und werde ihn schon in den Geist der Gegenwart zu tauchen wissen — die Schweiz ist eigentlich gar kein Staat, was man einen Staat nennt im Grund, gerade durch das Referendum, weit conservativer als Deutschland —

Doch ich geriete da (pag. 2) in das „Unzulängliche" — nur dieses: Zustände, gute oder schlimme, die mich täglich auf die Nägel brennen, habe ich keine Lust zu schildern.

Liebe Freundin, halten Sie mir den Daumen! Ich bin mitten in einer Tragödie und fühle mich so in meinem Elemente, wie nie. Eine erfundene Fabel mit dem Staufen im

Hintergrund! Der Stoff ist nicht so vollkommen gut, wie ich wünschte, aber ein vollkommener Dramastoff ist so selten als eine vollkommene Frau, und jetzt gilt kein Zögern und Zaudern mehr.

Ich will nur das Blatt in das Couvert stecken, sonst zerreiße ich es — ich schrieb bei offenen Fenstern — ein wahrer Sommertag!

Ihr CFM.

48.

Weißenfels, 21/3. 83.

Verehrter Freund,

Ich fand das gütigst mitgetheilte Blatt bei der Heimkehr von Naumburg, wo ich meinen einzigen Bruder in einer kurzen ersten und letzten Krankheit gepflegt, ihm die Augen zugedrückt und am 12/3. die erste Hand voll Erde in sein Grab geworfen hatte.

Er war blos ein Jahr jünger als ich, ein einsamer Mensch wie ich; wir hatten nicht miteinander, nur nachbarlich nebeneinander gelebt; aber wir fühlten uns auf einander gestellt und nur auf einander und ich habe nicht geahnet wie stark das Band sei, welches ein gleiches Blut und Schicksal zwischen uns gewirkt hatte, — bis plötzlich dieses Band riß.

Ich habe kein Recht, die Wehklage der Welt durch einen Laut zu vermehren und nichts würde weniger im Sinne der stoisch eigenartigen Natur und Anschauung meines lieben Ernst sein, aber — nun denken Sie es sich aus. Geistig ist mir zu Mute wie nach einem erschöpfenden Blutverlust. Körperlich habe ich die Grippe; Gott Dank, erst nachdem ich unangefochten bis zum letzten standgehalten.

So habe ich Ihren Aufsatz über Kinkel erst gestern überflogen und mich gefreut über die herzenswarme Anerkennung des Mannes der Ihnen in keinem Sinne ein Gleichgestellter und Gerichteter war. Ich habe an Kinkels persönlichem Schicksal immer viel Teil genommen; als Dichter hat er mich nicht berührt.

Wie mag es dem kranken Bruder Ihrer lieben Frau gehen? Drücken Sie ihm in meinem Namen die Hand.

Louise François.

Der Brief Ihrer Schwester ist mir eine große Freude gewesen. Eine Schwesterseele.

49.

Verehrte Freundin,

Ihre Zeilen, so lieb als ein Lebenszeichen, sind mir für Sie nahe gegangen! Es ist hart, einen Bruder zu begraben und überhaupt, der Ton der Scholle auf dem Sargdeckel ist für jeden mißtönig außer für den, der drinn liegt. Uebrigens Achtung vor den Stoikern! Sie sind nicht gefühllos, aber mutig, pflichttreu und bescheiden sind sie! Als man M. Escher den Tod ankündigte, sagte sie lachend zu den Umstehenden: „Ihr werdet doch nicht glauben, daß ich mich fürchte?"

Gestern habe ich Mendelsohn-Bartoldis Paulus gehört: woran es liegen mochte, das Product schien mir schwächlich, und mir wurde flau dabei, besonders der Weiberchor statt der gewaltigen Gewissensstimme — oder wie man es heißen will: diese unerforschten, elementaren Kräfte des Seins — bei Damaskus. „Die Botschaft hör ich wol, allein —." Doch ich

will nicht ungerecht sein, es sind sehr hübsche, geschmackvolle Sachen darin, nur hätte dieser Paulus die Welt nicht verändert.

Mein Schwager befindet sich auf seinem Römerturm „Steinegg" im Turgau besser, als ich aus der Ferne — ich habe ihn besucht — dachte. Er hat sein Gut glücklich verpachtet. Mein zweiter Schwager verheiratet sich nächstens mit der Schwester seiner sel. ersten Frau, einem sympathischen Mädchen: ich besorge das Carmen. Mein 3. Schwager, Burkhard, hat sich mir direct gegenüber, sodaß wir uns in die Fenster sehn, über den hier schmalen See hinweg, ein Gut gekauft.

Und — àpropos Hochzeit-Carmen — Kinkel hat mir vor 8 Jahren das meinige in dem Almanach Leben u. Kunst von Bodenstädt gedichtet (nicht sehr taktvoll!) so war es nur billig, daß ich ein bischen nekrologisirte. Sein Unglück war, eine kurze Weile der besprochenste Mann in Deutschland gewesen zu sein.

Sieht man so das Leben vorüberziehen, ist einem, man hätte schon dreimal gelebt und man sucht das Dauernde, ich in der Kunst und in der Anstrengung, weil ich darauf angelegt bin, mein armes Schwesterchen in der christlichen Ascese und Sie?

Unveränderlich

Charfreitag 1883*).

Kilchberg bei Zürich. Ihr CFM.

*) 23. März. A. d. H.

50.

Carmen
Eines uralten Zieglers
zur Hochzeit
des Herrn
Carl Ziegler
und des Fräuleins
Mathilde Wegmann
5. April 1883.

In des Pelikanes oberstem Raum
In Zwielicht oder Dämmertraum
Stehn Ahnenbilder aufgereiht:
Die Züricher Ziegler alter Zeit.
Jahrhundert stößt sich mit Jahrhundert
So kunterbunt, daß man sich wundert:
Zwischen Perücken trotzt ein Bart,
Breit gehalten nach Landsknecht-Art,
Vor gestrengen Richterbrauen
Fächeln sich gepuderte Frauen.
Es schweigt die hohe Societät,
Die unterm Giebel zusammensteht,
Dieweil sie von ihren Werken ruht
Und ein gründliches Schläfchen thut.

Doch als in diesen letzten Tagen
Gepocht, gehämmert und Nägel geschlagen
Ward unter ihnen bei Tag und Nacht,
Ist Der und Diese aufgewacht.
Lauschend mit feinen Geisterohren
Haben sie kein Wörtchen verloren
Von dem, was auf den untern Stiegen
Ward ausgeplauscht oder verschwiegen.
So brachten sie es schlau heraus:
Es steckt ein Bräutigam im Haus,
Drum putzt sich der ehrwürdige Bau
Für die lachende junge Frau —
Und das vertrieb ihnen ganz den Schlaf,
Weil's ihr eigen Fleisch und Bein betraf.

Nun ist ein stark Geplauder droben,
Den Jungherrn um seine Wahl zu loben:
Im Ehelotto ein Hauptgewinn
Sei diese neue Zieglerin,
Sie würde einen Hof verzieren
Und könne doch die Küche regieren,
Sie rede leicht und ungezwungen
Und sei doch jeder Satz gelungen,
Sie hab' ein gewanderter Ohm gelehrt,
Wie man mit der Welt verkehrt,
Und andre derlei Ruhmessachen —
Man soll keine Braut erröthen machen.

So ward verhandelt laut und leis
Das Bräutlein von dem Ahnenkreis —
Jetzt hören sie die Carossen rollen
Und wissen, was die bedeuten wollen,
Da rührt sich all das Zieglerblut:
Gelahrtheit, Frommheit und Heldenmuth!
Den Ahnfrau'n zuckt es durch die Glieder,
Machten gern einmal ein Tänzlein wieder
Sie regen die wohlgeformten Lippen,
Als ob sie aus einem Gläslein nippen,
Die Wangen beginnen sich zu erhitzen,
Zart färben sich die Nasenspitzen —
Ist aber lauter Phantasie
Und Familiensympathie:
Alle sind sie selige Leute,
Schlürfen keinen Champagner heute!

Etwas wollen sie noch beschicken,
Sie flüstern mit einverstandnen Blicken:
„Wir freilich können nicht mehr erwarmen,
Doch bestellen wir das Hochzeit-Carmen!"
Am Schornstein in bescheidener Ecke
Hängt ein Bildniß wie im Verstecke:
In rotem Sammt ein feiner Mann,
Den man als Ziegler erkennen kann,

Er hält in läss'ger Hand einen Stift
Und eine Rolle mit Schnörkelschrift.
Ein unschuldig Angesicht!
Kaufherr, glaub' ich, ist er nicht,
Doch ist's vielleicht ein heitrer Schalk,
Denn Augen hat er wie ein Falk:
Er ist vor etlichen hundert Jahren
Auf diesem Erdball herumgefahren
Und ward bedacht von der Geschichte
Mit folgendem kurzen Lebensberichte:
„Er war ein Geiger und Poet
Und seine Spezialität
Das Hochzeit-Carmen." Die Frauen wenden
Sich an ihn mit bittenden Händen:
„Herr Vetter, setzt einen Carmen hin
Für unsre jüngste Frau Zieglerin!"
Der im Sammt lächelt ihnen Bescheid:
„Ein Carmen ist keine Kleinigkeit,
Muß sein von Gottesfurcht durchdrungen,
Mit ein paar weltlichen Anspielungen."
Er reibt sich sanft die Stirn und schreibt
Coulant, daß die Feder nicht hangen bleibt:

„Bräutlein unten im Festgemach,
Dich grüßen die Ziegler oben im Dach!
Die Ziegler hinter den Spinnewebeu
Freuen sich in Dir aufzuleben!
Aus jeder Zeit und in jedem Amt,
Menschen waren wir allesammt,
Wir haben geweint und auch gelacht,
Manchen ernsten Possen gemacht:
Wir sind eine lange Lebenskette —
Wiege und Sterbebette —
Die sich wohl noch verlängern mag
Um einen Brautring und Hochzeitstag!
Wir haben noch eine weite Bahn,
Ein Lichtlein zündet das andre an —
Wen senden wir in den Hochzeitssaal?
Frau Freude mit ihrem Sonnenstrahl,

Der aus dem Lebensflämmchen glimmt
Und mit dem Leben den Abschied nimmt!
Freude, redliches Himmelskind,
Du liebst die Herzen, die offen sind!
Wandle, schwebe mit leichtem Schritt!
Bring der Braut das Kränzlein mit!
Halt' ihr's zu Häupten voll und ganz,
Dann zerpflücke du selbst den Kranz,
Spende jedem Gast ein Blatt,
Daß er sein Stücklein Freude hat!"

(Zwei Kinder in alter Tracht treten mit einem Körbchen ein und vertheilen das Carmen unter die Gäste.)

Die Gelegenheit benutzend, der verehrten Freundin seinen Gruß zu senden.

CFMeyer.
Gottlob kein Bräutigam.

51.

Weißenfels 1/Mai 83.

Ja, Verehrtester, „hier wird gefreit und anderswo begraben!" Ihr Carmen ist gewiß eines der interessantesten, die je einer Braut gewidmet worden sind und der Schluß nicht blos das — sondern tief und schön. Ja, „Freude mit ihrem Sonnenstrahl, der aus dem Lebensflämmchen glimmt und mit dem Leben den Abschied nimmt". Freilich, wie Sie in Ihrem letzten guten Brief fragen: Was dauert? So ich heute: Was ist Freude? Die Antwort würde allemal — wie die auf die Frage des Pilatus — eine individuelle sein. Ich habe es mir oft als einen Hauptmangel vorgeworfen, daß ich mich nicht allzu leicht freuen kann. Obgleich — oder weil? — ich von Natur heiter d. h. niemals verdrießlich gewesen bin. Aber mir fehlen so viele Organe: der Spielsinn — schon als Kind hatte ich keine Puppenfreuden, — der Sammlersinn,

der Besitzsinn über das Nothwendigste hinaus, der Zierlichkeitssinn und manche andere — — leider auch der Leichtsinn, — der gute Geselle.

Ueber das dumme, zudringliche Ich! Ich wollte ja von Ihrem Carmen sprechen. Es hat mir ein Stücklein Freude gebracht, — schon weil es von Ihnen kam — was heuer zum ersten Male selbst dem Grünwerden und der Frühlingssonne nicht recht gelingen will. Und, denken Sie, es war das erste Hochzeitscarmen, das mir zu Gesicht gekommen ist. In Ihrer freien Schweiz scheinen sich patrizische Sitten länger erhalten zu haben als bei uns; ich bezweifele sogar daß Sie — einige hanseatische Geschlechtshäuser und Schlösser von einstmals Reichsunmittelbaren etwa abgerechnet, — irgendwo noch ein Erbhaus gleich Ihrem „Pelikan" und seiner von Ihnen so anschaulich heiter geschilderten Ahnengalerie finden würden. Ich begreife, daß Sie Aristokrat sind, — selbstverständlich nicht in unserm Junkersinne. In einer Mansarde wie der meinigen wird man naturgemäß Demokrat.

In Ihrem letzten Briefe nannten Sie Ihre Schwester „mein armes Schwesterchen", verehrter Freund, ich glaube, sie ist so reich wie Sie, vielleicht reicher d. h. unerschöpflich reich. Ich las kürzlich in der revue d. d. m. einen Artikel über die petites sœurs des pauvres, von Maxime du Camp, die erste Lektüre, die mir seit 2 Monaten das Herz wieder warm gemacht hat. Von allen Barmherzigkeiten ist die gegen das hülflose Greisenalter mir von jeher als die erhabenste und erhebendste vorgekommen, weil von jeglichem Menschenelend der geistige und körperliche Verfall des Greisenalters mir das niederschlagendste, trostloseste erscheint. Petites sœurs des pauvres, vous êtes adorables. Und ich hatte euch bisher nicht gekannt.

Daß Ihnen Mendelsohns Paulus nicht Gnüge gethan, be-

greife ich: Mendelsohn — gewiß einer der reinsten, glücklichsten Menschennaturen und Musiker durch und durch — ein Bach oder Händel war er nicht. Und es gehört etwas dazu, um den in gewissem Sinne größten Mann der Weltgeschichte dem Ohr begreiflich darzustellen. Denn für den größten geistigen Helden halte ich Paulus und auf ihn möchte ich immer deuten unserem Stöcker und Consorten gegenüber.

Ich habe mancherlei kleine körperliche Anfechtungen zu überwinden gehabt und bin noch zu mattherzig, um mich darüber zu freuen, daß ich sie noch einmal überwunden. In meinem Alter lebt man Kümmernisse nicht mehr aus. Ende Mai od. Anfang Juni werde ich wohl auf ein paar Wochen nach Kissingen, oder Teplitz gehen. Nicht um zu curen, gegen das was Einem in meinem Stadium fehlt, hilft kein Wässerchen; nur zum Wiedersehen meiner lieben Freundin Ebner, die noch alljährlich heilsgläubig von Quelle zu Quelle pilgert. Das Ziel ist mir demnach gleich, doch wäre mir Teplitz lieber, obgleich ich es kenne und Kissingen, sammt Frankenland, nicht. Man wirft aber bei Wege wieder einmal gern einen Blick auf die Sixtina u. eine Stromfahrt in das obere Elbthal — vulgo sächsische Schweiz — zählt für uns bescheidene Nichtschweizer auch zu den Schönheitsfreuden. Nach der Heimkehr, Ende Juni, melde ich Ihnen dann, wie es mir ergangen ist — insofern natürlich etwas aus dem Plane wird.

Erinnern Sie sich noch unseres Fräulein Doctor? Ach, ich fürchte daß Sie ein Mitleidswinkelchen für sie offen halten müssen. Sie hat ein Opus über Shelley!!! geschrieben und alle ihre Hoffnungen darauf gebaut. Auch richtig einen Verleger dafür gefunden. Aber um's Himmelswillen, wer in Deutschland, dem zur Zeit aller Poesie so abholden, interessiert sich für Shelley —? wie viele kennen ihn nur dem Namen nach. Ich sehe eine bittere Enttäuschung voraus.

Und die D. ist eine reine, edle, kraftvolle Natur wie wenige. Nur das Gran geistigen Hochmuts, das sie zu viel hat, weil sie weiß, daß sie rein, edel und kraftvoll ist wie wenige, verdirbt ihr das Leben. Die Augen sind größer als der Magen. Gott befohlen!

In aufrichtiger Ergebenheit

L. F.

52.

4. Mai 1883.

Verehrte Freundin,

ich benütze ein freies Stündchen, um Ihre l. Zeilen umgehend zu beantworten, freilich etwas aphoristisch, da ich Ihnen viel zu sagen habe.

Haben Sie aus dem „Carmen" erraten, daß die Braut (jetzt Frau) meines 43jährigen Schwagers, die jüngere Schwester seiner seligen ersten Frau, — — angenehm und von feinen Manieren? Denken Sie sich, ich habe das C. selbst vorgetragen (in Molièreperücke u. rotem Sammtmantel)! — Ein anderes Gelegenheitsgedicht folgt nächstens. Die Rodomontade der 2 ersten Octaven ist so unverfänglich als möglich gemeint. Cela était de rigueur, wie der erste Toast auf den Kaiser bei Ihnen im Reiche draußen. — Die pauliniſchen Briefe sind mir unendlich lieb, schon weil sie „Geschichte" sind, ganz fester Boden, während mir z. B. das Ev. Johannis, nicht nur das letzte Cap., zeitweilig einen geradezu gespenstischen Eindruck macht. Ich glaube, l. Freundin, wir denken in vielen Dingen überein, aber Sie würden sich vielleicht doch wundern, wie derselbe Mensch (sc. meine Wenigkeit) nicht nur soviel Sehnsucht nach ewigen Dingen sondern auch eine so große Anhänglichkeit an das Luterthum, die fest con-

stituirte, protest. Kirche mit einer sehr strengen Kritik (einer unwillkürlich aus einer starken historischen Anlage hervorgehenden Kritik) der evang. Schriftstücke und — mehr noch — mit dem überzeugtesten Monismus, dem entschiedensten Mißtrauen in alle andern als menschlichen Kategorien vereinigen kann. Ich muß zuweilen selbst über diese Widersprüche lachen mit jenem nicht genug zu lobenden Leichtsinne, dessen ich gar sehr bedarf, um der starken melancholischen Ader das Gleichgewicht zu halten, welche ich von meiner lieben Mutter geerbt habe, und die meine ganze „lyrische" Ader ist.

Leider werde ich meine dramatischen Mappen für diesen Sommer zurücklegen, denn ich muß 2 Novellen — eine lustige und eine ernste — beendigen. Halb-Versprechen wurden mir wie Pistolen in einer Ehrensache auf die Brust gesetzt. Der Holländer-Schorer (vom deutschen Familienblatt) hat mich persönlich heimgesucht und da er ein Gentleman ist, kann ich nicht auskneifen, obgleich ich eigentlich nichts versprochen habe als vage Aussichten ohne Termin u. Nötigung.

Ueber meinen dram. Plänen habe ich ausdauernd und leidenschaftlich gesonnen, auch einiges geschrieben. Die Sache war, daß ich folg. zusammen wollte.

1) einen deutsch-mittelalterlichen Stoff

2) mit modernen Beziehungen

und 3) einer ganz einfachen Fabel, die in jedem Bauerhause sich abspielen könnte.

Wie ein Bach seine Kiesel, wälze ich meine Pläne, sie vielfach abschleifend, ohne sie je zu verlieren. Neulich habe ich ein paar Szenen zu einem „Sohn des Büßers von Canossa d. h. Heinrichs V, geschrieben, den Sie ja aus Ihrem Gregorov. Rom. kennen, d. h. in einfachster Formel (ich behandle die Geschichte souverän, aber nicht ungetreu) ein Mensch,

energisch, finster, pflichtreu, verschlossen, der sich im Gegensatze zu seinem Vater, einem „genialen Sünder" (Gregor) ausbildet und diesen erst durch die äußersten Umstände genötigt — blutendem Herzen bevormundet. Ein unlöslicher Conflict — doch, verehrte Freundin, ich bin schon 3 Male zu Tisch gerufen und muß abbrechen. Ein ander Mal mehr. Schreiben Sie mir — bitte — noch eine Zeile vor Ihrer Abreise. Heinrich V unter uns auf Cavalierparole!

Meyer.

53.

Weißenfels, 11/6. 83.

Verehrter Freund,

Ich sitze seit Wochen — eines häuslichen Umbaues wegen, dessen Umfänglichkeit ich nicht vorausgesehen hatte — wie Scipio zwischen den Trümmern von Karthago, in einem Zustande von Schutt, Staub und Getös, der eine correcte Hausfrau zur Verzweiflung bringen würde. Zum Glück bin ich keine correcte Hausfrau. Dazu wiederholte häßliche körperliche Anfälle und ein mehrtägiger Ausflug in ein paar Krankenstuben des Verwandtenkreises. Aus diesen Gründen hat sich nicht nur meine geplante Sommerreise, sondern auch der Dank für Ihren lieben Brief und das Geschenk Ihres neuesten Conterfeys verzögert. Letzteres hat mich herzlich erfreut als Erinnerungszeichen und als untrügliches höchsten Wohlbefindens. So schaut doch wohl nur ein Glücklicher, will sagen ein Befriedigter in die camera obscura seiner Zeitlichkeit.

Und Ihrer vielwerthen Hausehre mache ich mein Kompliment. Denn schwächlich ernährt hat sie ihren Gebieter wahrlich nicht. Eher ein wenig zu gut, sodaß ein paar Becher

Mühlbrunnen oder Ragotzi — an der Quelle getrunken — im Kampfe gegen die angeerbte dichterische Melancholie vielleicht kaum geringere Dienste leisten würden als der „nicht genug zu lobende eingeborene Leichtsinn" des Künstlers. Bei alledem — Gott erhalte Ihnen Ihre Fülle. Unsereiner möchte Sie darum beneiden.

Auf die „ernste" wie die „lustige" Novelle freue ich mich, wennschon ich gar nicht damit einverstanden bin, daß Sie in „Familienblätter" schreiben. Das können andere Leute besorgen. Muscate für unsere braven vierbeinigen Nährmütter. Ihre Freunde spähen sehnsüchtig nach einer Leistung, die nicht viele andere besorgen können. Nach einem tragischen Hohenstaufen, oder auch einem romantischen zweiten Heiligen und Bündnerhelden. Zu meiner Genugthuung habe ich in unseren besseren Organen, von den berufeneren unserer Kritiker die unbedingte Würdigung Ihrer Gedichte gefunden; trotz dieser Genugthuung hat mir aber keiner völlig genug gethan, auch nicht Ihr Landsmann Frey. Genug ist nicht genug.

Zwischen dem 14ten u. 16ten — Befinden u. Wetter sollen entscheiden — denke ich nun zu reisen und zwar wieder nach Reichenhall. Etwas weit und warm für meine gegenwärtige Verfassung; da es aber der Curort Fr. von Ebners ist und die Reise nur den Zweck eines voraussichtlich letzten Wiedersehns dieser lieben Freundin hat, darf eine kleine Strapatze nicht gescheut werden. 8—10 Tage — bis zum ersten Juli — denke ich mit ihr in „Institut St. Zeno bei Reichenhall, Baiern", zu weilen" dann mich noch ein Weilchen bei Wege in den Wäldern des Fichtelgebirges zu erfrischen und trifft es sich günstig, einer Vorstellung in Bayreuth beizuwohnen. Bin ich auch durchaus keine bedingungslose Verehrerin Wagners, verstehe, und darum genieße ich im Grunde

auch nur reine Musik, d. h. ohne zerstreuende Beanspruchung anderer Organe als die des Ohrs — (es sei denn etwa des dem Hörsinne am verwandtesten Duftsinnes, auf dessen Mitwirkung aber noch kein Zukunftsmusiker verfallen ist, nur etwa die alten Kirchengründer mit ihren Weihrauchwolken; mein Ideal einer Musikaufführung aber wäre: von einem unsichtbaren Orchester — wie in Bayreuth — eine Beethovensche Symphonie unter entsprechenden Strömen von Orangen, oder Wein- u. Lindenblüthendüften.)

Nach diesem Mammuthartigen Zwischenbau erlasse ich Ihnen den Schlußsatz, warum ich mir heuer ein besonderes Verständniß des Parsifal zutraue. Kommt mein Plänchen zur Ausführung melde ich den Eindruck. Bayreuth sehe ich mir jedenfalls an. Es ist eines der Jugendländer meiner Altersgenossen. Zu unserer Zeit war Jean Paul noch in der Mode und ich mühte mich redlich ab, für ihn zu schwärmen, wiewohl mir das niemals recht gelingen wollte. Nochmals Dank und Gott befohlen.

L. François.

54.

16. Juni 1883.

Meine verehrte Freundin,

ich sympathisire aufrichtig d. h. aus Erfahrung mit Ihrer Baunot und wünsche Glück zu der Veränderung. Ein Brief aus Bayreuth über den Parcival, dessen Ouvertüre ich unlängst gehört habe, wäre mir, bei Ihrer festen Auffassung der Dinge unendlich lieb. Wagner verlangt aufmerksamste Berücksichtigung, als ein bedeutendes Stück unserer Zeit d. h. unserer selbst. Was bedeutet eigentlich das „voraussichtlich" letzte Wiedersehen? Ist Fr. von Ebner leidend? Ich denke

nicht. Sie aber, verehrte Freundin, halten wir mit beiden Armen auf dieser schlechten Erde fest.

Der Szela der Fr. Baronin, welcher ich mich empfehle, hat meinen sehr lieben u. sehr polnisch patriotischen Nachbar Graf Plater entsetzlich aufgebracht.

Der Gedanke des Mélange Wagner-Orange ist ein bischen raffinirt. Ich wäre nicht darauf verfallen, aber er gefällt mir. Uebrigens haben — vor dem mittelalterlichen Weihrauch — schon die Römer die Schattentücher über ihrem Cirkus und seinen Kämpfen mit Essenzen getränkt.

Ich bin hier unendlich still und ruhig und nachdenklich und allein. (Frau und Kind, welche ich übrigens natürlich sehr liebe, sind auf Schloß Horben).

Ich danke Ihnen, daß Sie mehr und Größeres von mir verlangen. Wir werden ja sehen, viel hängt freilich auch an Kräften, über deren Gehen und Kommen wir nicht gebieten. Dann fehlt mir ein Segel: Ich bin nicht ehrgeizig. Die ed. 2 meiner Gedichte steht bevor, ohne daß es mich freute. Einfach weil die Sammlung mir durch ihre Subjektivität verleidet ist. Man sucht die unendliche Mannigfaltigkeit oder auch die Grundfiguren, kurz das Ganze, nicht eine armselige Individualität.

Und — àpropos — sagt das nicht Hamlet: mir mangelt der Ehrgeiz? darf ich eine Bemerkung machen? Homer kann — nicht nur zuweilen schlummern, sondern auch Schlummer erregen. „Schön, aber langweilig", sagte ein Knabe Pfitzers, als er (der Vater) ihm eines seiner Gedichte vorlas. Faust kann mit seinen Ungleichheiten aus der Stimmung fallen lassen. Aber Hamlet packt jederzeit und stimmt mit dem ersten Wort: Diese tödtliche Angst, diese gebrochenen Lichter, diese Lüge und Maske und dieser geniale Mensch, der darin herumwirtschaftet. Sehen Sie, l. Freundin, doch ich muß abbrechen

u. lege noch ein Balladchen bei für ed. 3. Wenn Sie bald antworten, benutze ich Ihre Kritik.

Nun, meine Allerverehrteste und Unentbehrliche, Gottbefohlen!

CFM.

55.

(Postkarte.)

Institut St. Zeno 19/6. 83.

Verehrtester,

Vorgestern glücklich hier angelangt und von Ihren lieben Zeilen anheimelnd begrüßt Die beiden Freundinnen finden Ihren Reigen sehr schön; tief u. wahr. Jedes Wort das rechte. Dieses leise unsterbliche Leben der Toten neben der brutalen Gewalt des sterblichen Lebens! — Bis zum ersten Juli gedenke ich hier zu bleiben. Dann jedenfall eine Kunstschau in München u. bei gutem Wetter Herumtreiben bis zum 12ten in Bayreuth; bei schlechtem Heimkehr ohne Parsifal. Item: nach meiner Sinnesart: Ausnutzen der Stundengunst u. bescheidenes Weichen vor deren Ungunst. Frau v. Ebner empfiehlt sich. Ihren Szela habe ich erst hier gelesen. Kann den Zorn Ihres Freundes im Grunde aber nicht verstehen. Die kaiserliche Gesinnung der Bauern ist ja historisch. Wir wüßten gern etwas Näheres über den Herrn — außer von seinem nationalen Museum u. seiner Gemahlin.

Dank u. besten Gruß.

L. F.

Continuirlich strömender Regen u. im Zimmer eingeheizt. Das nennt man Sommerfrische.

56.

Weißenfels, 1/8. 83.

Verehrter Freund,

Nehmen Sie es humoristisch auf, wenn ich Ihnen beifolgendes Stückchen altbacken aufgewärmten Pumpernickel anbiete. Ein Leckerbissen ist es nicht, und eines Nährbissens, der es allenfalls sein könnte, bedürfen Sie nicht. Item: nur ein bescheidenes Erinnerungszeichen. Ich verüble Ihnen wahrlich nicht, wenn Sie mir ehrlich sagen, daß Sie den schwerverdaulichen Stoff unschmackhaft gefunden haben, bei alledem ist es die einzige meiner Geschichten, die ich — vor etwa 22 Jahren — mit einiger Selbstzufriedenheit geschrieben habe.*) Was aber einstmals Silber war, wird häufig in der Erinnerung Blei und — vice versa.

Und nun will ich, wie Sie wünschten, den Eindruck vom Parsifal vermelden, mit welchem meine Sommerreise abschloß. Kurzweg: der vollendetste theatralische, nicht etwa, den ich im Leben gehabt, denn das würde wenig bedeuten, aber den ich, ganz ohne Zweifel, während meines Lebens hätte haben können. Ich war und bin auch noch nur eine bedingte Verehrerin Wagners, meine Freude an ihm reichte kaum über den Lohengrin hinaus; ich ging als Sceptikerin zu dem romantischen Ueberschwang dieses „Bühnenweihefestspiels", nur von der Musik erwartete ich eine meiner Stimmung entsprechende Wirkung: und just diese Erwartung ist mir nicht völlig erfüllt worden; die Musik allein würde mich nicht hingerissen haben; ich bezweifele sogar, daß sie mir bei wiederholtem Hören, einen befriedigenden d. h. schönen Eindruck machen würde. Ich habe mich bis zum Schluß nach

*) Judith, die Kluswirthin. Novelle von Louise v. François. Stuttgart. Kollektion Spemann. Band 49 o. J. A. d. H.

einer erlösenden Harmonie gesehnt und im zweiten Akte, meine ich, würde nicht nur ein reiner Thor sondern auch ein unreiner Weiser, dem Sinnenzauber widerstanden haben, der so absolut unmelodiös auf seine Gehörnerven zu wirken unternahm. Von neuem und stärker als jemals überkam mich der Zweifel, daß die Zukunft dieser Zukunftsopern scheitern wird an der Zumuthung die dem edelsten und gebrechlichsten musikalischen Organ, der Menschenstimme, durch das unausgesetzte recitativische Ueberschreien der gewaltigen Instrumentation gemacht wird. Die außerordentliche Wirkung dagegen, welche die Unsichtbarkeit des Orchesters hervorbringt, dies reine, — wenn auch noch duftlose! — Hören wird gewiß allmählig von allen Bühnen und hoffentlich auch in allen Concertsälen erstrebt werden. —

Aber alles, was die Seele durch das Auge empfängt, das Bildliche, Abbildliche — das ist ein vollkommenes Kunstwerk; Supraromantismus in classischer Form. In Scenerie, Farbengebung, Rhythmus der Bewegungen, kurzum in der gesamten Auffassung und Darstellung das verkörperte Traumbild eines großen Dichters des zwölften Jahrhunderts; so etwa wie mir das jüngste Gericht des Cornelius in der Münchener Ludwigskirche als die Verkörperung einer Danteschen Vision vorgekommen ist. (Wer dagegen könnte vor Rubens jüngstem Gericht — gewiß seinem Meisterstück! — an Dante denken?)

Dazu die Oertlichkeit von Bayreuth — der Bau des Amphitheaters auf grüner, weitschauender Höhe, der Contrast zwischen dem mystischen Dunkel im Zuschauerraum mit den langen Zwischenpausen in freiem, heiterem Tageslicht, die weihevolle Stimmung des Publikums, der gesammte vornehm praktische Apparat: der Parsifal würde auf einer anderen Bühne gewiß nicht ähnlich wirken wie dort, so wie eine Süd-

frucht in ihrer Heimat vom Baume gebrochen, saftiger munden wird denn als Dessert auf einem nordländischen Tisch.

Genug davon — vielleicht zuviel. Die Zeitungen werden Ihnen möglicher Weise schon überlästig, wohl gar in widersprechendem Sinne mit diesem Stoffe geworden sein; (ich habe seit Wochen keine einzige gelesen,) ich möchte, Sie hätten sich selbst aufgemacht, hätten mit eigenen Augen geschaut, mit eigenen Ohren gehört; ja im Grunde ist es ein Unrecht an sich selbst, daß Sie zu bequem gewesen sind, sich über diesen scheinbaren Anachronismus am Ende des 19ten Jahrhundert als Zeuge ein Urtheil zu bilden.

Auch im Uebrigen ist es mir gut gegangen. Im Stillleben des anmutigen Reichenhaller Thales und einzigen Umgang mit meiner liebenswerthen Freundin Ebner habe ich mich gesundheitlich und gemüthlich recht erholt: mir in München die Ausstellung betrachtet — wenig goldene Früchte in der zierlichst versilberten Schale; das Säculum der Aufklärung und des Dampfes ist sichtbarlich keines für die bildenden Künste. —

Nun sitze ich wieder in meiner heimischen Klause, die ich gründlicher, als da ich sie verließ, als eine Trümmerstätte wiedergefunden habe, zu der man auf Nothstiegen emporklettern muß. — Und wie ist es Ihnen in dieser Sommerzeit ergangen? Wie den Ihren? — Was ist fertig geworden, das uns Winterfreuden verheißt?

Mit herzlichem Gruß die Ihrige

Louise François.

Das Libretto habe ich ungelesen auf der Heimreise verloren, und wahrscheinlich nichts Bedauernswerthes verloren.

57.

4. Aug. 1883.

Liebe, verehrte Freundin,

Dank für die eben durchlaufenen Zeilen: ich freue mich daß Sie sich erfrischt haben und es Ihnen überall gut ergangen ist. Das Büchlein werde ich bequem lesen: kommt es ja von Ihnen. Nach dem Hineinblicken ist es hübsch genug, vielleicht sehr hübsch, vielleicht ein Meisterstück. Ich schreibe Ihnen darüber. Auch für die Parcifalvorführung meinen freundlichsten Dank. Ich muß ihn doch auch einmal haben, wenn auch nur in München. Liegt doch der Text, saffiangebunden, mit Wagners Namenzug (nicht à mon adresse natürlich) hier vor mir. Wagner fesselt mich als seltsames Amalgam mit einer gewissen, ja einer unbestreitbaren Größe und läßt mich dabei gemütlich völlig frei, was mir auch recht ist.

Hier haben wir allen möglichen Spektakel, Landesausstellung. 50jährige Stiftung der Hochschule u. s. f. Ich freilich halte mich hier hübsch bei Seite. Ja, als ich neulich für eine mäßige Leistg (Gelegenheitsgedicht) beschenkt werden sollte, brach gerade ein Donnerwetter los und die Station war von hier nicht zu erreichen. Die Silberplatte wurde mir dann zugesendet. Gute Leute! — Was ich getan? Schlimme Nachrichten. Ein Luther-Lied für die Rundschau entworfen — so einfach als möglich — Die 2. Aufl. der Gedichte besorgt (einiges Neue und 1 altes gestrichen). Eine Novelle, eine Strafnovelle geschrieben für das Schorersche Familienblatt (Folge eines leichtfertigen Halbversprechens). Jetzt wollte ich den „Dynasten" beginnen. (Sie erinnern sich, den Renaissance-Bösen) aber weiß Gott (unter uns; wie überhaupt alles dies) meine l. Vaterstadt (und von dieser wäre im Dy-

nasten viel die Rede) fängt an, besonders seit sie sich so schrecklich selbst rühmt oder rühmen läßt, mir — was man so nennt — langweilig zu werden. Es ging nicht, trotz Stimmung. Das Schweizerische widerstand mir. Das wird vorbeigehen. Dafür ergötze ich mich nun an einem mittelalterlichen Novellchen mit großen Figuren.

So verliere ich mein Leben (hoffentlich nicht durch die kl. Bantingcur die ich mache.) Schreiben Sie bald

Ihrem CFM.

58.

25. Sept. 1883, Schloß Horben im Aargau.

Verehrte Freundin,

mit einer Reisefeder gebe ich Ihnen ein Lebenszeichen zwischen zwei Ausflügen, voraus um Ihnen für Ihre „Judith" zu danken, welche ich, noch in Kilchberg, mit großem Interesse in einer ganz freien Stunde gelesen habe. Der scharfe Blick, die kräftige Hand, eine spannende aber klare Fabel, hauptsächlich die Energie der Heldin haben mir aus der Maßen gefallen, dann in einzelnen Zügen die Ihnen eigentümliche Geberde, Ihre Individualität, welche ich freilich jetzt kenne, und die mich anheimelt. Nur Schade, daß die utilitarische Nebenabsicht (Heilung der Trunksucht) der Erzählung zu viel Erdenschwere gibt.

Anschlüsslich aber ohne jede Vergleichung oder Zusammenstellung kennen Sie unsere Kinderschriftstellerin Johanna Spyri. Im Reichsboten-Kalender, welcher für Sie ohne Zweifel sehr leicht erreichbar ist, steht eine Erzählung von ihr, welche bei weitem nicht ihre beste ist, aber doch einen Begriff gibt. Ich kenne die Frau von jung auf — vor so und

soviel Jahren, da unsere Mütter sich an einem Curorte fanden, gingen wir Jungen hinter den Eltern eine Stunde lang neben einander, ohne ein Wort an einander zu verlieren. Das hat sich seither ein wenig geändert, obwohl nicht allzusehr, denn wir sind beide von kurzen Worten geblieben. Im Uebrigen sind wir, Frau Spyri und ich, gute treue Freunde.

Dieser mit Schwierigkeiten geschriebene Brief datirt aus einem Jagdschloß der längst saecularisirten Aebte von Muri im Aargau, das auf einem breiten Bergrücken liegt. Aussicht: Rigi und Pilatus, Zuger- Baldecker- und Hallwylersee. Mein Auge bedarf zuweilen der Ebene, der Weite, denn auf meinem schönen Kilchberg stecke ich zwischen zwei Bergzügen. In meinem ungeheuren Schlafzimmer habe ich an der Gypsdecke flatternde Vögel, d. h. in ganzer Gestalt, nur mit dem Flügel an der Decke klebend.

Ihr M.

Wahrhaftig, ich vergaß Ihnen zu sagen, daß ich in den letzten Tagen (natürlich noch in Kilchberg) Besuche von Vischer und Wildenbruch erhalten habe.

Wie befinden Sie sich? Ich denke oft nach Weißenfels. Vergeben Sie das Geschmiere.

59.

3. Oct. 1883.

Verehrte Freundin,

wenn Ihnen heute nicht das Ohr geklungen hat, so weiß ich nicht. Die „Türkin" war hier und Sie, gnädiges Fräulein, waren der Gegenstand des Gespräches. Ich sagte dann zu meiner Frau, die eine ganz besondere Vorliebe für preußische Fräulein hat: (2 Richthofen, Pensionsfreundinnen, die vor

Jahren hier zu Besuche waren, haben auch mir sehr gefallen): ich wollte wol, L. v. François besuchte uns einmal. Meine Frau stimmte bei, doch fürchtet sie sich ein bischen vor Ihnen, denn die Türkin nannte Sie eine „imposante Erscheinung".

Fräulein Druscovich, das erste Mal, als sie hier aß, (freilich in sehr heterogener Gesellschaft) etwas fremd, wurde heute ganz traulich. Der Doctor nahm Urlaub und es blieb das gute Kind übrig. Ich glaube es wird ihr so oder so gut gehen. Sie verdient es. Den Shelley habe ich freilich noch nicht gelesen, weil ich meine 2. Novelle (i. e. die zweite dieses Jahres. Die erste, das Lutherlied und die ed. 2 der Gedichte erhalten Sie im November) componire und die lieben Gespenster nicht gerne verscheuche. Ich shakespearisiere darin ein bischen, nach Kräften versteht sich, doch glaube ich nicht, daß es rückwärts gehe.

Rodenberg besuchte mich. Er fragte viel nach Ihnen und meinte, in Ermangelung einer neuen Novelle von L. v. F. würde er für die Rundschau auch eine der alten nehmen. Darf ich ein Wort von der „Schnackenburg", die ja ein originelles Ding sein soll, verlauten lassen??

Mein bester Jugendfreund kehrt mir zurück: er hat eben den österr. Dienst quittirt, mit 58 Jahren, als Generalmajor zur Disposition. Zugleich ist er aber auch (d. h. schon vor 20 Jahren in Italien) katholisch geworden, was gegenwärtig hier stark grassirt. Wir beide, Verehrteste, bleiben bei: „eine feste Burg". Vielleicht mache ich noch einen Frühwinter-Sprung in eine Hauptstadt, aber nicht n. ö., sondern westlich oder südlich.

Nun, bitte, eine Rückzeile, sonst bilde ich mir ein, — da meine Phantasie gegenwärtig stark arbeitet — Sie seien gram geworden

Ihrem CFM.

Ueber die „Judith" habe ich Ihnen wohl recht nichtig geschrieben, aber, wenn Sie wüßten, wie häufig ich gestört werde, . . bei der kleinsten Zeile!

Vergeben Sie das Geschmiere. Ich habe heute schon viel geschrieben.

60.

Weißenfels, 4./10. 83.

Verehrter Freund,

Ich mag den Dank für Ihren lieben Brief nicht länger auf dem Herzen behalten; sollten Sie von Ihrem Jagdschlosse noch nicht heimgekehrt sein, thut's nichts, Sie finden ihn, — den Dank nämlich — dann vor und lassen ihn zu gelegener Stunde über sich ergehen.

Nach Frau Spyri wollte ich Sie längst schon fragen und unterließ es nur, weil ich wohl gemerkt habe, daß Sie sich nicht gern fragen lassen. Ich gehöre zu denen, die Kinder lieb haben, das Kind Heidi hatte mich geradezu wieder zum Kinde gemacht, (vor sechzig Jahren war ich auch so ein Heidi, nicht so fromm, zärtlich und genügsam, aber ebenso lebhaft, neugierig, springerisch und ehrlich) da hätte ich gern etwas persönliches von der Mutter des Heidi gewußt und mehr noch von der des köstlichen Peterli, meines Leibhelden nämlich! Unser Reuter, hätte er das Peterli noch erlebt, er würde die Schweizer Dichterin um diesen dummen Jungen beneidet haben.

Sollten Sie es für angebracht halten, so sagen Sie gelegentlich Ihrer Freundin ein Wort des Dankes und der Freude aus meinem Herzen heraus.

Daß meine westphälische Geschichte kein allzuderber Brocken für Sie gewesen ist, freut mich; denn ich traue

Ihnen nicht zu, daß Sie aus Wohlwollen schmeicheln. Die Ausstellung, die Sie machen, hat vor Ihnen schon meine liebe Ebner gemacht; also der Mann und die Frau, auf deren Urtheil ich den höchsten Wert lege. Curios, daß ich selber niemals auf diesen Tadel gekommen bin; die Trunksucht war mir weder Nebensache noch Utilitätszweck. Des Contrastes halber brauchte ich notwendig der willensstarken zur Härte ausgearteten Heldin gegenüber einen gemüthstiefen Helden, dessen Charakterschwäche zum Laster ausartet; und welches Laster hätte ich in diesem Stande und in dieser Zone wählen sollen, als das des Trunks? Das soll aber keine Rechtfertigung sein. Ich glaube Ihnen, wie ich es meiner feinfühligen Marie geglaubt, daß ich aus Vernünftelei ästhetisch gesündigt habe.

Ich war wieder etliche Wochen entfernt von Hause. In Westphalen (ungefähr Scenerie der Judith) — Bad Oeynhausen — das ich seit 33 Jahren nicht wiedergesehen hatte. Im Hause einer nahen Verwandten habe ich dort das menschliche Elend von einer mir bis dahin unbekannten und ungeahnten Seite kennen lernen. Krankheit und Erblindung — beide mir ja sehr vertraute dunkle Mächte — waren nur nebensächliche Konsequenzen des hoffnungslosesten Herzeleids.

Auf dem Rückwege verweilte ich ein paar Tage in Sondershausen bei meinem Leochen und seiner Mutter, zwei Ihnen noch unbekannte Matadore meiner letzten Lebenssorge und hörte da — am Sedantage — wieder einmal u. sehr gut die eroica, die mich wunderbar an Ihren Doppelreigen erinnerte, freilich ohne dessen Grundmotiv, die letzten Verse. Beethoven schließt mit dem Siege des Lebens ab. Der erste Satz ist (nebst dem zweiten der C moll Symphonie) das Herrlichste, was für mein Empfinden musikalisch geleistet worden ist, oder je geleistet werden kann. Wie aber die Erklärer da-

rauf gekommen sind, etwas Napoleonisches oder sonstwie Heldenhaftes in dieser Einleitung zu finden, habe ich niemals fassen können. Es ist ein unvergleichliches Liebesduett, wie es Hero und Leander, Romeo und Julia geführt haben könnten. Wollte man die Inspiration in den Zeitereignissen suchen, so hätte man allenfalls an Louis Ferdinand, Großvater Wildenbruchs, denken können. Die ideale Liebe zur Königin, die man ihm zuschrieb, sein Heldentod, die Vernichtung und Erhebung des Vaterlands. Aber dummes Zeug! Ich wollte Ihnen ja nur sagen, daß ich während des schönen Hörens an Sie gedacht habe. Auch in Erfurt war ich eine Woche lang und sah da — nicht zum ersten Male — den Hauptmann von Roberts, dessen Preisnovelle „Es" Sie vielleicht gelesen haben. Ein feiner, liebenswürdiger Mensch, der Kränklichkeitshalber just seinen Abschied genommen hatte — ich glaube nicht schweren Herzens — um ganz nach dem geliebten Rom zu übersiedeln und ausschließlich der Literatur zu leben. Da Sie so vielfach von deutschen Dichtern heimgesucht werden, kann er wohl auch einmal an Ihre Thür klopfen. Nehmen Sie ihn dann freundlich auf.

Heimgekehrt gerieth ich gleich in einen gewaltigen Kaisertrouble und Jubel. Es war großes Manoeuvre in der Nähe meines Saalstädtchens, das ich noch nie in solchem Schmuck und Frohleben gesehen habe; auch nicht in solcher Menschenfülle. Auch in meiner Antichambre — zu deutsch Vorsaal — lagerten und tummelten sich circa zwei Dutzend Vaterlandsverteidiger. Ich hätte das alte Fräulein in dieser kriegerischen Fassung aufnehmen lassen und seinem verehrten Freunde und Gönner ein Andenken damit stiften sollen! Immermanns alter Hofschulze — meinetwegen auch irgend ein Anderer — hat aber Recht: die Könige sind dem Volke zum Plaisir in die Welt gesetzt und ich möchte wissen, wie

königslose Republikaner den Naturdrang befriedigen, von Zeit zu Zeit zusammenzuströmen, Hurrah zu schreien, Ehrenpforten zu bauen und ausnahmsweise einmal auch mit Lust zu einer Ehrenausgabe in den Seckel zu greifen. Nun an der Saale und am Rhein ist in dieser Beziehung jetzt das Mögliche geleistet worden. Aber es ist auch wirklich etwas zur staunenden Freude Ergreifendes im Anblicke unseres majestätischen Achtzigers, wie er bei Wind und Wetter stundenlang zu Pferde sitzt, bei trefflichem Appetit tafelnd Reden hält, bis in die Nacht hinein mit gleicher Liebenswürdigkeit abwechselnd Wirth und Gast ist und in den Zwischenpausen mit unnachahmlich freundlicher Würde sich umjauchzen, ansingen, mit Blumen bewerfen läßt u. s. w. Das Beste bei der Sache aber ist doch, daß er bescheidentlich seinen Kanzler gewähren läßt, der sich von alle dem Spektakel fernhält u. das Nothwendige in der Stille besorgt. „Der Reiter hält's immer länger aus als das Roß", ist ein gut gefundenes — oder erfundenes — Wort von Bismark, als sein alter Herr Jenes Hinfälligkeit gegenüber der eigenen Rüstigkeit beklagte.

Ich schließe meine weitschweifige Epistel einen Tag später als ich sie begonnen. Inzwischen ist Ihr Briefchen einpassirt. Dank dafür. Es hat mich köstlich amüsirt. Fräulein Doctor treibt seinen Spott mit der altjüngferlichen runzeligen Kleinstädterin — sie eine imposante Erscheinung! Ja, ja so treibt man es im Bewußtsein der Jugend und einer Thusnelden-gestalt!

Herzlich gefreut hat es mich aber, daß Sie, lieber Freund sich unserer Streberin gütig und gastlich erwiesen haben. Ich halte sie für eine durchaus edle Natur und denke über ihre Zukunft weit weniger vertrauensvoll als Sie. Zudem soll sie, — wie ich durch Fr. v. Ebner immer mit wahrem Antheil vernommen, denn ich stehe direct nicht in Verbindung

mit ihr — neuerdings bitteres Herzeleid erfahren haben. Sollten Sie sie wiedersehen, grüßen Sie sie wärmstens von mir. Daß Rodenberg eine alte Erzählung von mir aufwärmen will und — falls ich Sie recht verstanden habe, — die Schnakenburg ausersehen hat, halte ich für einen Scherz oder unbedachte Rederei. Der Verleger würde ja auch wohl kaum seine Einwilligung dazu geben. Die Schnakenburg aber, so weit ich mich ihrer erinnere, denn ich besitze keinen Abdruck derselben, würde bei abermaligem Erscheinen so wenig gefallen wie bei dem früheren. Es ist in der Personificirung von Eitelkeit und Stolz als Contraste — ein Lieblingsproblem von mir, — gewiß das Maaß weit überschritten worden. Man hat mir gesagt, daß sie geistreicher geschrieben wäre als meine anderen Geschichten; angesprochen hat sie aber nur in einer einzigen Familie — einer ungarischen, mir stockfremden, — und zwar aus dem Grunde, weil man in seinem Kreise die Originale zu meinen Porträts gefunden zu haben glaubte. Die Originale laufen aber allerwaerts in der Welt herum und ich habe sie nur ein bischen carrikirt.

Empfehlen Sie mich Ihrer Frau Gemahlin; der Gedanke, daß ein Mensch sich ein wenig vor mir fürchtet, hat mich förmlich eitel gemacht. Es ist mir das im Leben noch nicht passirt — nämlich das Gefürchtetwerden — auch dann nicht, wo es nutzbringend gewesen wär, es anzustreben. Wenn ich es im Leben noch zu einer zweiten Schweitzerreise bringe, — ich gehe stark mit dem Luftschloß um — und dann, wie sich von selbst versteht, auch einen Guck und Knix in Villa Meyer mache, dann wird die liebe Hausfrau, wenn ich wieder fort bin, gewiß zu ihrem Gesponsen sagen: Ei, wie habe ich mir die alte Reckenburgerin doch so ganz anders gedacht!

Leben Sie wohl. Glück auf die Reise sei es nach Rom

oder Paris. Auf das, was der November mir von Ihnen bringen soll, freue ich mich.

Treulichst

L. François.

Es raucht u. staubt u. lärmt um meine Mansarde herum — dieser endlose Bau!

61.

Halle a. S. 2/11. 83.

Verehrter Freund,

Ich glaubte Sie bereits — oder noch — in Rom oder Paris; darum verschob ich den Dank für Ihren lieben Knaben, der mir hierher nachgesandt worden ist. Er hat nicht nur mich — wie sich das von selbst versteht — sondern auch meine belletristisch weniger interessirten hiesigen Gastfreunde — der Mann ist Jurist und exclusiver Shakespeareaner, die Frau Musikantin und eine fromm g'schäftige Martha, außerdem ein Original an Lebenskraft, innerlichst ergriffen, ja wenn sich der Ausdruck für den schmerzlichen Vorwurf schickte, entzückt. Die Originalität der Kunst, durch welche ein abgelegener, scheinbar einfach pädagogischer Stoff — ein Genrebild aus dem Roccocoalter — zu einem zeitgenössisch polemischen und zugleich bedeutungsvoll historischen gemacht wird, die Präcision der Zeichnung der verschiedensten seelischen Contraste, das knappe Schöpfen aus dem bewußten Vollen sind empfunden und bewundert worden; ja die Freunde wollten es nicht gelten lassen, als ich den Einwand wagte, daß (zumal in einem Familienblatt) die Wirkung sich erheblich gesteigert haben würde, wenn's dem Autor beliebt hätte, uns seine Fabel direct als anschauliches Erlebniß, statt

indirect als Erzählung eines Dritten, vorzuführen, was selbstverständlich eine breitere Entfaltung bedingt hätte. Ich habe den gleichen Einwand im Stillen gegen Ihren Heiligen erhoben; nicht während des Lesens, aber im Nachdenken über ihn und zumal im Vergleichen mit dem mustergültigen Jenatsch. Im „Brigittchen" dagegen ist mir dieser vermittelnde Vortrag durch die Laune des Erzählers als eine köstliche Zuthat erschienen; das Brigittchen und Julian Boufflers halte ich von Ihren kleineren Erzählungen für die gelungensten, und freue mich, — mit vielen Genossen — auf eine zweite, die dieses Jahr uns noch bringen soll.

Ein Herbstbesuch in Halle ist ein Herkommen, auf welches altbefreundete, liebe Landsleute wie auf eine Gerechtsame rechnen. Es hat sich heuer von einer Woche fast auf drei ausgedehnt, da sie mich nicht eher in meine mehr denn jemals zerstörte Wohnung abziehen lassen wollten. Montag geht die Fahrt aber unwiderruflich fort.

Ich höre hier häufig Erinnerungen an die Schweiz, und speciell Zürich, laut werden von früheren Lehrern oder Schülern Ihrer jungen, reichen alma mater, die des unzählbaren Touristenschwarms ganz ungerechnet. Dann und wann fällt dabei auch ein Wort über Sie, Verehrter, ab, kein sehr ausgiebiges, aber immer ein erquickendes, weil gerecht werdendes. Was man dagegen von G. Keller erzählt, (obschon man vielfach ihn schriftstellerisch höher stellt, als ich es zu thun vermag) möchte ich gern für Klatsch oder Uebertreibung halten. Frau Spyri aber ist die wohlverdiente Freundin Haus bei Haus, das mit einer Kinderstube gesegnet ist.

Rodenbergs Absicht, eines meiner älteren dummen Geschichtchen in seinem Blatte noch einmal erscheinen zu lassen, halte ich für ein bischen Paperlapapp; auf einer anständigen Tafel bringt man nichts Aufgewärmtes. Die Schnakenburg

hat einen ziemlich dankbaren Stoff, (Gegenwirkung von Eitelkeit und Stolz — beide unberechtigt;) in der Ausführung ist das dem Spott gestattete Maaß jedoch weit überschritten und Freude hat an dem Dinge wohl kaum einer gefunden. Ueberdies bezweifele ich, daß der Verleger in einen Wiederabdruck willigen würde.

Wir sitzen hier im Centrum der Lutherfeiern; Vorträge, Musiken, Enthüllungen, Aufzüge, Sammlungen und kein Ende. Devrients Festspiel in Jena findet einen ungemessenen Beifall. Gebildete wie Ungebildete fühlen sich erhoben und entzückt — ungeachtet der Bescheidenheit des äußeren Apparats. Nebenbei auch ein Beweis, daß die dramatische Wirksamkeit nicht auf dem Innehalten der dramatischen Regel beruht. Ein allbekanntes Lebensbild in seinem Auf- und Abstieg, nichts weiter. Ich halte es für wahrscheinlich (und würde mich darüber freuen), daß derlei Volksspiele, zu denen Oberammergau den — (allerdings höchst dramatischen) — Anstoß gegeben hat, sich bei uns in Deutschland einbürgern. Welcher Ort einen Helden, ein bedeutendes Ereignis zu feiern hat, wird ihn auszugestalten suchen. Gewönne die Kunst auch nichts Großes dabei, es wäre immerhin ein Schritt aus dem Materialismus heraus. — Tentirt Sie Ihr Zwingli nicht? Der wäre, dächt' ich ein weit dramatischerer Held als unser Luther. Soll ich Ihnen den, ich meine den Devrient'schen schicken, sobald ich ihn von Jena erhalte? Hier ist er noch nicht im Buchhandel erschienen; doch that ich einen Blick in das Exemplar eines vom Festspiel Heimkehrenden. Kein Lesestück, sicherlich; ein abbildliches Schaustück; sans comparaison — Shakespeare's Historien verwandt.

Dank für Ihre freundliche Erinnerung. Wann reisen Sie? und wann denken Sie heimzukehren? Kasteien Sie sich nur ja nicht zu streng mit Bantingschen Vorschriften,

gehen zum Frühling lieber nach Karls- oder Marienbad, da macht sich die Sache leichter.

Dankbarlichst ergeben

L. François.

Der Schluß Ihres Knaben ist ganz ausnehmend schön.

62.

Kilchberg 7. Nov. 1883.

Verehrte Freundin,

Devrients „Luther" ist angelangt und interessirt mich als Manier gewaltig. Doch schwerlich für einen Zwingli. Ich habe zeither manches abgelehnt (puncto Gelegenheitsgedicht) und zeitweilig böses Blut gemacht, besonders neuerdings durch mein Fernbleiben von der Stiftungsfeier gerade unserer Alma, obschon ich Ehrendoktor bin. Aber es war eben licht und schön hier oben (letzten Aug.) und ich dächte, den Poeten hat man zeither einige Absonderlichkeiten zugestanden. Oder nicht? Uebrigens dachte ich wirklich, meine Abwesenheit bliebe unbemerkt. Seien Sie überzeugt, liebe Fr., Ihre „Reisenden" wissen nichts von mir außer von Hörensagen und auch dann wol wenig genug. Ich bin in der Tat neugierig, was Sie zu Novelle II (Rundschau Dec./Jan.) sagen werden. Wieder ein Rahmen, Gnädige, aber ein lebendiger. Dante, kein geringerer, erzählt in Verona, am Hofe Cangrandes eine bewegliche Geschichte. Ich gab Auftrag, Ihnen die Corr. Bögen der ersten Hälfte zu senden und bekomme dafür eine Zeile, nicht wahr?

Jetzt durchblättere ich meine Entwürfe und lasse mich hin und herlocken. Da ist besonders eine „Richterin" (oder magna peccatrix) mit einem Friedr. II. im Hintergrund (natürlich

dem Kaiser) die mich tentirt. Szene: Enna in Sizilien (das Enna der Proserpina) aber das ist fast zu schaurig . . .

Denken Sie sich, mein Embonpoint ist verschwunden, ohne alle Gewaltthat; denn mit Fleisch und Wein läßt sich gut leben, doch auf welche Briefstoffe gerate ich?

Ihr M.

Ja so — die Reise. Jetzt jedenfalls nicht, da meine Schwester jeden Augenblick eintreten kann, zu längerem Aufenthalt. — Und dann giebt es (nicht mit ihr) Oekonomisches zu ordnen.*) Ueberdies wohne ich jetzt wirklich sehr bequem und liebe die Wintertage unendlich. Auch bin ich zur Arbeit gestimmt. Dennoch will ich sehen es möglich zu machen, mit meiner l. Frau für eine Woche nach Paris gehen, aber schreiben Sie ja nur, es wird alles nachgeschickt. Der Shelley von Frl. Druscovich ist gar nicht übel, sehr gewissenhaft — bei Gelegenheit sollte ihr die Baronin Ebner ins Ohr sagen: künftig deutlicher zu sprechen und mit den Armen nicht zu rudern. Sie würde dadurch eine andere Person. Doch wohin gerate ich zum zweiten mal?

Ihr M.

63.

Weißenfels 19/11. 83.

Verehrter Freund!

Gestern abend hat es in meinem Hause gebrannt; der Schaden für meinen reichen Wirth ist nicht groß und Gefahr, oder auch nur Schreck hat es für mich persönlich nicht gegeben. Wenn man nur noch an sich allein zu denken hat,

*) Auch gut 4/5 meiner Briefe habe ich verbrannt und die l. Ihrigen chronolog. geordnet.

erschreckt und ängstet man sich nicht mehr. Immerhin ein Ersatz.

Aber ohne eine schlaflose Nacht ist es natürlich nicht abgegangen und ein müder Ton wird darum aus diesen Zeilen herausklingen. Dennoch will ich es nicht länger verzögern, das Eintreffen ihres halben Mönchs dankbarlichst zu melden und Sie zu bitten, den Eindruck, den Sie „frank u. frei" ausgesprochen wünschen, verschieben zu dürfen, bis der ganze Mann fertig, d. h. zu Grabe getragen ist. Denn trotz wiederholten Lesens ist der Eindruck noch ein flackernder; das Interesse an dem Erzähler verschlingt geradezu das an dem Helden, der bis jetzt im Grunde ein kläglicher armer Teufel ist. Sein Schicksal — denn ohne Zweifel läßt er sich die Geliebte von deren toller Mutter aufnötigen, wie er sich die Braut von seinem argen Vater aufluxen ließ — erinnert an die Sage von dem ersten Entstehen der Guelfen- und Ghibellinenfehden in Florenz; ob die weitere Fabel der göttlichen Comödie entnommen ist, erinnere ich mich nicht; der Dante versteht sich ja auf vornehme Klatschgeschichten; aber Unsereiner versteht sich nicht immer auf deren Zusammenhang. Auch Ihre Erzählung wird schwerlich leicht und von Vielen gefaßt werden. Ich bin gespannt, welchen innerlichen Bezug das Thema mit einem oder dem Anderen der Zuhörerschaft — vermutlich der Gemahlin des Cangrande — haben wird; denn ohne solchen Bezug würden Sie die Persönlichkeiten nicht bis zu den Namen herab vermischt und auch wohl schwerlich den Dichter als Fabulisten eingeführt haben, wenn es sich nicht um den Spruch eines Richters gehandelt hätte.

In den Correcturbogen sind noch etliche kleine Fehler haften geblieben, die ich mir zu bessern erlaubte; wäre es noch an der Zeit, schickte ich Ihnen die Blätter zurück; oder etwa an den Verleger, den Sie mir nennen würden?

Werden Sie mir es übel nehmen, lieber Freund, wenn ich bei dieser Gelegenheit auf einen kleinen sprachlichen Irrtum aufmerksam mache, den ich verschiedentlich in Ihren Schriften entdeckt habe? Ist es schweizerischer Provinzialismus, oder die lange Gewohnheit, an das französische, Sie gebrauchen den verneinenden Comparatif (als) — mit einer doppelten Negation.

Ich glaube — obgleich ich niemals die Nase in deutsche Grammatik gesteckt habe — daß das nicht richtig ist. Auge und Ohren sprechen mir dagegen. In den vorliegenden Bogen habe ich den Gallicismus zweimal entdeckt:

Pag 11: Ich bin kränker, als du (nicht) denkst.

„ 20: Du schaust jugendlicher als (keiner) von uns.

Nicht wahr, Sie beschuldigen mich nicht der Ungebühr um dieser bescheidenen Ausstellung willen?

Noch habe ich herzlich zu danken für das Exemplar der zweiten Auflage — Schon der zweiten, ich gratulire! — Ihres Julien Boufflers.

Beste Gratulation zur gelungenen Bantingcur. Treiben Sie es aber nicht zu weit damit; solche einseitige Ernährung ist immer etwas naturwidrig. Tüchtig laufen oder reiten und von Zeit zu Zeit ein auflösendes Wässerchen wirken gewiß unschuldiger. Mein verstorbener Bruder hatte sich vor Jahren durch modificirten Banting binnen Kurzem um 14 ℔ erleichtert; ob ihm eine Kur in Marienbad oder Kissingen nicht aber dauernd bessern Dienst gethan hätte?

Falls Ihre verehrte Fräulein Schwester noch bei Ihnen ist, empfehlen Sie mich ihr recht angelegentlichst und schreiben mir einmal, bitte, etwas über sie und ihr Ergehen. An Ihre Fr. Gemahlin richte ich bei jedem Brief an Sie in Gedanken regelmäßig die herzlichsten Grüße und bilde mir ein, daß Sie dieselben ausrichten, auch wenn sie nicht in Lettern aus-

gedrückt sind. Freut sich Ihr Töchterchen recht auf den heiligen Christ? Welch schöne Puppe werden Sie ihr von Paris mitbringen! Glückliche Fahrt! Und glückliche Heimkehr. Ob Sie viel anregend Neues zu schauen haben werden?

Treulichst

Louise F.

64.

22. Nov. 1883.

Verehrte Freundin,

ich hoffe, der Schreck hat Ihnen nicht zugesetzt. Immerhin sind derlei Vorfälle nicht nervenstärkend und ich wünsche ein paar schlafreiche Nächte! Auch wir hier hatten Feuerlärm. Gestern früh sprang das Gashäuschen einer benachbarten Fabrik in die Luft, zwei Spritzen wurden aus meiner Scheune gezogen, vor meinen Fenstern zwei Feuerhörner von zwei Anfängern geblasen und ich — verschlief alles.

Daraus geht klar hervor, daß ich nicht in Paris bin. In der That, der Ausflug dorthin ist Deo volente ins nächste Frühjahr verschoben. Unsere kleine Camilla hat am Ende doch auch den Keuchhusten erwischt, welchen die Dorfkinder fast alle im Sommer und Herbst durchgemacht haben. Das hält die Mutter zurück. Ich rede nicht von einem heftigen Katarrh-Fieber, welches mich mitgenommen hat. Beitrag (oder Nachtrag) zur Bantingkur, welche ich getrost fortführen darf, da ich von Haus u. Familie aus mager bin.

Meine Schwester war hier sehr vergnügt. Ich muß glauben: das immerhin ziemlich ascetische Leben in Männedorf bekommt ihr. Freilich, obschon sie dort ihr eigenes Haus und an der Anstalt (diese Anstalt heilt, um es kurz zu sagen, ausschließlich mit Gebet) eine unabhängige Stellung hat,

— — ist die Schwester scheint mir von Zeit zu Zeit sehr gern bei uns. Auch uns ist sie sehr lieb, da sie eine große innere Freudigkeit hat.

Ich habe diese Jahresenden unbeschreiblich gerne und lasse mich durch 5—6 Verdrüsse, darunter einige starke Gemeinheiten, welche ich jüngst erlitten habe, gar nicht stören. Gestern z. B. in der Dämmerstunde, um ein kleines Tableau zu machen, saß ich in meinem hohen getäfelten Zimmer mit der Frau eines gichtkranken Nachbars, welcher morgen seine Stadtwohnung bezieht, einer federdünnen Dame, die Abschied zu nehmen gekommen war, zusammen und wir wechselten unsere Religionsbegriffe, während draußen zwei Männerchen einen großen Rasenplatz umgruben, „Hansli" der Pfau auf dem Dache schrie, und drüben bei Graf Plater zum Diner geläutet wurde. Es war zu heimlich!

Was Sie mir von dem Eindrucke sagen, welchen Ihnen die Hälfte des Mönches gemacht hat, verehrte Freundin, hat mich gar nicht ergötzt und ist ein schlechtes Omen. Hätte ich mich vergriffen? jedenfalls bin ich froh, einen Avis erhalten zu haben. Ich mache mich fest in den Bügeln um einen Stoß auszuhalten. Jetzt über die Sache zu verhandeln, wäre zu spät und zu früh. Lassen wir in Gottesnamen die Rundschau (Dec. u. Jan-Heft) den verfluchten Mönch bringen. Es bleibt dann noch die Buchausgabe (die Feder ist mir zersprungen, neues böses Omen!) das Urteil einiger Freunde und meine eigenen wieder frisch gewordenen Augen.

Die italienische (mehr noch als französische) doppelte Negation wendete ich sehr gewissenhaft als Localton an. Das ist ja aber mit einem Federstriche zu beseitigen. Was ich Ihnen schickte, war ein zweites unbenutzt gebliebenes Exemplar der Correctur, von meinem Schreiber zu Ihrer Privatlektüre notdürftig corrigirt.

Das Lutherdrama, welches mir in seiner Art sehr gefallen hat, nahm die Schwester mit an ihrem Namenstage Elisabeta. Gestern wurde in Zürich Wildenbruchs Harold gegeben, ich begnügte mich, das Drama in meinem Fauteuil zu lesen mit großer Lust, obgleich durchaus nicht ohne Vorbehalt, oft die Augen schließend, um die Gestalten zu erblicken — es hat mich selbst gefreut daß ich an dem Dichten eines Andern noch so voll teilnehmen konnte.

Für meine l. Frau lese ich immer Grüße zwischen den Zeilen.

Leben Sie recht wohl, verehrte Freundin und behalten Sie lieb

Ihren CFM.

65.

29.*) Nov. 1883.

Liebe Freundin.

die flüchtigste Zeile nach einem langen Laufe durch den Herbstnebel vor Postabgang.

Vor November-Mitte *) komme ich hier nicht los, wenn es überhaupt in diesem Jahre noch zum Reisen kommt. Ich beendige und expedire morgen meine zweite Novelle an die Rundschau (Dec.-Jan.). Sagen Sie mir nicht, ganz frank und frei ein Wörtchen über die erste: „den Knaben"? Oder habe ich Ihnen die Corr. Bogen nicht zugesendet? Es geht mir gewaltig viel durch den Kopf und Ihre Briefe sind meine Boussole. Frau Spyri empfiehlt sich Ihnen ganz herzlich. Noch ein Wort über meine „Gönnerschaft". Rodenberg erkundigte sich aufs angelegentlichste nach Ihnen. Schreibt sie nichts Neues, sagte er, so nähme ich gerne etwas Aelteres,

*) Das Datum vielleicht verschrieben. 29. Oktober? oder 2. November? A. d. H.

selbst schon Veröffentlichtes. Ich schwieg. Von der „Schnackenburg" sprach mir nachher Frl. Druscovich. Kaum mehr Platz zum herzlichsten Gruß!

C. F. M.

66.

Weißenfels 23. 12. 83.

Verehrter Freund,

Einen Gruß zum heiligen Christ und die wärmsten Wünsche für ein frohes neues Jahr, Ihnen u. denen, die Sie lieb haben.

Seit Abgang meines letzten Briefes u. Empfang Ihrer Antwort ist mir bei dem Gedanken an Sie gar nicht koscher zu Muthe. Nicht, daß ich so eitel wäre zu fürchten, Sie haben mir meine dumme Ehrlichkeit übel genommen; aber etwas Ungehöriges mag ich doch wohl vorgebracht haben, sonst hätten Sie mir die Correcturbogen auch des zweiten Teils Ihres Mönches geschickt. Ich warte nun das Januarheft der Rundschau ab, lese dann die ganze Geschichte in einem Zuge und schreibe Ihnen — trotz Allem und Allem! — „frank u. frei" den empfangenen Eindruck — denn zu einem Urtheil bin ich nicht angethan. Es ist ja eine prächtige Dichterkühnheit, den Dante zum Vorwurf zu nehmen, nur — aber das habe ich ja schon gesagt; ich hoffe noch immer, daß auf irgend eine Weise der Dichter sich aus seiner secundairen Erzählerrolle zum Helden, Träger, Vermittler der Geschichte entpuppen wird.

Ich habe kürzlich Manzonis Verlobte wieder gelesen. In meiner Jugend versuchte ich es im Italienischen, dessen ich nicht hinlänglich mächtig war — jetzt bin ich seiner völlig unmächtig, — die feine Laune des Vortrags ging mir dadurch verloren; Göthes freudige Bewunderung — eine seiner glänzendsten Eigenheiten das frohe Würdigen und Preisen alles

Guterkannten! — war mir fast unverständlich. Nach nahezu einem halben Jahrhundert lese ich das Werk nun wieder, diesmal deutsch. Unter uns: Herr Kaden, der Übersetzer hätte seine Sache auch etwas geschmackvoller u. sorgfältiger machen können; aber Herrn Spemanns notwendig sparsame Honorare mögen wohl keinen Aufwand von Kosten und Studium gestatten. Den plötzlichen Impuls gab mir unser Luthertreiben und der novellistische Kampf gegen das katholische Priesterthum, in welchen, Pardon! Sie Verehrter, sich neuerdings etwas verbissen haben. (Der Heilige und Hutten gehören selbstverständlich nicht unter diese Kategorie.) Weiblicher Oppositions- oder Gerechtigkeitssinn trieb mich, auch einen apologetischen Dichter und zwar den Berufensten, zu Worte kommen zu lassen. Denn so groß die Kunst ist, aus dem denkbar unscheinbarsten Motiv — von Haus aus ein Lustspielstoff! — dem Walten der Naturereignisse vergleichbar, ein wahrheitleuchtendes, gewaltiges Zeitbild zu entwickeln, wir würden uns mit Schauder von dem Realismus der geschilderten Gräuelscenen abwenden, wenn dieselben nicht durch die Idealität echter Priesterseelen verklärt würden. Dank dieser sonnigen Verklärung ist das Nachtgemälde ein erfreuendes Gemeingut geworden und wird es bleiben, wennschon Breite und Anordnung der Darstellung dem Zeitgeschmacke kaum noch gemäß sind.

Die Summa dieser meiner Salbaderei, die Sie gütig entschuldigen mögen, ist aber, nach meiner Meinung und nach der meinen nicht allein, daß das Priesterfeld dichterisch abgewirthschaftet ist und daß ich wünsche, ein verehrter, vielvermögender Poet von heute, wolle seine Saaten künftig auf einem anderen Acker ausstreuen.

Aber nun die liebe, kleine Kamilla! Ist sie die böse Krankheit los? Sie hätten sich mit dem Kinde und seiner Mama

gleich in den Dampfwagen setzen und nach Bellaggio oder wenigstens Montreux sausen sollen; das hätte geholfen. Das einzige Mittel die anstrengende Plage bald zu entfernen, ist Luftveränderung. Sieben Meilen, so heißt es bei uns, genügen schon. Aus der Ebene in die Berge oder vice versa. Wolle Gott, daß Sie das Fest ohne den Anblick dieser Qual feiern dürfen. Wie viel Puppen bescheeren Sie denn dem Kinde? Vor mir liegt für meine Freundschaft ein bescheidenes Sortiment, dazu drei Heidis und etliche Robinsons, die unverwüstlichen.

Wenn Sie einmal in Gesprächslaune sind, erzählen Sie mir doch etwas von Ihrem Freund und Nachbar dem Grafen Platen, dessen Sie wiederholt in Ihren Briefen flüchtig erwähnt haben. Durch die Memoiren der K. Bauer ist die Aufmerksamkeit wieder vielfach auf den alten Revolutionshelden gelenkt worden und ich bin wiederholt nach der Natur seines Verhältnisses zu der Schauspielerin gefragt zumal von Alten, die sie einstmals mitgefeiert haben, oder die mit ihrer Familie in Baden in Zusammenhang gestanden? War sie wirklich seine Frau? Wer ist schuld an dem veröffentlichten Aergernis, er, sie oder der Biograph? Ich habe die Memoiren übrigens nicht gelesen.

Und nun Gott befohlen, verehrter Freund; habe ich Sie plumper Weise ein bischen verstimmt, tragen Sie mir es nicht nach in das neue Jahr; bleiben Sie der einsamen schwatzhaften Alten wohlwollend geneigt.

Treulichst

Louise François.

Ich habe vergebens in meiner öden Hiesigkeit danach geforscht, ob die zweite Auflage Ihrer Gedichte, die Sie schon

für den November in Aussicht stellten, erschienen sei? In der Buchhändlerzeitung soll noch nichts davon stehen.

Ist der Catarrh glücklich überstanden. Bantingen Sie ja nicht zu lange. Trinken Sie Emser Kränchen. Strapatzieren Sie sich nicht; Ihr Leben ist reicher und schöner als das von Millionen, hüten Sie es.

Ich habe auch wieder Verschiedenes von Renan gelesen und mit Behagen. Hätte ich nicht schon so verschiedentlich gefragt, würde ich fragen, ob die unschmeichelhafte Schilderei, die Sie mir von dem Manne entworfen haben dem Schriftsteller gilt, oder dem Menschen etwa nach persönlicher Kenntniß? Was mich besonders interessirte war die Kenntnis u. Würdigung deutschen Denkens und Wesens, die er gewiß vor allen Franzosen voraushat. Freilich waren die Sachen sämtlich vor 70 erschienen. Ob er seitdem anders urtheilt?

67.

Christtag 1883.

Verehrte Freundin,

indem ich meine Briefe von 1883 ordne, $^4/_5$ derselben verbrennend, durchlaufe ich die Ihrigen, um sie sorgfältig aufzuheben und erstaune wie viel Freundschaft u. Liebe (und Dinte) Sie an mich gewendet haben. Ich schreibe heute nicht lange, sondern fasse alles in ein Wort u. eine Zeile:

Heil u. Segen!

Wir feiern hier ein schönes, helles Fest mit Frühlingswärme und südl. Himmel. Zum ersten Male nach 4wöchigem Stubengefängnis darf die kleine Milla, deren Keuchhusten sich bessert, wieder ins Freie. Sie singt heute den ganzen Tag:

Kumm, mer wend ge s' Stähli g'schaue
In ere schöne Wînechtszît
Bin ere liebe Fraue,
Wo mîs Jesuschindli lît. Id est:

Komm, wir wollen das Ställchen besichtigen
In einer schönen Weihnachtszeit
Bei einer lieben Frau,
Wo mein Jesuskindchen liegt.

Ich schreibe Ihnen aus einem Trubel von Versendungen, Rechnungen, Bescheerungen ꝛc. Mit dem „Mönche" steht es nicht so schlimm als wir fürchteten. Er wird, trotz seiner Mängel, im Ganzen gut aufgenommen. Ich sende bald den Schluß.

Ich wünsche von Herzen Gesundheit, nicht zu viel Einsamkeit, nicht zu viel Leute und jenes Reich des Friedens, welches ich zwar nicht besitze, aber doch zeitweilig empfinde, ohne es mir erklären zu können.

Ihr CFM.

68.

Weißenfels 9/1. 83.*)

Verehrter Freund,

Den allerersten Dank im neuen Jahre und den allerherzlichsten Ihnen für zwei eigenste Gaben. Die Gedichte kamen noch im alten; ich erschrak ein bischen darüber, denn ich hatte in meinem letzten Briefe nicht betteln wollen, wirklich nur fragen, da ich sie bei unserm hiesigen Sortimenter bis dahin vergeblich bestellt hatte, um einem treubefreundeten Landsmanne, dem Professor Graefe — Augengraefe II —

*) Offenbar verschrieben statt 84. A. d. H.

eine Weihnachtsfreude damit zu machen. Er ist einer der Modernen, die unter einer absorbirenden Specialität leiden, sich aber doch nicht von dem „Karrenschieben" loseisen können, und der es dankbar empfindet, wenn man ihm einmal etwas andere und bessere Luft als die seiner Krankenzimmer zu athmen giebt.

Neues habe ich — dank Ihrer mittheilenden Güte — nicht in der zweiten Auflage gefunden, mit Ausnahme des prächtigen Lutherliedes. Zumal der siebente Vers ist eine Essenz. Das der Segen, welchen wir erst nach drei u. einhalb Jahrhunderten auf einem blutgetränkten, zerstampften, brachliegenden Acker zu ernten begonnen. Das Natürliche; um den Preis des eminentesten Bauwerks, welches sich aus der Uebernatur zur Unnatur entwickelt hatte. Andere Völker schnitten die Saat, die der deutsche Bauer Luther gesäet hatte, früher als wir; in unserem spröden deutschen Boden ging sie am spätesten auf, aber am tiefsten bestockt. In diesen Tagen feiern nun auch Sie Ihren Befreier; und gewiß ist Ihr Zwingli eine vielseitigere, sympathischere Erscheinung als die des unseren; ebendarum aber würde ihm Luthers That nicht gelungen sein. Ich habe bisher vergebens unter den Kundgebungen zu Ehren Ihres Helden nach Ihrem Namen, Verehrtester, gespürt. Warum schwieg der Dichter, der Historiker, unter seinen Landsleuten u. Zeitgenossen der Berufenste zu Dank und Preis?

An die Kürzung des „Doppelreigens" muß ich mich erst gewöhnen. Möglich, daß die Kunstform dadurch gewonnen hat; mir waren die gleichsam personificirenden Strophen besonders wert und ich möchte, daß das Gedicht auch in der ursprünglichen Fassung erhalten bliebe.

Zum Zweiten: der Mönch, den ich nun wiederholt in einem Gusse gelesen habe. Das Resultat, ein deutliches zwei-

faches Miniaturbild aus einer Zeit, von welcher ich so gut wie nichts kenne außer der göttlichen Komödie und das, was ich von unserm Gregorovius gelernt und behalten habe. Sie schöpften aus reichen, vertraut gewordenen Quellen; jedes Wort spricht dafür, wie ein Pulsschlag der grausen Epoche, in welcher Ihr Staufischer Lieblingsheld unterlag. Um mit dem von Ihnen erwählten bildlichen Abschnitt zu sympathisiren, müßte ich ein Menschenalter jünger sein als ich bin. Der kunstvolle Rahmen, wie Sie es nennen, ist mir zu reich für das Gemälde; der Dichter der Hölle, der Richter seiner Zeit, — dabei muß ich bleiben — zu groß zum Fabulisten. Ich zweifele nicht, daß Sie den Menschen Dante treffend gezeichnet haben, nach unserer überkommenen Schätzung jedoch erscheint er herabgedrückt. Ich hatte die Empfindung, als ob Sie den Stoff zuvörderst dramatisch erdacht und behandelt und erst nachträglich novellistisch umfaßt hätten. Bild und Bild giebt eine Scene, die auf der Bühne von äußerster Wirkung sein müßte. Haben Sie gelesen, oder gehört, daß Coppé — wohl der liebenswürdigste unter den heutigen französischen Dichtern, — kürzlich eine Tragödie zur Aufführung hat bringen lassen, deren Motiv, als Erlebnis Ezzelins — von Ihnen episodisch erwähnt wird? Bewußter Vatermord. Allerdings in ein späteres Jahrhundert italienischer Wüstheit verlegt.

Soll ich nach Frauenart — d. h. empfindungsweise, sonder Kunst und Studium — ein bischen an Einzelheiten mäkeln — frank und frei, wie Sie es gütigst gestattet haben, so sei es das Folgende:

Die Rede Dianens nach ihrer Zusammengebung durch den toten Alten — Pag. 16 des ersten Teils — würde mir gedrängter, knapper, präciser mehr ihrem Wesen und ihrer Lage entsprechend dünken. Ihre Selbstkritik wäre, dächte ich, nicht

am Platze. Liebe fordern und versprechen in dieser Stunde wäre mindestens — geschmacklos aber Treue um Treue, Pflicht um Pflicht, die Mahnung paßt, Einem gegenüber der die heiligste Treue und Pflicht vor ihren Augen brach. Demgemäß wäre es wohl auch der menschlichen Logik — wenn auch nicht der weiblichen Natur — gemäßer, wenn sie, die Frau, die Rache, welche Vater und Bruder versagen, persönlich ausübte, nicht an dem verhältnismäßig schuldlosen, von ihr bereits beschimpften Weibe, sondern an dem beschimpfenden Verräter. Den Todesstreich Ihrer Lucrezia aus anderem Motiv. Der armen Antiope würde dann freilich wohl nur das Ende der Julia übrigbleiben; aber der an Hamlet erinnernde Wechselmord Astorres und Germanos fiele fort. Immerhin eine Leiche weniger in dem grausen Spiel. Germano darf weiterleben.

Nächstdem: könnte der Zufall mit dem rollenden Ring nicht etwas weniger künstlich ausgesonnen werden? Ich weiß freilich nicht wie. Aber sollte eine ausgiebigere Phantasie nicht ein Medium finden, das schärfer einleuchtete und wohl gar als ein erster Akt der Schuld erschiene? Angenommen, daß Sie den Vorwurf statt novellistisch dramatisch ausgeführt hätten, wie würde diese Scene auf der Bühne anschaulich dargestellt werden können? Diese einzige Scene so nimmer; alle anderen springen in die Augen.

So. Ich bin fertig. Alles in Allem: Ihr Mönch ist nicht die Ihrer Novellen, die mir vorzugsweise gefällt; aber ich kenne unter unsern heutigen deutschen Dichtern keinen, der eine vorzüglichere schreiben könnte und wenn ich wünsche, daß Ihre Phantasie sich aus der gefangennehmenden düstern Zone in eine lichtere einbürgerte, in eine, wenn nicht gegenwärtige, so doch der Gegenwart wirksamere Analogien bietende, so ist das eben weiblicher Gusto — weiter nichts.

An Papa u. Mama meinen herzlichsten Glückwunsch zu dem freigelassenen, singenden Töchterchen. Bleibe es heil von aller Qual so lange es Kind ist! Es giebt kaum eine schwerere als Kinder leiden zu sehen. Seltsam, daß der Keuchhusten für die meisten just nicht sprüngigen oder brüchigen Naturchen ein Entwickelungsstadium bildet. Haben Sie in den Alpen auch das phänomenale Morgen- und Abendglühen eine Stunde vor und nach Sonnenuntergang erlebt? Mir war's ein Ereignis. Dazu Märztemperatur im Januar. Ich habe heute Gänseblümchen beim Spazieren gepflückt. Eiszapfen werden, fürchte ich, im März nachkommen, wie vorig Jahr, wo ich fußhoch im Schnee watete, als ich der Leiche meines guten Bruders folgte.

Ich baue in stillen Stunden an dem Luftschloß, den Frühling heuer zweimal zu genießen, will sagen nach einem Sauser durch den Gotthard unter italienischem Himmelblau, dann wieder unter heimischem Nebelgrau. Es wird, wenn überhaupt, indeß voraussichtlich erst im Spätsommer zu dem Sauser kommen. Manches Erforderliche muß zuvor eintreten; manches Gefürchtete nicht eintreten. Wann geht es nach Paris? Dank u. Gruß.

Louise François.

69.

20. Februar 1884.

Verehrte Freundin,

Mein Leben vergeht wie im Geschwätz oder wie der biblische Ausdruck lautet. Verschiedene Umstände haben mich seit Neujahr genötigt, mich ziemlich zusammenhängend an unserm Stadt- und bes. Familienleben zu beteiligen. Nächstens werde ich nun auch in den ältesten (er ist vor der Re-

formation gestiftet) Club von Zürich aufgenommen werden, da ich einen Anteil, einen sog. „Schild" geerbt habe, deren feste Zahl (60) nie überschritten wird. Die „Schilder" vererben sich vom Vater auf den ersten Sohn, können aber in gewissen Grenzen auch verkauft oder testirt werden.

Ich weiß nicht, ob ich zu alledem lachen oder weinen soll. Natürlich stellt sich allmählig auch des Weinens halber, das Bedürfnis einer Stadtwohnung oder eines Wagens ein, beides fast unleidliche Uebel, schon wegen der Vermehrung des Gesindes, welche ich soweit als möglich in die Zukunft hinausschiebe. Sie werden zu diesen Klagen lachen, da sie die eines *) Begüterten sind oder gar eine böse Prahlerei durchfühlen wollen. Dem ist aber nicht so. Es sind sehr reelle Leiden. Immerhin habe ich Raum und weiß mir ihn nötigenfalls selbst etwas gewaltsam zu verschaffen für meine Sachen auf dem poet. Webstuhle. Der „Mönch", mit dessen Erscheinen in Buchform es gar keine Eile hat, verschwindet hinter mir, und mich beschäftigt etwas Neues, kein ungefährliches Thema. Daß ich es wiederum in alte Zeit (Charlemagne) verlege, hat seinen Grund darin, daß ich für meine etwas großen Gestalten eine geräumige Gegend und wilde Sitten brauche und nun will ich doch lieber ins Mittelalter als nach Asien gehen.

Bismarcks Unterdrückung der Un. States Condolenz hat mich unwillkürlich lachen machen — obgleich sie mich eigentlich als geborenen Republikaner hätten aufbringen sollen. Neulich schrieb mir Frl. Helene Böhlau von Jena, ob es wahr sei, daß wir Schweizer ein ungemütliches Volk wären. In vollem Ernst. Es war eine Art Erkundigung,

*) relativ, versteht sich, nach unsern schweizerischen sehr kleinen Verhältnissen.

die sie einzog für einen Einwanderungslustigen. Ist es wahr, verehrte Freundin? Sind wir ungemütlich?

Ihr CFMeyer.

Gestern, beim Verlassen der Tonhalle, sagte mir ein Freund, er gehe nach Italien und auf der ganzen Heimfahrt beschäftigte mich das „Reisen" und auch der Gedanke, ob Sie Ihren „Sauser", wann und wohin Sie ihn ausführen werden? Nach Paris könnte ich jetzt leicht gehen aber 1. ist das Frühjahr in Kilchberg herrlich 2. muß ich gerade heute furchtbare Steuern zahlen weil ich rara avis, mein Haben ehrlich und redlich declarire 3. liegt meiner Frau gegenwärtig nichts daran, 4. habe ich selbst keine Lust und 5. bin ich wirklich in meiner Fabel glücklich, obwohl sie nur langsam Gestalt gewinnt.

Nun noch eine Bitte. Ich habe ein pompöses Album, ich weiß selbst nicht mehr von wem, beschеert bekommen und möchte es wohl würdig füllen. Der Raum ist beschränkt, z. B. werden nur 4 lebende Geistliche aufgenommen. Dürfte ich um eine Photogr. der Reckenburgerin bitten, womöglich: Cabinet-Format. Es ist freilich ein bischen aufdringlich. Jedenfalls aber eine in Visitenform. Die mir vor Jahren gespendete wurde mir von einer Ihrer Bewunderinnen geraubt, natürlich nur mittels guter Worte.

Ihr C. F. M.

Note zum „Club". Er nennt sich sehr unaesthetisch: „die Böcke". Zur Zeit (1444 ungefähr), als Zürich mit den übrigen Eidgenossen in Fehde lag u. dann Frieden schloß, wanderten 60 Züricher aus, sei es, daß sie den Krieg auf eigene Faust fortsetzen wollten, sei es, daß die Eidgenossen sie, als ihrige enragirtesten Feinde vom Frieden ausschlossen.

Endlich doch heimgekehrt, gründeten sie die Gesellschaft. Das ist die Legende. Vielleicht aber sind die 60 Schilde nur die ursprünglichen Anteile an dem ältesten Züricher Gesellschaftshause, „Zur Schnecke" dessen Gründung noch weiter zurückliegt.

70.

Weißenfels, 28/2. 84.

Ob die Schweizer, Verehrtester, ungemüthliche Leute sind, weiß ich nicht, da ich keinen von ihnen persönlich kenne. Ihre Dichter und Schriftsteller, so lange wir deren kennen, sind es nicht, selber Keller nicht immer ausgenommen. Einer von ihnen jedoch hat kürzlich mir bewiesen, daß das Grundwort und Wesen der Gemüthlichkeit in ihm so gut bestellt wie sein Urtheil ist, indem er einem jungen Blaustrumpf, als derselbe sich ziemlich wagehalsig auf die steile und staubige Straße der Litterarhistorie lancirte, einen handlichen Stab zur Stütze gereicht hat.

Ihr Shelleyartikel hat mich gefreut, fast wie eine mir persönlich erwiesene Gunst; er ist umgehend nach Wien gedampft, wo er der getreuen Ebner eine ähnliche Freude bereitet hat. Fräulein Doctor wird, denke ich, schon vor den Freundinnen durch ihn beglückt worden sein. Die Biographie kenne ich nicht; aber den Dichter habe ich in der Jugend gründlich gelesen, schon darum, weil er Byrons Freund war, unter dessen Zauberbanne ich dazumal blindlings stand. Wennschon dieser ein halbes Menschenalter tot war, als ich seinen Namen zum ersten Mal nennen hörte, hat er mich durch seine poetische Selbstverklärung unersetzlich geschädigt, indem er mir in meinem einzigen Balljahre, dem 18ten, allen Geschmack an meinen Tänzern, lauter Lieutenants, verdarb. Wo hätte

sich einer mit meinem Childe Harold vergleichen können? Auch Shelley kam neben ihm zu kurz. Sein Genius würde mit der Zeit den byronischen überflügelt haben; aber er starb ungereift und nur ein einziges seiner kleinen Gedichte, the sensitive plant, lebt, selbst dem Wortlaute nach, noch deutlich in meiner Erinnerung. Des Dichters Pantheismus — Panidealismus wie Hartmann die alte Hypothese, im Grunde doch die einleuchtendste von allen, umgetauft hat — ist in dieser tiefsinnigen Dichtung zu dauernder Schönheit verklärt. — Bei der Ankündigung von Frl. Doctors Buch dachte ich daher: „Most über Most"; nun freut es mich, von Ihnen zu hören, daß der neue Most sich zu einem trink- und haltbaren Weine abgeklärt hat.

Sie waren also nicht in Paris — wie ich eigentlich im Januar vermutete, — u. haben vor der Hand auch keine Lust hinzugehen. Wohl Ihnen! Der alte Professor Erdmann in Halle — ich glaube der letzte Hegelianer, d. h. von der äußersten Rechten u. ein denkbar liebenswürdigster Greis, — sagte mir verwichenen Herbst nach der Heimkehr von einem Ausfluge nach Oberitalien: „Es ist doch ein Laster um das Reisen." Er meinte wohl unsere deutsche Reiselust. Ich habe lebenslang auch an dieser Seuche laborirt: aber meinen Fieberdurst selten stillen dürfen. Im Grund gar nicht. Auch der geplante Sauser in den südlichen Frühling hinein ist aufgegeben. Die wenigen Menschen, die ich noch „Angehörige" zu nennen habe, sind Wintersiechlinge u. unser nordischer Frühling soll erst entscheiden, ob ich mich mit Ruhe aus ihrer Nähe entfernen darf. Darf ich es und bleibe gesund, dann mache ich mich etwa Mitte Juli in mäligen Etappen, Rhein und Schwarzwald entlang auf nach der Schweiz; nehme — falls ich sie vertrage — etliche Bäder in Ragatz, oder stärke mich auf einer Tour durch den Engaddin, dessen Lüfte bei

uns für Ihre kräftigsten gelten. Im Spätsommer möchte ich dann auf der Simplonstraße nach den Seen gehen und nach einem Blick auf Mailand durch den Gotthard heimsausen. So das Luftschloß, das ein Athemhauch umblasen kann. Verwegen genug immerhin für eine alte, einsame, kränkliche Kleinstädterin, die durchaus keine Reisevirtuosin ist, der aber eine unsympathische Genossenschaft die Reisefreude jämmerlich beeinträchtigen würde.

Daß Bismarks Gebahren Sie lachen gemacht hat, verstehe ich. Mich hat es nach der Indifferenz der Regierung bei L's Begräbnis nicht überrascht, aber verdrossen bitterlich. Ob es nun eine Naivetät oder eine bewußt ironische Rancüne der Amerikaner war, — wegen des Schweinefleisches! mittelst der Verherrlichung eines Juden! — ein vornehmer Gewalthaber hätte, lachend wie Sie, der Kundgebung keinen Werth beigelegt und sie im Sande verlaufen lassen; während durch einen kleinlichen Haß der Name eines redlichen, aber abgethanen Gegners zu einem historischen geworden ist. Der kleine Lasker lebt fortan als Dokument von des großen Bismark Nichtgroßmuth. Ist Ihnen die Sache auch so erschienen, oder wie anders?

Ich gratulire zu dem Fabelei, über dem Sie brüten. Wenn doch ein Schweizer Adler — oder Geier daraus flügge würde, wie der Jenatsch. In der Heimat bewegen Sie sich am stolzesten. Ist Karl d. G. in der Schweiz gewesen, hat er Spuren in ihr hinterlassen?

Was ist denn aber aus dem bösen Dynasten geworden?

Das Kabinetsbild werden Sie nächstens direkt von Erfurt, wo es gefertigt wird, (nach dem Visitenkartenabdruck) erhalten. Erkennen würden Sie mich nicht danach, wenn ich Ihnen auf meiner Sommerreise zufällig begegnen sollte. Ich aber Sie zuverlässig auf den ersten Blick. Aber was soll

denn Saul (nein nicht einmal Saul, nur eine Saulin) unter den Propheten? Ich und 4 Geistliche ganz allein zwischen zwei pompösen Pappendeckeln! Seien Sie herzlich gegrüßt.

L. François.

71.

Mitternacht, den 11. März 1884.

Verehrte Freundin,

Gestern langte die Phot. an, welche ich für einmal mir gegenüber in meinen Brieffächer steckte, und zuweilen sehr aufmerksam betrachte — jetzt bleibt nur noch das Letzte, daß ich Sie de facie ad faciem schaue, und wenn Sie hier durchwandern, bitte ich Sie — und meine l. Frau bittet mit — sich hier ein bischen auszuruhen. Sie werden hier zwischen den Zufällen einer Reise zu Hause sein.

Ich muß mir etwas Stille schaffen, diese Comités und Concerte und Soireen machen mich mittelmäßig, aber sehen Sie einmal: morgen gebe ich ein kl. Essen, übermorgen Gesellschaft jenseits des Sees bei meinem Schwager, am Vormittag ein Begräbniß, übermorgen ein feierlicher Bockempfang bei dem Obmann Georg von Wyß — ich habe Ihnen doch von den „Böcken" geschrieben? Sie mir aber kein Sterbenswörtchen darauf erwidert. Es ist seltsam, wie der Umgang abschleift, nach wenig Monaten ist es mir unmöglich, jemandem ein unverbindliches Wort zu sagen.

Aber daneben habe ich meine Novelle, sie spielt in der Schweiz. Nie mehr als in diesen frühlingskräftigen Tagen wurde mir das Schöne klar, und ich werde das Mögliche tun. Ich mag davon aus dem sehr begreiflichen Aberglauben nicht schreiben, den Geist zu verscheuchen, den man mit „Formeln" nicht citirt, sondern verjagt. Es sind hier wirklich

Kräfte im Spiel, die wir nicht berechnen können. Andererseits würde ich mich auch nicht wundern, wenn, wie im Märchen, das Gold sich unterwegs in Staub verwandelte.

Ich habe wieder viel Musik gehört, u. A. die Abendmalscene aus dem Parcival, welche mir nicht gefiel, sie ist nicht ursprünglich. Besser gefiel mir die Symphonie Romeo u. Julia von Berlioz, barock, aber originell. Dann — die Harmonie, darf ich etwas erzählen? Nun die Harmonie ist ein bürgerlicher Gesangverein: Männerchöre und gemischte Chöre. Ich wohnte der Probe bei. Auf einmal nach der Pause, nachdem die Herren ein Paar „Biere" geleert, treten sie zusammen und intoniren vor ihren Gattinnen u. Töchtern, mit Donnerstimmen: „Nicht gezeugt sein wäre das Beste" — es war der berühmte Chor des Sophokles — und unendlich lächerlich. Beim Weggehen sagte ich zu dem Präsidenten der Harmonie: ich hoffte, die Herren, die ein sehr gesundes Aussehen haben, hätten nur mit dem Munde, nicht mit dem Herzen gesungen.

Julian Schmidt hat in den Preuß. Jahrbüchern eine Art Essay über mich geschrieben, mit einer gewissen Vorliebe, welche ich mir nicht erklären kann. Die Wahrheit ist: meine Sachen sind erträglich als Studien: die Werke müssen erst kommen. Und der so redet, ist geboren Ende 1825!

Die heutige Allg. Z. bespricht Kellers Gedichte, nicht lauter, ziemlich perfid. Ich sage Ihnen einmal mündlich, wer Keller ist. Sie wissen, ich halte ihn sehr hoch.

Diesen Brief überlesend, finde ich ihn geistlos aber bon enfant und voller Dankes und Freundschaft zu Ihnen, so mag er laufen.

Stets Ihr

CFM.

72.

Weißenfels 9/5 84.

Verehrter Freund,

Seit Monaten herrscht hier unter den Kindern eine Augenentzündung — aber nicht die böse ägyptische — so daß zu ihrer Wonne und dem Weh der Eltern die Schulen geschlossen werden mußten. Im Verlauf hat sie auch Erwachsene und sogar Alte ergriffen und auch mich — als Modedame — beschäftigungslos gemacht. Nicht lesen und schreiben zu dürfen, wäre nun ein paar Wochen lang gar nicht so uneben gewesen, wenn der Frühling sich so lieblich angefühlt hätte, als er sich mit den Augen ansah. Man hätte sich querfeldein müde gelaufen und je länger, je lieber sich allgemach wieder heil geschlafen. Aber bei diesem heillosen Ostwind — meinem Erzfeind — u. den wetteifernd ihn ablösenden Stürmen aus Westen, zu Hause hocken, selber frierend sehnsüchtig in die frierenden Blüten draußen blicken, seinen Catarrh und außer ihm keinen andern Zeitvertreib pflegen, als — ohne Brille — mit ein paar mächtigen Hornnadeln wollene Zacken stricken — das ist kein spaßiges Lenzesleben, wenn auch ein natürliches im siebenundsechzigsten Jahre. Fürchten Sie nun nicht, daß eine Ansteckungsbaccille aus meiner Tintenflasche sich auf Sie oder gar Ihre kleine Milly überträgt. Die Sache ist vorbei, und unsere ärztlichen Matadore glauben auch nicht an die Ansteckungsfähigkeit dieser schmerzlosen und ungefährlichen, nur unbequemen Seuche.

Geibels Tod hat mich doch schmerzlich betrübt, obgleich ich lange darauf vorbereitet war. Die schönen Menschen sind nicht so dicht gesäet, daß man einen leicht entbehren könne und Geibel war eine schöne Natur, verwandt seinem Freunde Mendelsohn, nur nicht so ungetrübt heiter — weil

dieser jung starb und jener ein Greis wurde. Eine in Lübeck lebende Geibel Befreundete und Verwandte, die sich mir herzlich genähert hatte, hat um vielseitigen Heimatwünschen zu entsprechen, mit ehrlicher Herzenswärme ein kurzes Lebensbild von ihm entworfen und bei Grautoff in Lübeck erscheinen lassen, darin auch Ihrer, v. F., erwähnt wird.

„Seine höchste Genugthuung war es, wenn ein moderner Dichter etwas geleistet, das ihn mit Begeisterung erfüllen konnte. Als er C. F. Meyers Roman der Heilige gelesen, sagte er, er sei stolz darauf, daß dieses Meisterstück geschaffen worden und noch im letzten Herbst, da seine Kräfte bereits erschreckend abnahmen, äußerte er, daß er sich kein Gedicht dieses Dichters, das zerstreut in diesem oder jenem Blatte erscheine, entgehen lasse."

Er wird Ihnen das vielleicht selbst geschrieben haben; aber ich hoffe, es verdrießt Sie nicht, daß eine gleich große Verehrerin von Ihnen, Frl. Amalie Evers, ein bescheidenster Blaustrumpf, aber ein sehr gebildetes Individuum, es auch anderen zu wissen thut.

Gestern erhielt ich einen Brief mit dem Poststempel Zürich. Ich freute mich schon, obgleich die Adresse von fremder Hand war. Vielleicht von dem Herrn Sekretär. O weh! Unterschrift Emilie Kempin. Zürich — Enge.? Anfang: „Im Namen der Redaction des „Philanthrop" frage ich Sie an" u. s. w.

Was mag das um's Himmelswillen! für ein Organ sein, das sich zur Vermittlerin ein derartig neuerndes grammatikalisches Genie erwählt? Ich habe umgehend in die Enge geantwortet, daß nicht ich, sondern H. Spemann darüber zu entscheiden habe, ob meine Judith im „Philanthrop" wieder abgedruckt werden dürfe.

Waren Sie in Paris? Etwa im April, wo es daselbst

am schönsten sein soll. Treiben Sie noch Banting? Original oder mit homöopathischer Neuerung — Fett gegen Fett — die sich in der That bewähren soll. Ich halte es mit Karlsbad oder Marienbad. Kommt mein Reiseplänchen im Hochsommer zur Ausführung und führt der Weg nach Ragatz über Zürich, was ich nicht gewiß weiß, — kommt übrigens auch nicht allzuviel darauf an, — dann hoffe ich Sie von Angesicht kennen zu lernen u. sicherlich auf den ersten Blick zu erkennen. Ich freue mich aber schon auf Ihr langes Gesicht, wenn sich Ihnen die alte, schwarze, ungeschickte Reisestümperin als Original des wohlig lächelnden, jugendlichen Bildes in Ihrem Album präsentiert. Ich denke von Ragatz dann die Jenatschstraße hinunter an die Seen zu ziehen, und endlich die alte Neugier zu befriedigen, ob der Himmel dort wirklich so viel blauer ist als daheim. Sie aber, Verehrter, sollen mein Itineraire verfertigen. Leben Sie bis dahin wohl und bleiben mir freundlich gesinnt.

L. François.

Vor der Augenmisère Verschiedenes von Renan gelesen, den Sie nicht leiden können aber ich sehr. Auch Mérimées Briefe an Panizzi. Renan schreibt so gut französisch wie Schopenhauer deutsch.

73.

Alles Liebe u. Freundliche voraus.

13. Mai 1884.

Würden Briefe anstecken, verehrte Freundin, so liefen Sie mehr Gefahr als ich, denn in Zürich — freilich nicht hier oben — grassirt der Typhus und bei diesem Anlaß stirbt auch mancher andere ohne Typhus mit, z. B. vor wenigen Tagen

der einzige Sohn von unserer Johanna Spyri nach langjährigem Herzleiden.

Ihre lieben Zeilen nach längerem Schweigen und geheilten Augen haben mich gefreut, und ich werde das Mögliche thun, wenn Sie mich besuchen, dem Ideale zu gleichen, welches Sie sich von mir gemacht haben. Ohne Scherz, ich denke, wir werden uns verstehen. Immer habe ich die alten Frauen, in Ehrerbietung gesprochen, lieber gehabt als die jungen, und dabei fällt mir eine Bemerkung der Frau Swetschine ein, daß die Franzosen keinen Ausdruck für Greisin haben. Vieillarde sagt sich nicht und vieille femme ist etwas anderes.

Die Posttasche geht ab. Ich kann nicht überlesen.

„Anfragen" mit dem Accusativ ist Bundesdeutsch. So redet u. schreibt man in Bern, C'est une belle langue, presqu'aussi belle que le Français federal. Im übrigen ist Pfarrer Kempin ein anerkannt braver Mann, ein Philanthrop und Theophilanthrop (oder Philotheantrop oder Theanthropophil oder Anthropotheophil) und sein Journal ein in gemeinnützigen Kreisen geachtetes. „Enge" aber heißt eine hübsche Vorstadt, wo Keller lange wohnte (angenehmer als er jetzt auf der andern Seeseite wohnt) und wodurch man auch nach Kilchberg fährt.

Geibel war u. ist mir sehr lieb. Jensen in der Allg. hat ihn glaublich geschildert. Daß er meine Sachen mochte wußte ich nur ganz im allgemeinen, aber ich setzte es sozusagen voraus. Wildenbruchs neue Balladen sind sehr feurig. Bei ihm ist Poesie = Blutwärme.

Die Debatten über das Socialistengesetz haben einen großen Zug und einen dunkeln Hintergrund. Hier verwirft unser „Volk", conservativer als unsere Regierung, überhaupt alle neuen Gesetze, und unbedingt alles, was Geld kostet.

Ich brenne auf den Prozeß Kraszewski, da ich den Mann persönlich kenne *).

Hier ist es schön, bes. mein weiter Rasen, welchen ich ganz umstechen ließ.

Ihr M.

74.

Weißenfels, 5/7. 84.

Verehrter Freund,

Am 28.ten Mai ist in Wiesbaden mein letztes! Geschwister gestorben. Ein jüngerer Halbbruder, aber im Alter mir nicht so fernstehend, daß wir nicht auf eine gemeinsame Kindheit im mütterlichen Hause hätten zurückblicken können. Er war kein Freudig-Lebender, wennschon er manchen Anlaß gehabt hätte, es zu sein; lange siechend ist er unerwartet rasch u. sanft gestorben, den Tod eines Glücklichen. Wohl ihm!

Ich gehe nun nicht direct nach der Schweiz, sondern zunächst nach Wiesbaden, wo meine gute Schwägerin und ihre Töchter, von dem jähen Schlage tief erschüttert, meine Gegenwart wünschen und wohin auch mich das Herz zieht. Uebermorgen breche ich, so Gott will, auf, via Sondershausen und Erfurt — eine Vetternstraße der Sorge —, und denke heute in 8 Tagen in Wiesbaden zu sein. Dort bleibe ich bis Ende Juli, wohl der äußerste Termin für eine Badecur in den Alpen. Am liebsten erreichte ich Ragatz ohne Aufenthalt in einem Sauser. Doch wird das für einen alten Siechling kaum angängig sein. Ich werde mir von meinen Nichten — zwei lieben jungen Mädchen — die erfahrene Schweizer Touristinnen sind, die für mich geeignetste Route angeben lassen.

*) So lange als möglich halte ich den mir sehr lieben Mann für un- oder wenig schuldig.

Was jenseit der Cur in Ragatz liegen soll, bleibe der Gunst oder Ungunst unberechenbarer Kräfte und Mächte überlassen. Zu den letzteren zählt ja neuerdings auch die Cholera, die sich leicht von der Seeküste an die Ufer der Seen, die ich für den September im Sinne hatte, verbreiten mag. Jedenfalls, wie man nicht nach Rom reist, ohne den Papst gesehen zu haben, denke ich die Schweiz nicht zu verlassen, ohne Dr. C. F. Meyer gesehen zu haben. Den Rückweg nehme ich über Zürich; auf dem Hinwege werde ich — eventuel — nur daselbst übernachten dürfen. Wollen Sie mir ein Wort sagen, etwa über Ihre eigenen Sommerpläne, oder mir armen Reisestümperin einen guten Rat — zumal in Betreff von Ragatz — geben, so adressiren Sie freundlichst nach Wiesbaden L. v. F. bei Frau Majorin Herbst, Bahnhofstraße 8. — (Die letzte Eventualität — die mit dem guten Rath — soll durchaus keine verschämte Erpressung sein.)

Die arme, arme Frau Spyri! Das ist doch wohl das härteste: ein einziges Kind lange leiden und endlich doch vor sich hinscheiden zu sehen. Gott sei Dank, daß sie eine so fromme Frau ist!

Hoffentlich übertreiben unsere Zeitungen hinsichtlich Ihrer Typhusheimsuchung und noch hoffentlicher sind Sie u. alle die Ihren frei von jeder Anfechtung geblieben. Neulich kam mein Doctor — den ich aber niemals befrage, auch wegen Ragatz nicht befragt habe —, um mich vor einer Schweitzer Reise zu warnen, da der gesundheitliche Zustand allda — er wußte aber nicht speziel wo — höchst bedenklich sei. Nun, bange machen gilt nicht!

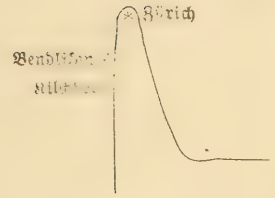
Wir haben tropische Temperatur; ich bin vom Räumen und Scharwenzen — während meiner Abwesenheit giebt es eine Hauptreinigung der Mansarde, die sich übrigens seit

dem Neubau gar stattlich ausnimmt — schachmatt und kann kaum die Feder halten. Gott befohlen

L. François.

75.

Kilchberg bei Zürich
Station Bendlikon
Bahn Zürich—Glarus



22. Juli.

Verehrteste Freundin

meinen herzl. Anteil an Ihrem jüngsten Verluste. Geschwister sind ein gutes Ding, besonders im Alter. Aber alles fließt und zerfließt, selbst die alten „Mansarden". Ein Haus in Zürich, worin ich viel erlebt habe, ist so complet von der Erde verschwunden und das darin Erlebte ebenfalls. Selig, wer ein zweites inneres Leben führt unvergänglicher Art.

Diese letzten Sommerwochen sind mir schnell und ohne Eindruck vergangen unter Besuchen und zweiten Bearbeitungen: Hütten ed. 5 und der Mönch. Ich erschrak und begreife nun, daß Sie erschraken über das Unkraut in dem Mönche. Geläutert und gelichtet habe ich, ohne Abbruch der Kraft, — so meine ich wenigstens.

Neulich hatte ich Besuch der Druskovich. Sie schreibt jetzt einen Essay über drei Engländerinnen, darunter die Elliot.

Jetzt ist sie in Interlaken mit der Mutter. Sie machte mir, trotz einiger Nervosität, einen guten Eindruck.

(Schluß und Unterschrift fehlen.)

75 a.

(Karte aus Kilchberg, Poststempel 12. VII. 1884.)

Ragaz Hotel Quellenhof.

Verehrte Fr.

Meine besten Wünsche nach Bünden!

Sie glauben nicht, wie oft mir schon von meinen Freunden (z. B. von Prof. Rahn) gesagt wurde: L. v. Fr. hätte ich kennen lernen mögen. Nun, mir ist es so gut geworden! Vergessen Sie eventuell Sils-Maria nicht! Wir Viere (d. h. Eltern, Kind, Bonne) verreisen ebenfalls D. V. Donnerstag nach dem Klöntale.

Ihr M.

76.

(Aufgedruckt: Bade- und Kuranstalten Ragatz-Pfäfers
Schweiz
Hotel Quellenhof Ragatz)

den 1sten August Mittag 12.

Verehrte Frau u. Gemahl,

Gestern Nachmittag glücklich hier angelangt in dichter Gesellschaft, die ohne Unterlaß kaute oder gähnte. Warum hat letztere so vielfach gerechtfertigte Expectoration für den toleransten Dritten immer etwas Empörendes? Hier bescheiden aber hinreichend bequem untergebracht; nur eine Treppe hoch ein Zimmerchen über dem Salon. Gute Verpflegung, freilich theurer als ich bisher auf Reisen existirt: 13 Franc den Tag, selbstverständlich ohne Bad; Wein ꝛc.

Aber diesem köstlichen, crystallhellem Wasser bringt man schon ein Opfer, zumal da man wieder einmal auf italienisches Himmelblau hat verzichten müssen. Als ich unter Kilchberg vorüber fuhr, winkte ich einer Gestalt zu, die ich oben vor dem lieben Haus zu bemerken glaubte. War's eines von Ihnen, oder nur der große Hund? Ich dachte den Jüngergruß: Friede walte weiterhin in diesem Hause und unter seinen glücklichen Menschen. Während meiner Rückfahrt nach Zürich — Mittwoch Abend — gerieth ich mit einem unbekannten Berliner Ehepaar in Unterhaltung, das aus dem Engaddin zurückkehrte, und mir freundlichst eine Menge erwünschter Auskunft und Hotelbilder bot. Der Herr gehörte offenbar der alten Raçe an, die Ihnen so widerwärtig ist, und mir gar nicht. In Pontresina kein Unterkommen; dagegen hinreichend in Silva Plana, und sehr empfehlenswerth — aber kostspielig — (Raçemerkmal des Berathers) — in Maloja. Er rieth zu einem Besuchsversuch in dem bescheideneren, aber lohnenden Churwalden. Was sagen Sie dazu? Hier ist's gefüllt, aber wohl nur von Undeutschen; man hört keinen heimischen Klang, außer vom Dienstpersonal.

Ich muß schließen, denn mein erborgtes Schreibzeug im Lesezimmer wird anderweitig verlangt. Mit warmem Dank und Gruß treulichst Louise.

Clotilde von Schwarzkoppen geb. von François
(von der Sippe der Poetischen)

Wellengleich sind Deine Worte
Ueber meine Seele hin
Hingeglitten wie Accorde,
Welche über's Wasser ziehn.

In des Seelensees Tiefen
Wurde eine Nixe wach,
Dachte Frühlingsstimmen riefen
Sie empor zum jungen Tag.

Denn sie war schon lange lüstern
Nach dem warmen Sonnenstrahl,
Nach der Rosen Liebesflüstern
Nach dem Sang der Nachtigall.

Arme Nixe! bliebst Du lieber
Unten, wo das Fischlein glitt;
Der Dich weckte zog vorüber
Und den Frühling nahm er mit.

Im Hotel National mit grausamem Material von der alten Louise aus der Sippe der Vernünftigen aus der Erinnerung niedergeschrieben. Mit Dank und Gruß.

Etwas zu weiblich für Ihren Gusto aber, nicht wahr, doch schön ausgedrücktes Erstlingsgefühl eines siebzehnjährigen Mädchens.

77.

2. August 1884.
Kilchberg.

Verehrte Freundin

Ihre Zeile von Ragatz hat uns beide gefreut, wir wünschen gute Kur u. andauerndes Wetterglück. Die gute Frau Oberst Ziegler hat bedauert, Sie nicht gesehen zu haben und als ich gestern bei Forstmeister Orelli von Ihnen sprach, gerieten zwei anwesende Frau Forstmeisterinnen in gewaltigen Aufruhr: beide kannten Ihre Schriften. Mir sind Sie recht heimlich und deutlich geworden. Lieb waren Sie mir längst. Ich muß Ihnen doch gelegentlich ein Buch von Eliza Wille senden.

Aber Freundin, was denken Sie, daß ich die Semiten nicht möge? Ich bin — wissentlich — einer Ungerechtigkeit nicht fähig, aber man darf doch schimpfen — mir lag eigentlich der ganze Literatur-Markt, jüdischer und christlicher im

Sinne, und auch der verdrießt mich nicht arg. Was gehts mich an?

A propos, hat Goethe etwas über die Juden gesagt? Ich erinnere mich nicht aber unterschreibe blindlings. Uebrigens hat Sie der fragliche Jude gut beraten. Churwalden, heimlich auf erster, frischer Bergesstufe, scheint mir etwas für eine friedliche Seele zu sein. Im Engadin sind die Maloja-Hôtels kaum anzuraten, dagegen Silvaplana u. eher noch Sils-Maria (zwischen Maloja u. Silva-plana)

Die Verse sind hübsch. Bitte mehr!

Schreiben Sie ja, wohin Sie sich wenden und behalten Sie lieb

Ihr Kilchberg.

78.

(Postkarte.)

Ragaz 11/8. 84. Quellenhof.

V. F.

Donnerstag, den 14ten, so Gott will, reise ich ab. Die Wärme der hiesigen Luft u. des Wassers möchte mich leicht für das herbere Engaddin unfähig machen. Den ersten Tag bis Chur oder Churwalden, den nächsten so weit ich vor Dunkelwerden gelange; ich hoffe Silvaplana. Das Ziel bleibt Pontresina. Klüger und hungriger — Zweck meiner Hiesigkeit — bin ich nicht geworden; aber gefallen hat es mir. Das deutsche Element hat sich auch qualitativ durch zwei reelle Exzellencen gehoben: unsern ersten Richter — Präs. S[imson] (heute abgereist) und unsern ersten Strategen Gf. M[oltke] beide meine Tafelgenossen zu bürgerlich deutscher Stunde. Bekannt bin ich natürlich mit keinem Menschen geworden, selbst mit meinen Tischnachbarn nicht soweit, daß ich ihre Namen wußte.

Ehe ich Ihre Heimat verlasse, sage ich Ihnen Lebewohl, heute nur noch einen Gruß in dankbar froher Erinnerung.

L. von F.

79.

Weißenfels, 12/9. 84.

Verehrter Freund,

Nach zweimonatlicher Abwesenheit bin ich in meine Klause zurückgekehrt — ohne Italien betreten zu haben. Im Niederblick von Maloja-Kulm habe ich einer nahezu sechzigjährigen Hoffnung auf immer — d. h. ja nicht mehr auf lange, — Valet gesagt und werde ich mich bemühen, allmählich auch mit der alten Sehnsucht — einem germanischen Grundleiden, aber einem löblichen — fertig zu werden.

Das Engaddin hat mich auf den ersten Blick enttäuscht, wennschon ich das herrlichste Wetter hatte und meine Station in der Mitte von Maloja und Pontresina — Silva Plana — wohl gewählt war. Die Reisebücher nennen es das höchstgelegene und großartigste der bewohnten Alpenthäler; ich dachte mindestens an das Chamounix; da fehlte mir dann nicht nur der Magnetiseur Montblanc, sondern die beiden einschließenden Bergketten — (Julier u. Bernina, nicht wahr?) kamen mir gar nicht von imponirender Grandiosität vor mit einziger Ausnahme des Morteratschgletschers, den ich mir selbstverständlich nur von unten angeguckt und an dessen Eis ich geglaubt habe, ohne es zu schauen. Statt der verfehlten starren Größe prägte sich mir nun aber von Stunde zu Stunde ein Landschaftsbild ein von ungeahnter Anmuth und nordischem Frieden, gemahnend wie ein Idyll Tegnérs und in der Erinnerung — sogar im Traume — unvergeßlich lebend in seiner klaren Luft, seinen wunderbar schillernden Wasser-

spiegeln in ihrer dunklen Föhrenumrahmung, die hier und dort — Sils Maria und Pontresina — ein weißes Amphitheater überragt. Ein Gewinn für's Leben. Ich hätte länger bleiben sollen als kaum eine Woche; aber das Wetter schlug um und die wehmüthige Entsagung auf der Schwelle des gelobten Landes wirkte heimsüchtig.

Auch die Auffahrt von Chur aus allein im offenen Einspännerchen mit einem prächtigen Fuhrmann als Cicerone war köstlich. Den ersten Tag bis Thusis. Am zweiten kam ich auf die Jenatschstraße; der Schloßruine und dem Kloster der Plantas wurde ein Gruß zugewinkt und die beiden Säulen auf dem unwirthlichen Julier waren mir interessante Bekannte. Der Rückweg über die Lenzer Heide war weniger anmuthend und in Churwalden brach das seit gestern drohende Unwetter los. Summa Summarum: meine heurige Schweizerreise hat mir einen unvergänglichen Doppeleindruck hinterlassen. Das Landschaftsbild, mit dem sie schloß und das Heim der theueren, glücklichen Menschen auf Kilchberg, mit deren Bekanntschaft ich den Anfang der Reise datire. Sonst habe ich, meiner Art gemäß, keine weiteren gemacht, wenn ich meine wechselnden Tisch-Nachbarn — nach Kellner-Anordnung — nicht dazu rechnen will. Auch von künstlerischen Eindrücken irgendwelcher Art — wie vorig Jahr in München und Bayreuth — war heuer keine Rede, denn das Denkmal auf dem Niederwald hinterläßt vorwiegend den eines wohlbenutzten natürlichen Rahmens.

Abschließend, wie einleitend, verweilte ich wieder einige Zeit bei meinen trauernden Verwandten in Wiesbaden, der zierlichen, heiteren Caravanserei, dessen einzig wirklich schöne Punkte waldumrahmte Friedhöfe sind, der allgemeine und der russische, die rechte Scenerie für Ihren Doppelreigen! Den habe ich meinen jungen Nichten, die von dem Natur-

recht der Jugend nichts wissen wollen, und das Wiederaufleben nach dem Niederschlag des ersten Todesschmerzes schier für Sünde halten, vorgelesen. Sie sagten: „das ist schön" und ließen die Köpfe hängen nach wie vor.

In die Heimath habe ich einen starken Catarrh mitgebracht und alle Hände voll zu kramen und nachzuholen gefunden. Thörichter Weise und nicht blos aus Müdigkeit, den Sinn für das Spazierengehen — früherhin meine genügsame, aber bei Wind Wetter tägliche Freude verloren. Ich muß die Berge erst wieder vergessen lernen. In der Einsamkeit meiner vier Wände ist mir jedoch heimisch wohl wie sonst. Das Alter verträgt den Wechsel nicht mehr leicht. Es braucht einen Ruheplatz. Ich glaube, daß ich meinen Koffer nicht wieder packen werde.

Und wie ist es Ihnen und den Ihren in der erwählten Alpenstille ergangen? Sind Sie wohlbehalten mit gestärkter Schaffensfreude heimgekehrt? Sagen Sie Ihrer sehr lieben Frau das wärmste Wort von mir, das Sie passend finden und grüßen auch das treuherzige, frohe „Kindli" von der alten Kinderfreundin aus dem Norden. Gott behüte Ihnen dieses Glück.

Vergessen Sie nicht Ihre aufrichtig ergebene

Louise Fr.

Die Fahrt von Silva Plana bis Churwalden machte ich in offenem Postbeiwagen mit einer Schweizer Familie; zwei jungen Männern und ihrer Mutter einer feinsinnigen, angenehm gestimmten Frau, Freundin von Frau Spyri, von der sie mir manches Gute und Liebe mitteilte, obgleich sie im Grunde wohl keine Mittheilerin war. Das soll ja auch nicht Schweizer Eigenart sein.

Frage: Dachten Sie sich die Mordschenke des ersten Ka-

pitels auf Maloja Kulm? Da wo jetzt das größte Hôtel der Schweiz mit allem Zubehör von Luxus ꝛc. entsteht?

80.

(Vorgedruckt: Fridolin Stähli-Hösli. Hotel und Pension Richisau Klönthal)

18. Sept. 1884.

Meine verehrte Freundin, ich bin noch nicht zurück, schon die fünfte Woche halten mich die Berge und ich rüste bei diesem Wetter, welches nur ein Meer von Licht ist, sehr langsam die Heimreise.

Ihre Engadiner-Eindrücke haben mich unendlich angeheimelt. Das ist ja mein Thal, wie Sie es beschreiben. Den Gasthof in Silvaplana, den Sie bewohnten, habe ich, ein Nebenhaus bewohnend, bauen und die Spiegel im Speisesaal setzen sehen. Später habe ich dort wiederholt und lange Wochen eingekehrt, auch noch den Tag vor dem Sturz aus dem Wagen, welcher mir dann das Engadin ein bischen verleidet hat. Nicht eigentlich verleidet, sondern — Sie wissen — ich bin ein wenig abergläubig. Wie manchmal bin ich über die Brücke nach dem verfallenen Dörfchen Surley gewandert und was macht mein alter Corvatsch, der doch ewigen Schnee auf seinen Flügeln trägt, denn Corvatsch (corvaccio) heißt nichts anderes als der große Rabe (corvo).

Hier in Klönthal ist das Bild ein anderes. Wir sehen aus einem schönen Bergthal mit herrlichen Ahornen, welche ihre Zweige wie Kandelaber strecken*), den siebenzipfligen Glärnisch dicht vor uns, von der Sohle bis zu den sieben Spitzen wohl 6000′ aus dem Thalgrunde aufsteigen, derselbe Glärnisch, welchen ich aus meinem Kilchberg in der Mitte meines

*) Meyer veranschaulicht den Satz durch eine eigenhändige Zeichnung. A. d. H.

Gesichtskreises erblicke. Das Gasthäuschen hier hatte eine ganz angenehme Gesellschaft versammelt, Vornehme und Geringe und mittlere Leute meinesgleichen, und constant herrschte ein hübscher Ton anständiger Gleichheit. Jetzt ist alles verrieselt und verronnen, wir sind nahezu die Letzten.

Ich mußte bei Ihrer Verredung nicht wieder zu reisen, an das französische Sprichwort denken: Il ne faut jamais dire: fontaine je ne boirai plus de ton eau!

Wenn ich einen Wunsch thun dürfte, wäre es wohl, neben 9 mehr oder weniger fleißigen Monaten jährlich je wieder drei (Juli—Sept.) in den Alpen zu verleben, die ja am Ende mein Eigentum = meine Heimat sind und denen ich ohne Vergleich meine glücklichsten Tage danke.

Milly klettert ganz famos, und meine Frau ist mit ihrer Leidenschaft für die Landschafterei stets reisebereit — insoweit kein Hinderniß, aber ist es klug, überhaupt zu wünwünschen? Ist es fromm?

Leben Sie recht wohl liebe Freundin

Ihr M.

81.

Weißenfels, 11./10. 84.

Verehrter Freund!

Die erste Zeitschrift, die ich nach meiner Heimkehr zu durchblättern Muße fand, war das Märzheft der preußischen Jahrbücher mit Julian Schmidts Essay über C. F. Meyer. Daß derselbe mich — zumal von diesem vielfach ablehnenden Kritiker — wahrhaft freute, daß ich ihm im Wesentlichen von ganzer Seele zustimmte, brauche ich Ihnen nicht zu sagen; ich habe es Ihnen ja wiederholt merken lassen, daß ich Sie schlechthin für den einzigen Dichter der Gegenwart

halte, der über hundert Jahre noch Leser finden wird, und vielleicht mehrere als heute, wobei ich freilich immer auf das Culminationsstück rechne, das Sie uns noch schuldig sind und mit gutem Willen abtragen können und werden. Den Vergleich Ihrer Grundnatur mit der Kleist's kann ich dagegen nicht gelten lassen, schon weil ich diesen Unglücksmenschen nicht leiden kann. In seinem Leben, Dichten und ganz besonders seinem Sterben ist und bleibt er mir ein Halbbarbar, wenn auch ein genialer. An Ihre etwas „wilden" Antecedentien glaube ich nicht; Sie haben gewiß allezeit unter dem Gesetz des Maaßes gestanden und sind von der Natur für das Glück bestimmt gewesen, das Sie in Kunst und Leben heute genießen und das Ihnen noch lange erhalten bleiben möge.

Lassen Sie sich diesen Wunsch immerhin gefallen; — (jener nachhinkende Bote hat mich wissen lassen, daß morgen Ihr Geburtsfest ist) — wennschon Sie Ihren letzten freundlichen Brief mit dem Zweifel schließen: ob wünschen weise und ob es fromm sei. Warum denn nicht, Verehrtester? Mindestens nicht das letztere; mögen die frommen Wünsche auch wenig frommen, d. h. wirken, dem der sie hegt sind sie Wohlthat und Ersatz. Ein Leben ohne Wünsche, ist das nicht halber Tod? Vor diesem Altersloos bewahre Sie der Himmel noch lange Zeit bis in Ihre letzte Stunde. Und ein so bescheidener, leichterfüllbarer Wunsch wie der eines sommerlichen Aufenthalts in den Hochalpen, Sie lächeln wohl selbst über diesen Zweifel!, wie sollte der für einen unabhängigen Schweizer auch nur unweise sein? Klimmen und schwingen Sie sich in froher Hoffnung und in der That wie Sie bisher geklommen sind und sich geschwungen haben — nur den Armbruch erspare Ihnen der Geist Ihrer Berge.

Ihr Nachbar Glärnisch soll bereits eine Schneehaube

tragen; die werden Sie nun wohl nur noch aus durchwärmter lieber Heimstätte betrachten. Ich sehe dieselbe deutlich vor mir in warmer Erinnerungsfreude. Gewundert hat mich in derselben, daß Sie sich Ihr Brutnest nach der Seite eingerichtet haben, die keinen Fernblick gestattet. Wollten Sie Ihre Innenblicke auch nicht durch Firnenleuchten zerstreuen lassen?

Ich bin nun so ziemlich wieder im gewohnten Schick, spaziere ohne Unbehagen und Ungenügen in meinem bescheidenen Thale, denke nicht mehr mit Verdruß an das unerreichte Bergell und Veltlin. Noch ein wenig Spannkraft mehr und ich begebe mich vor Winterseinbruch auf ein paar Tage nach Halle, wohin mich die alten, treuen Heimathsfreunde und manche neugewonnenen als eine jährliche Gerechtsame Tag für Tag entbieten. Es wäre ohne Zweifel das Verständigste für mich, Jener Drängen nachzugeben und ganz in die größere Nachbarstadt zu übersiedeln. Ich fände dort Zuspruch die Fülle mancherlei Anregung und last not least: für kaum vermeidliche böse Tage treffliche Kranken- und Siechenstätten. Dennoch werde ich mich schwerlich zu diesem Wechsel entschließen. Die liebe Gewöhnung und die liebe, liebe Einsamkeit hängen mir an. Der Hallesche Universitätsbibliotheker, Dr. Hartwig, mein freundlicher Gönner und im Winter mein geistiger Speisewirth, hat mir als erste Portion den Hadrian des Gregorovius und Ihres Bluntschli Memoiren versprochen. Ich lese Biographien mit Vorliebe und Selbstbiographien ganz besonders. Jüngst hat mich eine solche herzlich gerührt und beschäftigt. Eine die über hundert Jahre alt, von der Welt so ziemlich vergessen und ihrem Grundwesen nach mir unverständlich ist. Jung Stillings! Wie könnte Unsereiner an seiner Wahrheit und seinem Rechte leisestens zweifeln? und doch, wer, wenn er verwandte Er-

fahrungen machte — und wer machte sie stärker oder schwächer nicht? — würde ihnen nicht eine Deutung geben, die der seinigen schnurstracks widerspräche? Würde nicht Impuls oder Naturtrieb nennen, was er göttliche Eingebung nennt; notwendige Wirkung, was ihm wundervoller Eingriff ist, Hochmuth vielleicht, was ihm Demuth scheint, sich überschätzende Anmaßung, wenn nicht gar Leichtsinn, seine Zuversicht in Hülfe von Oben bei dem persönlichsten Thun und Lassen. Wie seltsam muthet uns danach und daneben Dichtung und Wahrheit an; aber welcher Gewinn für uns Deutsche ist es, daß wir zwei solche divergirende und sich ergänzende Zeit- und Lebensbilder haben! Und daß die beiden verschiedenartigen Zeitgenossen herzliche Freunde sein konnten; daß wenigstens der Eine den Andern von Grund aus würdigend verstand; daß beide zu den selten Glücklichen gehören. Welcher von beiden aber war der Glücklichere? Der Geisterseher, oder der Geistentbinder?

Während dieser beweglichen Lectüre ist mir von neuem der Wunsch aufgestiegen, welcher mich schon über der Ihrer Gedichte, die Ihrem Kunstwesen doch die eigentliche Signatur geben, lebhaft angewandelt hat. Auch Sie sollten Ihr Leben beschreiben; es müßte ein Mittelglied bilden zwischen Jung und Göthe; so einfach und ehrlich sein wie das des Religiösen; so reich gegliedert und kunstschön wie das des Universalen. Thun Sie es doch, Verehrter; es gibt ja Stunden, in welchen der Fabelgenius schweigt und die Vorstellung neue Gestalten nicht auszureifen vermag. Die Denkkraft aber ist rege; lassen Sie dieselbe die Erinnerung verdichten. Ich weiß, was in Ihrer Lage die Sache schwierig macht. Der Familienzusammenhang, das Schonung fordernde Geschlechts- wohl auch Gemeindegefühl. Aber hat das Göthe, hat es auch Jung nicht zu überwinden gehabt und sind doch wahr gewesen, ohne wehe zu thun?

Ich will nun schließen und dies breitspurige Schriftstück gleich noch selber in den Kasten werfen. Vielleicht erreicht es Sie noch am Abend des sonntägigen Festes. Früh wird das „Kindli" sein Verschen gebetet haben. Gott behüte Ihren Liebling. Ihnen gewähre er ein erhaltsames Jahr der Schaffensfreude und uns die Früchte desselben. Ihrer lieben Frau einen herzlichen Gruß.

Louise François.

Während des Überlesens ist aus dem wohlbeabsichtigten Glückwunsch ein Scheusal von Wisch geworden. Ein Wort um das andere ein falsch ausgedrücktes.

O, über das Alter, das leidige dummmachende Alter!

82.

Weißenfels, 16./11. 84.

Verehrter Freund!

Verzeihen Sie die Verspätung des Danks für die beiden neuen Bände, die mir auf Anlaß Ihrer Güte von Ihrem Verleger zugesandt worden sind. Ich fand sie bei der Rückkehr von Halle, wo ich nach altem Herkommen einen Herbstbesuch bei treuen Heimathsfreunden abgestattet hatte. Die Freunde und wiederum deren Freunde sind mehr als gütig gegen mich gesinnt. Ich könnte wahrscheinlich nichts Verständigeres thun, als ihrem Zureden nachgeben und ganz nach der größeren Stadt übersiedeln. Ich fände dort Rath und That und was für die einsame Alte besonders ins Gewicht fallen müßte, — in kaum vermeidlichen Krankheitszeiten die bewährtesten Heil- und Siechenstätten.

Dennoch werde ich mich niemals zu dem Wechsel entschließen können. Es giebt keinen so verwöhnenden Umgang

als die Einsamkeit. Für die Jugend kann sein, eine verderbliche Gewöhnung, für das Alter gewiß eine löbliche. Auch diesmal kam ich von der wohlgemeinten Unruhe ziemlich elend nach Hause und wurde durch unerquickliche kleine Häuslichkeiten noch elender. Für die — „immer alleinige" — wie wir Sachsen sagen, Mansardenbewohnerin klingt das wohl komisch, ist aber — und gerade darum — leider wahr. Nun allgemach komme ich wohl wieder in das gewohnte Schick und zu der Muße Ihre neuen Auflagen — wie mich die fünfte freute!!! — mit den früheren zu vergleichen. Für heute daher nur meinen allerwärmsten Dank. Frappirt hat mich die Widmung des Mönchs an den toten Laube. Kannten Sie den lebenden? Hielten Sie ihn als Menschen oder Dichter und Schriftsteller besonders werth? Mit dem Bühnenmeister hatten Sie doch wohl nichts zu schaffen?

Durch die Fürsorge des Halleschen Universitätsbibliothekers Dr. Hartwig — meines geistigen Speisewirths und Nährvaters — sind mir der Hadrian unseres Gregorovius und die Memoiren Ihres Bluntschli zugekommen. Der erstere hat mich — wie alles von diesem Autor — erquickt und bereichert. Konnte an Thatsachen über den Lebenslauf des kunstsinnigsten und schönheitssüchtigsten aller Kaiser auch wenig Neues vorgebracht werden, der Adel des Vortrags, die ahnungsvolle Deutung des Räthselhaften übten einen erhellenden Zauber und das Gesammtbild der Hadrian'schen Epoche gewährte der Laiin mannichfache Belehrung.

Wie anders der moderne Biograph in seiner behaglichen Breite. Ich bin erst im Anfang der Münchener Zeit, glaube aber, daß der erste Band mir der interessanteste bleiben wird. Stimmungen, Personen, Zustände, Ereignisse, die ich, wennschon aus weitem Abstand, aber mit jugendlich lebhaftem Anteil sämtlich miterlebt, das ganze Ringen der vormärz-

lichen Zeit, wurden in veränderter Färbung und Beleuchtung gleich Traumbildern in der Erinnerung wach. Die Gestalt eines tüchtig strebenden, klar und selbstbewußten Mannes, eines ächten Schweizers, richtete sich auf. Die Beziehungen zu Ihrer Familie, verehrter Freund, wirkten tief bewegend auf das Gemüth. Eines jedoch ist mir unverständlich geblieben, und just das, wofür der Freund Verständniß zu erwecken, oder beleben, sich zur Aufgabe gestellt hat. Die Persönlichkeit Rohmers. Ich wußte von demselben kaum den Namen. Das, was über seine Lehre vorgebracht wird, erschien mir entweder nicht neu, oder phantastisch-abstrus und die Persönlichkeit blieb schattenhaft. Charakteristisch zu gestalten versteht dieser poetische Rechtslehrer nicht. Hat Rohmer in Ihren Augen die Bedeutung, die jener ihm giebt? Für die Mitwelt scheint er ein Vergessener. Ich nahm meine Zuflucht zum Conversations-Lexikon, aber weder Meyer noch Brockhaus erwähnen ihn.

Ich lernte in Halle auch einen jungen Schweizer, den juristischen Professor Brunnenmeister, bis vor Kurzem in Zürich, flüchtig kennen. Einen frischen, liebenswürdigen Herrn. Für die Schweiz habe ich mich auch allezeit interessirt; seit ich Sie kenne, interessire ich mich auch für die Schweizer. — Die alten Augen versagen. Gute Nacht, Verehrter. Herzlichen Gruß und nochmals Dank.

L. F.

83.

11. Dez. 1884.

Sie werden es sich gesagt haben, verehrteste Freundin, daß Ihre lieben letzten (jetzt schon bald monatalten Zeilen) nicht ohne triftigen Grund bis jetzt unbeantwortet geblieben sind. In der That, ich war nicht schreibfähig, und hatte mir

durch eine verspätete Jugendlichkeit nach Art der älteren Herren (Nachtfahrt in offenem Wagen) ein tüchtiges Fieber geholt. Ein Anfang ziemlich starker Beteiligung am Stadtleben wurde dadurch unterbrochen, doch hoffe ich unterdessen wieder gesund zu sein und bin es eigentlich jetzt schon, nur noch ein bischen fade vom Schwitzen und Theetrinken. Inzwischen hat sich freilich manches gehäuft, unter anderem ein Aktenbündelchen über den Mönch.

Dieser ist Laube gewidmet, zuerst meines Verlegers wegen, der weiland — als verschämter Laufbursche — von Laube in Leipzig hervorgezogen und ermutigt wurde. Aber auch mir hat dieser — und zur Zeit als noch kein Hahn nach mir krähte — gelegentlich trotz diametraler Verschiedenheit der Naturen — Liebes erwiesen. Mir, der ich meine Gegensätze liebe, war sein Realismus und sein resolutes Wesen stets höchst angenehm.

Die Einsamkeitsfrage wage ich nicht zu lösen. Das Richtige wird sich aber schon finden. Man muß nur nichts gewaltsam machen, sondern die Dinge machen lassen, die klüger sind als wir.

Bluntschlis Denkwürdiges hat hier und in Deutschland vielfach gestoßen. Mir hat es der Mann einmal angethan durch seine Naivität, die groß ist. Mit Rohmer ist es freilich nichts, aber gerade Bluntschlis verblendete Opferwilligkeit ist ein seltener, fast idealer, jedenfalls mutiger Zug.

In meinen Zuständen habe ich natürlich viel gelesen, unter anderm in der neuesten Nummer des Pariser „Correspondant" einen ganz allerliebsten Briefwechsel (reinster Louis quatorze) zwischen dem famosen Kanzelredner Mascaron und Frl. von Scudéry, woraus erhellt, daß das hochgestimmte Fräulein an der berühmten Rede auf den toten Turenne ein bischen „geholfen" hat. Ich habe das hoch-

herzige Fräulein, welches übrigens schon der „Gespensterhoffmann" in einer seiner Novellen gefeiert hat, trotz Boileau, immer hoch gehalten. Bekomme ich noch ein Briefchen zum Feste? Herzlich

M.

84.

Weißenfels, 30./12. 84.

Das war eine betrübliche Überraschung, Verehrtester, die Ihr Brief brachte, und sorgliche Gedanken ziehen in ihrem Gefolge. Nicht ein einziges Mal war mir eingefallen, daß Sie krank sein könnten als Sie mich ungewohnt lange auf ein Lebenszeichen warten ließen. „Er hat etwas Besseres vor, das Viele außer Dich erfreuen wird", meinte ich; ein paar Mal turbirte mich auch die Vorstellung, ich könnte — nicht in meinem letzten Briefe, aber in einem früheren von Anfang Oktober — etwas Ihnen Verdrießliches — nicht blos Sie langweilendes — geschwatzt haben. Freilich wußte ich nicht recht was; und daß es nur ein weibischer Zungenfehler gewesen wäre, würden Sie mir zugetraut haben; aber just mit solchem Evaserbe macht einer am wenigsten Federlesens, der so wie Sie ein strenger Richter über Worte ist.

Nun Gott sei Dank, daß Sie sich genesen melden konnten. Die „Fadigkeit" wird Ihrer reinen Firnenluft bald weichen und Schaffenslust und Kraft werden im neuen Jahre wiederkehren. Auch ihrer Frau Gemahlin und dem lieben Kinde möge es ein gesegnetes werden. Hüten Sie sich darin aber vor Sorglosigkeiten, die den Ihren Sorge machen wie der Armbruch im Engadin und die Nachtfahrt in diesem Herbst. Das Ingenium darf und kann jung bleiben; der Außenmensch aber, auch einer von kraftvoller Art, muß vom fünften Jahrzehnt ab sich ein bischen douillettiren lernen.

Ich habe das Fest, wie es einem alten Familienüberbleibsel geziemt, still in meiner Klause verbracht, krank bin ich nicht, aber nur selten spazierfähig. Eben schickt mir Dr. Hartwig außer einem Bändchen „Italien" von Viktor Hehn — einem mir gänzlich neuen Namen — drei dicke Bände von Bernhardis russischer Geschichte, die ich mir großenteils zu lesen ersparen werde. Ich habe für alles Nordische keinen Sinn. Selbst Norwegen mit seiner überragenden Naturgröße und seinen kernhaften Menschen würde ich auch, wenn mir Flügel angewachsen wären, schwerlich berühren; und unter seinen herben Dichtern wird mir selten wohl. Selbst Björnson verfällt inhaltlich und formal häufig einer manierten Schroffheit; nur Kielland — und auch der blos in einigen kleinen Skizzen hat mich erschüttert. Kielland ist aber wohl ein Däne? Ich bin zu alt, um mich mit der modernen Tendenz der Novellistik nicht nur hoch im Norden zu befreunden. Von Turgenjew hat mich nur das Tagebuch eines Jägers entzückt, von Daudet nur die lettres de mon moulin. Von beider größeren Compositionen blos Bruchstücke.

Ihr „hochherziges Fräulein", das nahezu das ganze große Jahrhundert Frankreichs miterlebt hat, kenne ich nur dem geschichtlichen Namen nach und aus Hoffmanns Novelle, der einzigen, die ich von ihm zu Ende zu lesen vermocht habe, wenngleich ich noch aus einer Zeit stamme wo er in gewissen Kreisen dominirte. So leicht mich friert, so schwer grauelt mich — vor Gespenstern wenigstens. Da las ich neulich, daß im théatre français der erste Versuch einer Macbethaufführung nahezu Fiasco gemacht habe. Dem französischen Publikum ist es wie mir einstmals mit Hoffmann gegangen und doch ist Hoffmann gerade der deutsche Dichter, den die Franzosen am meisten kennen und anerkennen sollen. Lesen ist eben etwas anderes als schauen — zumal für Franzosen.

Wir sprachen, als ich bei Ihnen war, von der jungen Jenenserin, die als Collegin der Rundschau, sich Ihnen mit einer so verblüffenden Frage genähert hatte. Denken Sie, neulich wird mir geschrieben, daß Bismark ihren „schönen Valentin" gelesen und geäußert habe, er enthalte einen tiefreligiösen Sinn. Ja, negativ vielleicht, wenn der sogenannte Held ein Charakter wäre, für dessen Gottlosigkeiten und selbst Blasphemien man sich allenfalls interessiren könnte und nicht ein Tapphans, der auch ohne Buße für eine Heiligenschändung als Stockphilister geendet haben würde. Das ist für mich eben die moderne litterarische Widerwart: das Langweilige, Ungenügende, Häßliche, das einstmals den Stoff für Humoristen gab, d. h. für Dichter zweiter Gattung, jetzt bitter ernsthaft feierlich mit dem Secirmesser zerfasert und mit der Lupe auf Baccillen untersucht, dargestellt wird. Bleiben Sie Ihrem großen Zug und Zuschnitt treu Verehrtester. Auch die genialsten unter Ihren Gegenfüßlern werden nur Ephemeren sein. Sie sprechen und dichten deutsch, aber Sie sind ein Schweizer, wie werden Sie über unsere neuesten deutschen Dinge, Demonstrationen und Gegendemonstrationen, gelacht haben! So alt und noch so unreif — oder greisenkindisch? Wie würde Ihr Bluntschli, dem ich mit Interesse bis zum letzten Wort gefolgt bin, dieser verständige Idealist und unermüdliche ewige Verfechter des Mittelmaßes sich geärgert haben! Schließt Bismark die Augen, fürchte ich — nein, ich will den Teufel nicht an die Wand malen. Dies Schriftstück ist konfus und unsauber genug. — Kopfweh ꝛc. ꝛc.

Nur noch einen herzlichen Gruß im alten Jahr. Gut Heil für das neue und was es etwa sonst noch Gutes für Sie zu wünschen giebt. Für uns einen bösen Dynasten oder dergleichen.

Treulichst und dankbar

Louise François.

85.

22. Febr. 1885.

Alles Liebe! Wie geht es Ihnen?

Wieder eine lange Frist, verehrte Freundin, ohne Zeile, und allein durch meine Schuld. Die Zeit verging mir im Fluge teils über meiner Arbeit teils in Geselligkeit. Komischerweise liest mich in der Welt worin ich lebe, niemand vel duo vel nemo, (der Buchhändler, der diesen conservativen Kreis versieht, hat von 40 „Mönchen" 39 nach Leipzig remittirt), aber sonst mag man mich da wohl leiden, gerade meines lit. Namens wegen. Oh Widersprüche der Welt! Fortan werden Sie mich auch im Conversations-Lexicon, wo Sie mich vergeblich suchten, unter den 100 „Meiern" finden. Ich wurde um das Material angegangen. Welcher Gipfel! Welche Ehre!

Wenn ich zeither öfter in Gesellschaft war hatte ich meinen Zweck (für das Geibelmonument zu sammeln). Im Anfang belustigte es mich, die Gesichter der Angegangenen zu studiren. Bald aber wurde es mir schwer zu betteln und jetzt, nachdem ich freilich ein Sümmchen erstritten, ist es entschieden Zeit zu schließen, sonst mache ich mich gefürchtet.

Gestorben wurde viel zeither in Zürich. Frau Spyri hat, wie Sie wissen, zu dem Sohn jetzt auch den Mann verloren.

Der Hegelianer, Professor der Dogmatik, Alois Biedermann, Freund Hartmanns (des Unbewußten), den wir neulich auch begruben, war mir seiner Redlichkeit wegen lieb und hat mich zuweilen besucht.

Die Richterin (Nov.) werde ich force majeure vorbehalten bis Ostern beendigen. Ich arbeite so klar und breit als möglich.

Von den russischen Romanciers gefällt mir Tolstoi (Graf) noch besser als Turgenjeff, obgleich er weniger stimmungsvoll,

mehr realistisch arbeitet. Auch seine Laufbahn ist geschlossen, obwohl er noch lebt, aber er, (Graf Tolstoi) hat sich jetzt einer christlichen Aszese ergeben, einer unmittelbaren Nachfolge Christi, sucht freiwillig die Niedrigkeit und verwirft die Kunst.

Herzlich

CFM.

Zweites Blatt.

Ich fahre noch ein bischen fort — also Graf Tolstoi verwirft jetzt seine eigenen Romane als dégoûtants, wovon keine Rede ist. Er hat ein Buch: ma réligion geschrieben, ganz neulich. Er ist Rationalist, glaubt nicht an die persönliche Unsterblichkeit, urgirt aber die stricte Nachfolge Jesus, also 1) keine Gegenwehr 2) kein Eid, 3) ein Weib, das erste. Verworfen werden kirchl. Ehe, Militär, Krieg, Gerichtshöfe. Es sind wunderliche Leute, diese Russen! Dann haben sie (die Russen) noch einen dritten Kerl, auch einen Romanschreiber, der aber, ich glaube noch vor Turgenjeff gestorben ist, namens Dostojewski, welcher der erstaunlichste von allen sein soll. — Seit Lord Tennyson einen „Beket" geschrieben, bekomme ich Brief um Brief von Übersetzerinnen des meinigen. Ich fürchte, die Übersetzung kommt zu Stande, was mir nicht recht ist.

Spemann war hier, ein artiger Mann.

Noch einmal herzlich

Ihr M.

86.

Weißenfels 13/3. 85.

Verehrter Freund,

Ich bin froh, daß Ihr langes Schweigen nur Beschäftigung und gesellige Zerstreuung bedeutet und nicht etwa

einen Rückfall in das im Herbst überstandene Fieber, mit dem ich mich in Gedanken viel herumgeschlagen habe. Gut, daß ich der Versuchung widerstanden, Ihnen durch den Ausdruck meiner weiblichen Apprehension beschwerlich zu fallen. Sorgen ist thörigt; Sorgfalt weise; sparen Sie die Sorgfalt nicht, um sich noch recht lange gesund u. schaffensfrisch zu erhalten, wenn Ihre Produkte am Zürichsee meist auch nur nach Hörensagen bewundert werden. Insofern das Sprichwort — oder gar Bibelwort — wahr ist, sind Sie immer noch besser dran, wie andere Propheten.

Ich fand Ihren Brief bei der Rückkehr von Halle, wohin mich die Händelfeier, d. h. ausschließlich der Messias, gelockt. Ich hatte denselben vor langen Jahren in der nämlichen Kirche gehört, als der Grundstein zu Händels Denkmal gelegt wurde und Jenny Lind die Sopranstimme sang. Ihre Stimme hatte schon damals den jugendfrischen Zauber eingebüßt; aber durch die Inbrunst ihres Vortrags erweckte und hinterließ sie mir — und wohl allen Musik-Liebhabern — den bedeutendsten Sangeseindruck im Leben. Die gelehrten Musikkenner dahingegen, an ihrer Spitze R. Franz, der dazumal noch hörte und dirigirte, schmälte u. schmähete die „Comödiantin", weil sie zu Gunsten ihrer Person sich nicht streng an die Vorschrift des Componisten gehalten habe. Nun, heuer wurde im Ganzen und Einzelnen correct vorgetragen, der Sopran auch mit frischerer Stimme als der damaligen der Lind; aber ein Offenbarungsschauer wie damals bei dem: „Ich weiß, daß mein Erlöser lebt", hat mich nicht überrieselt. Mich alte Laiin wollte sogar bedünken, als ob auch in diesem dauernd großen Werke ein gutes Teil dem Wechsel des Zeitgeschmacks verfallen wäre.

Die Paar Tage in Halle waren die einzige Unterbrechung meiner winterlichen Ofenhockerei. Frost ist mein Erzfeind und

alles nordische mir antipathisch oder wenigstens gleichgültig. Dennoch habe ich acht dicke Bände — sage acht! — von Bernhardis russischer Geschichte, mit deren Verarbeitung mein guter Hallescher Speisewirth mich den Winter über zu unterhalten gedachte, gründlich verzehrt und nachdem nur das erste Graueln überwunden war, mich auch ganz behaglich dabei gefühlt; gar oft versetzte ich mich aber in die Seele Ihres polnischen Herrn Nachbars und deren zornmüthigen Widerspruch; denn der Autor ist — wie alle unsere jezeitigen deutschen Historiker — der gerechteste noch Moltke in seiner erneuten Lieutenantsarbeit — ein grausamer Polenverächter. Ach, und wie habe ich bei 13 Jahren — 1830 — und (auch noch später) für die Polen geschwärmt u. wie ist ihr Schicksal auch heute noch der harte Bissen, der mir, als Preußin, unverdaulich im Magen liegt.

So theile ich auch nur bedingt unsere gegenwärtige Sympathie für die russischen Novellisten. Selbst nicht für Turgénjeff. Nur ganz allein sein Tagebuch eines Jägers hat mich entzückt um seines Natursinns willen. Er ist ja ein großer Künstler als Portraiteur; aber nicht eines seiner Originale hat mir das Herz bewegen können zur Liebe, oder auch nur zum Haß und wenn der Dichter ein Prophet ist, steht es trübselig um die Entwicklung der russischen Welt. Von Tolstoi erinnere ich mich nicht, etwas gelesen zu haben; sein religiöser Umschlag ist aber — und nicht blos unter russischen Verhältnissen — mir recht einleuchtend! Von Dostojewsky kenne ich blos eine kleine Novelle, N. N. (von Zabel übersetzt) die mir gesucht absonderlich vorkam, fremdartig u. fast unverständlich war. Nordisch! Auch mit den Norwegern — d. h. Dichtern und ihrer herben Logik — kann ich mich selten befreunden. Von den Skandinaviern interessirt mich aber Brandes sehr, der freilich nicht eigentlich Poet ist. Kennen

Sie ihn wohl persönlich? Da mein Bogen zu Ende geht, will ich, anstatt die Stelle abzuschreiben und Ihnen einen neuen zu ersparen, Ihnen ein Blättchen meiner lieben Ebner beilegen, das über ihn handelt; er hatte sie kürzlich besucht und ihr einen guten Eindruck gemacht. Jetzt tractirt mich Freund Hartwig mit lauter Französischem. Der Geschichte seines Freundes Hillebrand, die ich gern wiederlese, und der des wenig scrupulösen guten Unterhalters Michelet. — Gottlob indeß, daß die Lesezeit zu Ende geht; die Wiese färbt sich grün; die Laufezeit beginnt.

Gott befohlen, Verehrtester. — Gruß der Gemalin.

L. F.

Habe auch die Confessions wieder gelesen; im Grunde zum ersten Male; denn das erste Mal, da ich noch jung war, verstand ich sie nicht und sie widerten mich an. Doch ein horrendes Werk; eines der merkwürdigsten und mannichfach nachwirkendsten. Zola, aber auch Jean Paul wurzeln darin.

87.

(Postkarte.) Thun, Hôtel Bellevue 13/7. 85. (Montag)

Dem v. Fr. auf der unbekannten Höhe einen Schweizergruß! In Begleitung meiner Wiesbadener Sippe vorgestern via Basel—Bern hier angelangt; morgen, so Gott will, weiter nach Interlaken. Etwa eine Woche lang würde ein Lebenszeichen — poste restante — mich alldort treffen. Die Rüstigen wollen reiten und klettern. Die Alte begnügt sich mit einem gelassenen Aufblick. Programm für die nächsten Wochen: Rhonethal, Genfersee, Heimreise mit der Jurabahn.

Herzlichen Gruß auch der Gemahlin nah oder fern.

L. v. F.

88.

Splügen (in Bünden)
15. Aug. 1885.

ich denke, verehrte Freundin, diese Zeile findet Sie wieder hübsch zu Hause nach einer von der Witterung ungewöhnlich begünstigten Reise — ich aber halte hier, nach alter Gepflogenheit ein Berghôtel (mit Kreuzgewölben, ein vormaliges Warenhaus) besetzt, und marschire täglich mit Weib und Kind und Magd 3—4, oft mehr Stunden, da die kleine Milly sehr gut geht und (unter uns gesagt) mit einer gewissen Grazie.

Was mir mein Bünden dieses Mal noch heimatlicher macht, ist, daß ich unlängst, in Disentis einen Jugendfreund, Oberst Heß, verlor, welcher nach einem bewegten Leben hier in Bünden ein Weib (eine Castelberg) und in einer winterlichen Studirstube und heraldischen Forschungen Ruhe gefunden hatte. Seine weiland italienischen Jugendabenteuer, welche er vor 40 Jahren mir genau genug erzählte, begleiten mich auf meinen Spaziergängen, während der, welcher sie bestund, sie jetzt gewiß vergessen hat.

Ich denke, ich lasse die Züricher ihren ehernen Zwingli inauguriren und die von mir gedichtete Cantate dazu singen, ohne mich hier zu rühren. Die Landschaft hier ist weit: ein geräumiges Tal, vom Hinterrhein durchströmt, ein paar Schneeberge, ein schon südlicher Himmel und eine mildfrische Luft. Weib und Kind kommen heim — keine Möglichkeit fortzufahren.

Herzlich Ihr

CFM.

89.

Wiesbaden 30/8 85.

Verehrter Freund,

Wenn sich am Hinterrhein der Himmel so beharrlich ergießt wie im Rheingau — monatelang vergeblich ersehnt — endlich seit drei Tagen, wird mein Dank für Ihren Brief vom Splügen Sie in dem heimatlichen Kilchberg vorfinden. Wenn nicht, möge er Sie bei der Rückkehr daselbst begrüßen und der Wunsch für ein gesundes, frohthätiges Winterhalbjahr sich ihm anschließen. Ja keine Anfechtung wieder wie voriges Jahr!

Auch für die gute Botschaft von der „Richterin" habe ich noch Dank zu sagen. Ihre Karte traf mich noch in Interlaken u. seitdem spähe ich mit Augen und Ohren nach dem Verbleib der edlen oder unedlen Dame aus. Melden Sie ihn mir doch gütigst, sei es nach hierher — Bahnhofstraße 8 — oder nach Weißenfels; wohin ich täglich auf dem Sprunge stehe, um immer wieder von meinen liebreichen Verwandten zurückgehalten zu werden. Von beiden Orten werden mir die Briefe ꝛc. nachgeschickt.

Seit Mitte August sind wir hierher zurückgekehrt; die Typhusepidemie ist im Erlöschen, und wäre es mir lieb, ihr völliges Ende hier noch zu erleben. Wie voriges Jahr in Ihrem Zürich ist die Heimsuchung durch die Blätter in's Ungeheuerliche übertrieben worden. Binnen dreier Monate etliche vierzig Sterbefälle in jener Folge sind bei 60 000 Bewohnern nicht von großer Bedeutung. Wenn auch nicht sehr gefährlich, weitverbreitet war das ungewohnte und auch noch unerklärte Uebel aber doch und einen nicht leicht zu ersetzenden Schaden hat es der vielbeliebten und bisher sowohl berufenen

Caravanserei am Kochbrunnen zugefügt. Sie ist noch jetzt ziemlich öde.

Wir waren fünf Wochen in der Schweiz und ist es im Grunde doch verwunderlich, daß ich bei meinem voraussichtlich letzten Sauser durch dieselbe den einzigen mir bekannten Schweizer — und welchen! — nicht wiedergesehen habe. Ich wähnte Sie bereits in den Hochalpen und Ihre Familie noch in der „schwäbischen Sommerfrische", sonst wäre der Umweg über Zürich ja eine leichte Sache gewesen. Von Interlaken aus fuhr ich abwechselnd zu Schiff und Bahn — Raststation in Vevey, das mich mit altem Zauber berückte — durch das Rhonethal bis Bad Leuk, wohin die rüstigeren Meinen zu Roß und Fuß über die Gemmi niederstiegen. Es gilt diese Paßtour bei uns Deutschen vielfach als eine der schönsten, ja als die schönste der Schweiz. Mit Recht? Dann weilten wir 10 Tage lang in dem überaus lieblichen Bex bei köstlich klarem nicht allzuheißen Wetter und ungetrübtem Gipfelblick. Wiederum per Schiff und Bahn ging es dann mit Aufenthalt in Lausanne und Bern nach Brunnen, dem wimmelnd belebten; schauten uns von da aus nach allen Seiten um und schlossen auf einer Fahrt nach dem Rigi mit dem glorreichsten Sonnenuntergang und Wiederaufgang. Der Eindruck der alten Münster von Freiburg i. B. und Straßburg bilden Anfang und Ende unserer Reise. Sie war wohlgelungen, ohne störenden Zwischenfall. Ich, Alte, glaube der Jugend nicht unbequem geworden zu sein, habe wenig Opiumtropfen zu schlucken nötig gehabt und mich nur selten nach meiner stillen Klause gesehnt.

Hier empfing mich eine leidvolle Nachricht; meine liebe Freundin Ebner hat ein sehr theures Bruderkind, einen sechzehnjährigen, herzensguten Knaben, „ihr liebes Jenerl" nach kurzer Qual an einer Herzkrankheit verloren. Wie gern würde

sie für ihn gestorben sein! Ich denke immer an Ihre schönen Verse, v. F. Aber leicht ist es nicht für eine mütterlich Fühlende, zu sagen: „Knabe schlaf in Frieden".

Gott behüte Ihr Töchterchen und seine liebe Mutter, die ich von Herzen grüße.

Louise François.

Erhalte ich nicht eine Abschrift der Zwingli Cantate?

Gelesen habe ich in der Zeit gar nichts Nennenswerthes als ein altes Bilderbuch über die Schweiz, dessen ursprünglicher Text von Zschokke ist und in dem ich doch mancherlei Interessirendes gefunden habe. Zumeist über Verfassungsentwicklungen ꝛc.

90.

Kilchberg 6. Sept. 1885.

Verehrte Freundin,

eben bin ich zu meinen Laren zurückgekehrt, dieses Mal früher als sonst, sodaß mir der ganze hier besonders schöne und heuer auch reiche Herbst in Kilchberg zu verleben bleibt, was mir lieb ist, da ich die täglichen Veränderungen der wechselnden Jahreszeit ungemein gern betrachte. Schon streut mein Nußbaum seine Blätter. Hélas! Was für ein steifes mageres, unfreies Geschöpf ist der Liebling gegen die gleichnamigen stolzen Gewächse im Misox. Denn durch das Misox, über den Bernhardin bin ich gefahren. Auf der Südseite des Bernhardin bis zu den Bädern wechseln Campe junger Arven mit weiten Feldern jetzt freilich verblühter Rhododendren. Allda bin ich in früheren Jahren oft gelegen. Jetzt, in späteren lag ich dann abends in Bellinzona in einem nicht zwei sondern dreischläfrigen Himmelbett. Am Morgen be-

suchte ich il castello d'Uri, von einem weißbärtigen Bettler geführt, welcher mir erklärte, der eine Thurm sei von J. Caesar erbaut, der andere 400 (!) Jahre später, und er selbst sei ein Patrizier. Dann fuhren wir nach Lugano und verlebten den Abend in Villa Cigne, wo die kleine Milly entschieden erklärte bleiben zu wollen. Nichtsdestoweniger fuhren wir am nächsten Morgen durch den Gotthard nach Zürich zurück, wo alles in Ordnung und Zwingli eingeweiht war. Meine Frau reist ausgezeichnet und weiß mit Schaffner, Portier etc. vorzüglich jünkerlich umzugehen, ohne ihnen viel zu geben. Es ist eine Freude, es mit anzusehen.

Die „Richterin" wird in die Rundschau Oct. u. Nov. zu stehen kommen. Ich sende die Separat-Abdrücke.

Diesen Winter möchte ich nicht vertändeln: ich nehme den „Dynasten" in Angriff. Eben lese ich im Magazin des In- u. Auslandes, daß ich von Haus aus eine viel zu sehr mit mir beschäftigte Natur bin, um mich eingehend mit dem Leben und Treiben meiner Mitmenschen befassen zu können. Nicht übel, aber so arg ist es denn doch nicht, und so viel Liebe habe ich denn doch noch um herzlich an dem Verluste der Frau von Ebner teilzunehmen, und meiner alten Freundin von François die Hand zu drücken als Ihr getreuer

CFMeyer.

Zschokke weiß zu erzählen.

91.

Weißenfels 12./10. 85.

Verehrter Freund,

Ich habe Dank zu sagen für den lieben Brief, den Sie mir nach der Heimkehr schrieben und die inliegende Cantate,

die mir leider unterwegs — denn ich war bis Ende September verschiedentlicher Orten auf dem Sprunge — abhanden gekommen ist, in welcher mir aber alles gesagt schien, was singend von einem Chorus über Ihren Helden gesagt werden konnte. Und gut und schön gesagt. Ein Seitenstück zu Ihrem kostbaren Lutherliede sind Sie dem Zwingli aber noch schuldig und dürfen es nicht bleiben, da schwerlich Einer, wenn nicht Sie, die Schuld lösen kann. Ein Züricher Volksstück, gleich dem Jenenser, wäre hier wohl am Platze. Jeder Ort, der eine bedeutende That oder ihren Thäter zu feiern hat, sollte diese Gunst nicht unbenutzt lassen. Ein Ruck in's Ideale in dieser Zeit der Posse und des Biers! Eine Zwingli-Novelle von Ihnen wäre aber auch viel werth.

Nun kommt der erste Teil der Richterin. Er hat mich stark ergriffen und gespannt. Der Kritiker N. N., dessen Sie erwähnen, hat, was wenigstens die Frauencharaktere anbelangt, — nicht ganz unrecht, wenn er meint, Sie kümmern sich nicht viel um die umgebende Gegenwart. Den Emancipationsbestrebungen unserer Damen zum Trotz würden Sie heute kaum ein Vorbild finden für die beiden weiblichen Species, die Ihre Muse gelten läßt: die Kindesreinheit und die Manneskraft. Darum müssen Sie Ihre Probleme in abgelegenen sagenhaften Zeiten sich entwickeln lassen. Shakespeare hielt es ebenso; auch mit den Gewaltaufgaben für seine Männer. Er verlegte sie — den phänomenalen Richard abgerechnet — nicht in die näher liegenden Historien, sondern in die Zeitentiefe, in welcher die Geister, Traumgeister und Gespenster noch Umgang hielten und pflegten unter den Menschen und mit ihnen. Die Exposition Ihrer Richterin ist gewaltig. Sie schrieben mir, daß Sie sich um die realistische Form Mühe gegeben; das hätten Sie, meine ich, nicht nöthig gehabt. Im Gegentheil. Sie gerathen nimmer

nach Wolkenkukuksheim. Ein bischen Angst habe ich vor der Entwickelung. Wegen der Geschwisterliebe, gegen deren Erörterung ich eine Aversion habe; nicht aus Prüderie; ich glaube, blos weil das Thema mir abgenutzt scheint, o weh! Und so will ich denn hoffen, daß die Richterin nicht aus Mutterzärtlichkeit zur Bekennerin ihrer Sünd- und Heuchelthat wird. Am liebsten hätte ich, sie wäre gar keine Sünderin; aber das geht wohl nicht an. Und Sie werden in eigenartiger Weise auch als Sünderin und Selbstrichterin mit ihr fertig geworden sein. Ich freue mich auf das Novemberheft. Und wünsche Heil und Gedeihen dem Dynasten. Die kurzen Andeutungen über Ihre Reise haben mich sehr interessirt. Die liebe kleine Milly ist aber klug! Gott erhalte Sie Ihnen. Ihrer Frau Gemahlin sende ich auch als Reisevirtuosin meinen bewundernden Gruß. — Ich bin eine arme Stümperin auf diesem Gebiet; heuer aber habe ich es gut gehabt, da meine jüngste Nichte, ein sehr liebes Kind, der allgemeine Reisemarschall, Kassirer und redlicher Makler war und ich für nichts zu sorgen brauchte als Umschau und Aufschau. Wie anmutig muß es in diesen Herbsttagen in Bex sein; oder in Vevey. Hélas! — Der Oktober ist Ihr Geburtsmond, Verehrter. Kehre er Ihnen noch oftmals wieder, Ihnen und uns — wenn auch nicht lange mehr mir — zur Freude.

Treulichst

Louise François.

92.

Kilchberg, 20. Okt. 1885.

Verehrte Freundin,

noch bei schöner Witterung (jetzt regnet es erbärmlich, und in einer Viertelstunde wird es schneien) haben wir gestern

unsere Lese beendigt, als die letzten in Kilchberg. Aus diesem Grunde wurde auch bei mir — nach der relativen Moral unserer Leute — mehr gestohlen als billig ist, und eine alte Hexe, die mit vollen Körben davon lief, noch ganz flink für ihre Jahre, erzürnte mich so, daß ich ihr nachrief: Gott wird Euch strafen!, worauf meine Frau zu mir sagte: „Meinst du? Für ein paar Körbe voll?"

Anläßlich von Reisebildern und der Art des Umganges mit Postillonen (vid. letzten Brief) einer Spezialität von Graubünden, ist mir ein Szenchen unvergeßlich. Es war vor — manchen Jahren in Tschamutt (Bündner-Oberland). Die Diligence hielt vor meinem Fenster. Zwei Herren Postillone gerieten aneinander und sagten sich unglaubliche Dinge. Da guckte aus dem Coupé und einem Reiseschleier eine Staatsnase und fragte gebieterisch, aber ganz freundlich: „Was habt Ihr Beide denn miteinander?" Eine murmelnde Rechtfertigung und — Friede. Sicherlich eine norddeutsche*) Gutsbesitzerin.

Um auf die Richterin zu kommen, so waren mir Ihre Bedenken — mit noch ein paar andern — ganz gegenwärtig. Da ich aber den Stoff (übrigens eine von mir ersonnene Fabel,) nicht fahren lassen wollte, schloß ich klüglich die Augen und ließ das Saumroß (um nicht zu sagen das Maultier) meiner Einbildungskraft den Fuß setzen, wie es für gut fand. Im Ernste: die Mutterliebe wirkt nur secundär, es ist das arbeitende Gewissen, das die Richterin überwältigt.

Gegen meine 60 Jahre hätte ich viel einzuwenden wenn es ein anderes Mittel gäbe, leben zu bleiben als das alt werden.

Versehen Sie sich mit Lectüre, gnädiges Fräulein. Der Winter wird lang und kalt werden!

Herzlich

Ihr M.

*) (norddeutsche) durchstrichen.

93.

Weißenfels 20/11. 85.

Grandios, Verehrteſter, haben Sie das heikle Problem gelöſt. Durchaus in Ihrer beſonderen Weiſe: ſpiritualiſtiſch keuſch und ohne alle Sentimentalität das aus den Sinnen geborene und ſinnenberückende. Aber nicht darin, ſo ſcheint mir, liegt die Hauptbedeutung dieſer Dichtung, ſondern in dem Durcheinanderweben der Furie und der Furien altheidniſchen und neuchriſtlichen Wahns, in den Schauern der wilden Scenerie und dem verſöhnenden Abhub der kaiſerlichen Frohgeſtalt von dem grauſigen Nachtgebilde.

Sie ſagten mir einmal, daß Ihre ſämmtlichen Novellen urſprünglich in dramatiſcher Form von Ihnen gedacht worden ſeien. Dieſer letzten merkt man es am wenigſten an; Sie bringen nicht die That, nur den Drang zur Cataſtrophe, wenn dieſen letzteren auch in dramatiſch conciſeſter Füllung, indem Sie ihre Heldin zeigen, wie ſie, verſtandes- und willensſicher, unberührt von den ringenden Glaubensmächten ihrer Zeit und Zone, dennoch im Kampfe mit altheimiſchen Spukgeſchichten, die ſie ſelbſt als thörichte Traumweſen verachtet, der Naturmacht des Gewiſſens unterliegt und ſich der anderen, noch ſtärkeren Naturmacht, der Mutterliebe, freiwillig zum Opfer bringt. Durch dieſe unzerſtörbaren Innenmächte unterſcheidet ſich die Phantaſiegeſtalt Ihrer Herrſcherin von den ihr verwandten der wirklichen Geſchichte. Die ruſſiſche Katharina mordete ohne Hallucinationen des Gewiſſens und wurde alt im Haß ihres eigenen Fleiſches und Bluts — aber das gehört ja nicht hierher. Ich wollte etwas ganz anderes ſagen.

Als ich die Richterin zum zweiten Male las, da lockerte ſich unwillkürlich die compacte Füllung; in breitem Ent-

falten; Scene für Scene; verfolgte ich das Werden und Wirken der mächtigen Gestalt — (wie z. B. in dem knapp angedeuteten Ueberfall beim Bischoff in Chur) — aus der Novelle wurde ein Roman (ein Seitenstück zum Jenatsch) und es wäre wohl denkbar, daß Dieser und Jener ihrer Leser diesem Stoffe eine epischere Entwickelung gegönnt hätte. Ich für meinen Theil weiß, daß man mit derlei Gönnen und Wünschen dem Dichter gegenüber allemal im Unrecht ist, daß man gläubig und dankbar annehmen muß was er uns bietet und wie er es thut. Und so danke ich Ihnen.

Zum Schluß noch ein Wort über jene andere Zusendung, welche direct oder indirect nicht von Ihnen ausgegangen ist, die ich aber doch einzig Ihrer freundlichen Gesinnung gegen mich zu danken habe. Ich meine das Lebens- und Dichterbild das ein Herr NN. — eine Bekanntin hat die Broschüre mitgenommen und noch nicht zurückgebracht; der unbekannte Name des Autors ist mir entfallen — von C. F. Meyer entworfen hat. Ich habe an der hellen Bewunderung meine Freude gehabt; wenngleich Julian Schmidt den Dichter geistvoller charakterisirt hat und ich selbst die Rangordnung der dichterischen Objekte anders gefügt haben würde, als der N. N. Das dem gegensätzlichen unbewußten Doppel-Wirken der physischen Natur analoge bewußte der seelischen Triebe, der Tiefsinn dieser Probleme im Heiligen wie im Jenatsch, scheint dem Herrn entgangen. Wie dort das ungeheuchelte Darthun der selbstverleugnendsten Liebe das Mittel, das einzige und bewußte Mittel des intensivsten Hasses wird: wie hier der Todesstreich von der Hand Lucretias zugleich Liebeswohlthat und pflichtmäßig rächende Sühnethat ist — nun der Herr N. N. ist sicherlich der Einzige, der diesen Doppelsinn nicht herausgefunden hat. Seine Arbeit ist gutgemeint und im Allgemeinen auch gut gesagt.

In Ihrem letzten Briefchen am Schluß der Weinlese prophezeien Sie einen langen und strengen Winter. Nun der Winter ist da, sonnen- und sternenklar mit Eisblumen an den Scheiben und auf den Rinnsteinen schlitternden Buben und Mädchen. Noch bin ich aber im Stande täglich ein Stündchen zu spazieren und ein Paar Stunden halten auch die alten Augen bei der abendlichen Lectüre aus. Ich habe die Memoiren der Daschkoff gelesen, die mich von jeher als die eigenartigste Frauennatur interessirt hat; litterarisch wie historisch sind sie wenig bedeutend, aber sie erklären die treibende Kraft dieses weiblichen Unicums und seiner Wirkungen. Nicht Geist, noch intriguirender Scharfsinn; Enthusiasmus, Impuls, ausdauernde Liebeskraft dabei. Russin vom Scheitel bis zur Sohle.

Gruß Ihrer lieben Frau.

L. François.

Von anderem ein andermal. Ein schmählicher Wisch. Ich befinde mich in einer häuslichen Neueinrichtung und wurde alle Augenblicke gestört. Verzeihung.

94.

Weißenfels 17/12. 85.

Welch ein köstliches Christgeschenk haben Sie mir zukommen lassen, Verehrtester! So in Reih und Glied — wie die Gardegrenadiere weiland unseres preußischen Soldatenkönigs kopfeshoch die anderen Truppen überragend — nehmen sich Ihre großen Gestalten weit imponirender aus als im losen Broschürenzustande, und werden auch nicht ganz so leicht für ein Raub gehalten (von leihenden guten Freundinnen) nachdem sie in die Bibliotheken ihren Einzug ge-

halten. Einen Blick hineinzuthun habe ich noch keine Zeit gefunden, denn — nicht aus Uebermuth, lediglich aus Verlegenheit — habe ich mich kürzlich aus meiner Junggesellen-einrichtung in die einer Hausfrau versetzt, also in eine der Pflichten und Sorgen und „meine Ruhe ist seitdem dahin!" Zum Fest erwarte ich meine Schwägerin mit ihrem Jungen, dem lieben Lebensstümperchen, meiner letzten Erdensorge; da wird's auch nichts mit dem Lesen, zumal mit aufmerksamen Vergleichen. Aber nach Neujahr. Ich freue mich darauf und einstweilen haben Sie Dank.

Nun kann die alte Invalidin aber der Lust nicht länger widerstehen, Ihrem verehrten Gönner auch einmal ein Pröbchen aus ihrer Fahnenzeit zukommen zu lassen. Und zwar just eines, das ich selber ziemlich langweilig, sentimental, doctrinair alles was Sie Tadelnswerthes wollen, jedenfalls durchaus unmodern finde, dem aber einige mir wohlwollende Historiker, — freilich spezifisch preußische — ich brauche als solche sie nicht erst zu nennen — ihre besondere Gunst zugewendet haben. Und Sie sind ja auch Historiker von Beruf. Wenn Sie dem Werkchen die Ehre erzeigen, es lesen zu wollen, so müssen Sie aber zunächst den großen Styl Ihrer eigenen Anlagen sich aus dem Sinn schlagen. Meine Geschichte stammt aus Großmutters Handkörbchen; die Scenerie ist genau die meines väterlichen Gutes, das ich freilich seit meinem ersten Lebensjahre nicht wiedergesehen habe und der Conflict hätte sich leichtlich in meines Vaters Familie ereignen können, hat sich aber, Gottlob! nicht darin ereignet, denn der Bruder, der wirklich bei Dennewitz gefallen ist und an dessen Seite mein Vater sich im Gutsgarten von Niemegk hat beerdigen lassen, war kurz vor der Schlacht von den Sachsen zu den Preußen übergetreten, kämpfte also mit seinem jüngeren, bei den Russen stehenden Bruder, dem

als „wilder François" bekannt gewordenen, preußischen General, für dieselbe Sache. Die Erinnerungen an jene Zeit sind jetzt auch bei uns wie mit dem Schwamme ausgelöscht; als ich die Zwillingssöhne schrieb — vor nahezu dreißig Jahren, — waren sie es im Grunde auch schon; aber es regte sich ein gewisses Bedürfen — vielleicht ein Vorspuken nahender Thaten — dieselben aufzufrischen. Dies zur Erklärung meiner Leistungen in der Kriegsgeschichte, die mir im Herzgrunde nahezu so widerwärtig ist wie das Katzengeschlecht. Nämlich wegen der Schießgewehre und des Knalles. Ging's noch mit Armbrüsten und Säbeln könnte ich die Vorstellung eher aushalten. — Stoßen Sie sich, bitte, nicht an die vielen Schreib- und Stylfehler des Buches. Als es gedruckt ward, wußte ich noch nichts von Correcturbogen. Die Ausgabe soll fast allerorten vergriffen sein; nur der Verleger selbst hat noch einigen Vorrath, — wie Figura zeigt. Er hütet sich aber weislich eine zweite Auflage auf einen ungewissen Erfolg hin zu veranstalten. Hätte er es gethan, wie ihm mehrfach zugemuthet worden ist, würde ich Ihnen ein gekürztes und verbessertes Opus gesendet haben.

Wenn ich Frau Erdmuthen doch ein Püppchen für die liebe, kleine Milly zum Geleit geben könnte! Empfehlen Sie mich Ihrer Gemahlin, sein Sie froh unter dem Lichterbaum und treten samt allen Lieben getrost und wohlbehalten in ein neues Jahr.

Louise François.

Halt, noch Eins! Denken Sie um Gottes Willen nicht, daß Sie mir etwas Schmeichelhaftes über mein altes Buch sagen müssen. Das wäre bei mir schlecht angewendet. — Der Rest ist Schweigen.

95 a.

Kilchberg 21 Jan 1886.

Verehrte Freundin,

ich denke meine Zeilen vom 10*) waren nicht sehr heiterer Art und es wird gut sein, Ihnen zu sagen, daß die Weltordnung hergestellt ist.

Mein Hals ist wieder heil u. ich darf mich auch gar nicht zu sehr schonen, wenn ich mich nicht sehr unweise verzärteln will. Wir haben übrigens hier eine Capazität 1 Ranges für Halsleiden, den sogenannten Rachenmeyer (natürlich Prf. Dr.), den ich denn auch zugezogen habe. Auch ein neuer Barry ist eingestellt (für das l. Thier, welches mir zu Jahresbeginn von einem Bahnzuge wörtlich zerschnitten wurde) ein colossaler Neufundländer. Ich höre das einfältige Freudelachen meiner Dienstboten über die täppischen Liebkosungen des Ungethüms, auch die kl. Milly hat den alten Barry, der sehr schöne treue Augen hatte, complet vergeßen und ich stelle so meine Betrachtungen à la Jaques (oder wie die Shakespearesche Figur heißt) darüber an.

Wildenbruchs „Neues Gebot" ist, wie Sie wissen, auf den preuß. Bühnen untersagt, wohl nur vorübergehend doch nicht ganz mit Unrecht, denn die Pacificierung des Drittels deutscher Katholiken ist wichtiger als das schönste Stück.

Herzlich

Ihr M.

ich sende Ihnen für Frau Erdmuthens Zwillingssöhne ein Werk meiner alten Freundin Eliza Wille.

ich hoffe, Sie haben einen guten Winter. Wir haben hier gesunde Kälte und eine langweilige Schneedecke.

*) Vermutlich Brief. Nr. 92 vom 20. Okt. 1885.

95.

Weißenfels 3/2. 82. *)

Verehrtester!

Es war ein Zeichen guter Freundschaft, daß Sie meine Besorgniß vorausgesetzt und sie gemindert haben. Nicht zerstreut. Denn derlei abnorme Wiederholungen sind „a wüscht Sach", wie der Schwabe sagt; der Winter, der mein Feind ist, dem Sie aber Freund sind, scheint Ihre Gunst gar nicht mehr zu erwidern; darum sollte um die nächste winterliche Sonnenwende herum Ihr Namensvetter und Nothhelfer Sie hübsch an die Riviera schicken. Bis dahin: Gut Heil!

Daß die liebe kleine Milly (die ich samt Mama herzlich grüße) sich baldigst über den verlorenen vierbeinigen Cumpan mit einem anderen der Sorte getröstet hat, ist ein Zeichen guter Gesundheit. Ja, das treuste Geschöpf, Mensch wie Hund, wird vergessen und ersetzt. Unsere traurigste Lebenserfahrung das — so lange wir noch jung sind und Ersatz für unsere Verluste finden können. Das Alter beginnt, sobald die Spür- und Triebkraft für solchen Ersatz in uns versiegt. Würden wir dieses Alter aber erreichen, wenn wir jene allertraurigste Erfahrung nicht — Gott weiß wie oft! — im Leben gemacht hätten?

Nach dieser höchst überflüssigen, pessimistischen Vorrede nun zur Hauptsache, dem Dank für das gute Werk Ihrer Freundin W. Ist es aber, Verehrtester nicht ein Crispinus Geschenk, das Sie machten, da ja der Name Ihrer Schwester als Eigentümerin voran steht? Nun sei's darum. Die löbliche Absicht wurde erreicht. Das Buch hat mich herzlich für die unbekannte Autorin gestimmt und durch das örtliche wie

*) Offenbar verschrieben: muß 1886 heißen. A. d. H.

zeitliche Colorit mich lebhaft interessirt. Denn so vertraut ich von klein auf mit jener, heut zu Tage nahezu verschollenen „bewegten Zeit" geworden war, da alle mir Nächststehenden der vorangehenden Generation Teil an ihr genommen hatten: die Männer thätigen, die Frauen leidenden, denn meine kleine Heimatstadt liegt im Mittelpunkte der großen Catastrophenstätten Jena, Lützen und Leipzig, und das Gut meiner väterlichen Familie lag im Umkreis der märkischen Schlachten, so — grausamer Periodenbau! — nun ich wollte sagen, über Stimmungen und Zustände unsere Küstengebiete westwärts von Lübeck waren wir Binnenländer samt und sonders bis auf die erschütternde Schreckensherrschaft Davoust's wenig unterrichtet. In diese Lücke traten nun wesentlich ausfüllend die Familienerinnerungen und Traditionen der edlen, hochgebildeten Autorin und es ist ihr Dank zu sagen, daß sie sich — als Romanschriftstellerin — jeglicher romantischer Anordnung und Ausschmückung enthalten hat, da die von der Kunstform gebotenen Auslassungen wie Zuthaten die historische Glaubwürdigkeit beeinträchtigt haben würden.

Wenn doch in mehreren respectablen Familien, die just nicht zu den Oberhäuptern irgend welcher Categorie gehörten, oder mit denselben in Berührung kommen, solche Erinnerungen von Ahn auf Enkel liebreich aber exact aufbewahrt und von einer geschulten Hand zusammengefaßt u. mitgetheilt worden wären. Sagen Sie gelegentlich Ihrer Freundin den Dank für die belebten Stunden, die sie durch ihre Familienchronik einer einsamen Altersgenossin bereitet hat. Nach Ehren-Meyer, ich meine den vom Conversationslexikon, soll Eliza W. S. noch älter sein als ich. Aber die Lexika sind nicht immer zuverlässig; mich soll irgend eines um netto 8 Jahre jünger gemacht haben.

Was sagen Sie denn nur zu der Revuegesellschaft? ich meine zu den für dieselbe werbenden Mitgliedern aus unserem geistigen upper hundred. (Ein Wort, irre ich nicht von Max Müller als Gegensatz zu den gesellschaftlichen upper thousands). Sie haben die Mitgliedschaft natürlich verschmäht, schon um der Rundschau willen. Ich habe diese seit Jahren nicht mehr gelesen. Ihre Beiträge und etliche andere kamen mir als Separatabdrücke zu. Ich glaube aber nicht, daß sie geringwerthiger geworden ist und früher war sie ein so gutes Blatt als wir es in Deutschland beanspruchen können. Wozu also die Concurrenz? Haben wir etwa an Stoff wie Lesepublikum solche Fälle um mehr wie einer derartigen Revue zu bedürfen? Selbstverständlich bin ich auch nicht Mitglied geworden; wie hätte ich in meiner Hiesigkeit fünf Abonnenten werben können? Nicht fünf Gratis Mitleser für das eine Exemplar, auf das ich abonnirt habe; Schandehalber und auch angelockt durch die Lieblingsnamen Gregorovius, Döllinger, Ranke etc. etc., die sich auf dieses schlechthin Don Quixotische Unterstützungswerk eingelassen hatten. Nun die beiden ersten Monatshefte sind herzlich unbedeutend.

Lebt denn Ihr Nachbar noch, der alte Polengraf? Ich habe in diesen Tagen wiederholt seiner mit aufrichtiger Wehmut gedacht. Wie mögen die Debatten in unserem Abgeordnetenhause ihn entrüstet und erschüttert haben, da, wie Sie mir vor etlichen Jahren schrieben, sogar die bescheidene Novelle einer Dame, die einen slavischen Aristokratennamen trägt, aber ein freundliches Bauernherz hat, das ihre Feder regierte, den armen alten Herrn auf das empfindlichste reizte. Das Schlagwort Nationalität hat den confessionellen Hader früherer Jahrhunderte abgelöst; daß meine persönliche Wenigkeit auf ihrem Frauenrecht beharrt und eine barbarische Maßregel nicht gutheißt weil sie politisch zweckmäßig ist — nun,

darauf kennen Sie mich wohl hinlänglich. Übrigens habe ich selbst aus Bismarks imponirenden Reden keinen überzeugenden Grund auch nur für die politische Notwendigkeit jener Maßregeln ersehen. Ich denke immer, es steckt noch heimlich etwas Diplomatisches dahinter. Die Drohniß der Expropriation hätte er nach meiner Meinung unterlassen sollen, so gut wie vor ein paar Jahren die, die freisinnige Stadt Berlin zu entresidenzlichen. Der Zorn geht manchmal mit seinem Verstande durch, so immens der letztere ist. — Verzeihung dieser Expectoration und rasch Lebewohl.

Louise François.

96.

Kilchberg 10. Febr. 1886.

Der Winter, meine verehrte Freundin, ist mein Freund geblieben, denn ich bin durch seine Kälte genesen, nur das Feuchte bekommt mir schlimm. Ein Freund, aber diesmal ein langweiliger Freund mit seiner Schneedecke, seinen Soiréen und der perpetuellen Walküre im Theater. Es lebe der Frühling!

Auch an den neuen Barry habe ich mich nun gewöhnt und finde, daß er auch ganz „treu und klug" blickt, fast wie der Alte.

Wir haben gegenwärtig in der Familie neben allerhand Verdruß, ja Kummer (letztern nicht bei uns Kilchbergern) ein glückliches Brautpaar, der Bräutigam sehr reich und etwas Sonderling, das Mädchen, die Tochter eines in Mexiko Emporgekommenen, übrigens hübsch und charaktervoll, auch klug, sehr klug. Eigentlich beide keine uninteressanten Cha-

raktere und doch beneide ich die nicht, welche die Stoffe aus der Gegenwart nehmen.

Ja freilich lebt Graf Plater — er ist sehr dauerhaft — noch und hat nicht früher als gestern eine Gans bei mir gegessen, aber er aß du bout des lèvres, denn Bismarcks Polenrede lag ihm im Magen. C'est un fou, sagte er. Dann erzählte er von dem Gefangenen von Magdeburg von Krascewski in San Remo, der vom Mißgeschick verfolgt wird. Nicht nur warf sein Wagen um, sondern er brach ein andermal mit seinem Wirtshauslehnstuhl zusammen und zündete sich ein drittes Mal mit der Cigarette den langen weißen Bart an.

Auch unsere liebe Frau Eliza Wille, so deutsch sie ist, wird die Polenrede zwiespältigen Herzens gelesen haben, denn ihre erste Flamme war ein Pole, einer von den 1831ern. Damals war sie 21. Rechnen Sie: es ergibt 1809. Ihr Mann ist 3 Jahre jünger, von 1812.

Von 1812 ist auch mein lieber Graf Dürckheim, der Elsässer, der sich jetzt nach Schloß Edla (Amstätten Niderösstr.) zurückgezogen „pour y mourir noblement et silencieusement" und eben den 1. Theil seiner sehr hübschen Memoiren herausgegeben hat.

Um in die Revuen-Gesellschaft zu treten, hätte ich auf 5 Ex. abonniren müssen: das war mir denn doch zu theuer.

Ich bin hier oben eigentlich glücklich, kaum wage ich es auszusprechen. Morgen besuche ich Frau Spyri, einmal, höchstens 2 Male jährlich.

Ihr C. F. M.

Ich habe neulich ein paar Gedichte von Leander gelesen. Sehr hübsch.

97.

Weißenfels Sommersanfang 1886.

Verehrtester!

Sie hätten sich mir durch nichts Gedichtetes packender in die Erinnerung zurückrufen können als durch Ihr heroisches Sempachlied — insofern ich Sie während unserer langen Schweigepause — etwa vom kürzesten bis zum längsten Jahrestage — vergessen hätte. Aber es ist wohl kein Tag vergangen, an dem ich Ihrer nicht gedacht, und selten einer an welchem ich nicht von einer Ihrer Musengaben gekostet hätte. Daß ich selbst nicht schrieb, geschah aus Schicklichkeitstugend. Was hätte ich zu Gehör bringen sollen? Altersklagen? Seufzer der Sorge? nicht um die eigene Person, die hat mir der Sorge niemals werth geschienen und nun gar im abschließenden siebenten Jahrzehnte! Aber es sind mir noch ein paar Blutsverwandte übrig geblieben, für die zu sorgen berechtigter ist. Obenan ein vielliebes und vielliebenswertes Halbbruderkind — ich habe Ihnen wohl schon manchmal von meinem Leochen vorgeschwatzt? — einem armen Lebensstümperchen, der auch diesen endlos langen Winter über zwischen Leben und Tod geschwebt hat. Ihr Lied an den toten Knaben hat mir wochenlang vor den Ohren gesummt. Denn der meine ist ein schöner, heißblütiger, freudegieriger Knabe wie der Ihre, dem wie dem Ihren die nämlichen reichen Kränze winken werden, — wenn er am Leben bleibt. Wäre er körperlich so heil und kräftig wie — Gottlob! — Ihre Milly ist, wie hätte ich Ihnen zu diesem Töchterchen einen Sohn gewünscht, der meinem eigengearteten warmherzigen Sorgenkinde gliche!

Verzeihung diesem Ueberlauf und endlich zu Ihrem Lied. Es ist herrlich und ich möchte den Schweizer beneiden, der

seinem Volke einen solchen Ahnengesang singen dürfte. Kein Deutscher fände den Stoff dafür; selbst auf das sich aufrichtende kleine Preußen der letzten zwei Jahrhunderte paßte die hohe Grundstimmung nicht. Dank Ihnen auch aus deutschem Herzen für diese Dauergabe an Ihr Volk und Dank auch für die Freundschaft, die sie mir zugewendet hat.

Aber wie erschütternd selbst für ein altes, einsames Frauenherz sind die Weltereignisse der Gegenwart; vielgestaltige Probleme vom vorspukenden Krawall bis zur nächtigsten Tragödie, welche dem Künstler für Jahrhunderte und der vieldeutigen Sage für Jahrtausende einen Stoff bereitet hat. — Und dann — aber ich will nicht noch einmal ins Schwatzen geraten.

Haben Sie die Rede gelesen, die Max Müller kürzlich in der Londoner Göthegesellschaft gehalten hat? Der verdammende Grundton war aus meinem Herzen heraus. Dieser Nationalitätenhaß ist vandalisch und eigentlich antideutsch. Hat denn Göthe, dieser urdeutsche Cosmopolit ganz vergeblich gelebt?

An Reisen denke ich heuer nicht. Bestenfalls auf ein paar Tage zur Ausstellung nach Berlin. Ich bin den bildenden Künsten gegenüber eine arge Barbarin; bis hinab zu den termini, ignorant; ohne Sinn für das und Verlangen nach dem, was lediglich die Gestaltung anbelangt, das „Was", das zur Zeit zur Hauptsache der Malerei und anderwärts gemacht wird. Nur wo es der Darstellung gelingt, einen irgendwie bedeutenden Inhalt anschaulich zu machen, werde auch ich unwillkürlich ergriffen und gefesselt. Da wird es mir denn heuer wieder ergehen wie vor drei Jahren in München: die Schaale vielleicht noch reicher vergoldet als damals, aber die Früchte nicht einmal silbern. Die Spanier waren nahezu die einzigen, die mich frappirten, aber um der vor-

waltenden Leichen, Schädel und Marterstücke halber in grauenhafter Weise. Nun bin ich ein bischen neugierig auf die mir gänzlich neuen Engländer und Pseudoengländer.

Und wohin steigen oder sausen Sie diesen Sommer, Verehrter? Schreiben Sie mir's doch, daß ich Ihnen in Gedanken folgen kann.

Herzlichen Gruß!

L. François.

98.

Verehrte Freundin,

Freilich haben Sie mich mit Ihrer langen Pause zeitweilig beunruhigt und ich habe meinen Winkelried versuchsweise ausgesendet, ob Sie denn völlig verstummt wären. Nun Gottlob, Sie leben und sind gesund!

Auch ich kann dieses Frühjahr nicht rühmen — begonnen viel und wenig beendigt. Sechs neue Novellen sind sozusagen schreibfertig d. h. in meinem Kopfe, auch der Roman hat Gestalt gewonnen, d. h. wieder in meinem Kopfe, niedergeschrieben ist wenig, ich werde einen schnelleren Schritt anschlagen, da ich mich gegenwärtig kräftig fühle. Meine kleine Frau dagegen pinselt mit Furia an der Copie eines herrlichen Calame, den sie sich bei einer Verwandten geliehen hat, und mein Mädchen malt — nicht ohne einen gewissen Schönheitssinn — Buchstaben. Ich schicke sie für einmal einfach in die Dorfschule. So steht es hier. Wohin wir Dreie in die Ferien gehen, ist noch unentschieden, jedenfalls in die Höhe. — Ich habe mir in der letzten Zeit den Franzosen Flaubert angesehen, welcher sich aber erst aus seiner neulich veröffentlichten Correspondenz mit George Sand erklärt.

Von Besuchen nenne ich die Linggs und Rodenbergs,

dann den von Frl. v. Druscovich, welche ein philosophisches Buch geschrieben hat. Sie ist unverändert. Der bei Ihnen steckbrieflich verfolgte Kraszewski trinkt und badet in Schinznach im Aargau. Ich werde ihn dort als alten Bekannten wohl besuchen, obschon ich über seinen „Landesverrat" nicht recht hinwegkommen kann. Kellers Salander ist weit realistischer als alles Frühere von ihm.

Sehr herzlich

25. Juni 1886. Ihr C. F. Meyer.

Die Geschichte Ludwigs II. hat wie ein Alp auf allen edleren Naturen gelastet. Vorbei! Und stille!

Wenn Sie Daudet noch nicht kennen, möchte ich Ihnen denselben belieben. Besonders seine Schilderung der Südfranzosen ist ergötzlich.

99.

(Vorgedruckt: Hotel und Pension zur Post Parpan „Kurhaus".)

Parpan 22. Aug. 1886.

Verehrteste Freundin,

bevor ich die Berge verlasse, will ich Ihnen doch mit einer Zeile meine heurige Odyssee berichten. Nach einem leichten Versuche in Walzenhausen (bei Heiden, Appenzell) zog es mich unwiderstehlich nach meinem Bünden, welches ich, — unter strömendem Regen — erreichte.

Hier, auf einer kl. Paßhöhe zwischen Curwalden und Lenz, an der Julierstraße, habe ich es gut getroffen und mich in Bünden (zum wievielten Male!) gründlich erfrischt. Sehr frische, reine Luft, kühles Wasser, Tannengründe, mit Eichhörnchen bevölkert, die, wörtlich, über den Weg liefen, ein wunderliches Schloß, ein selbstständiger Kirchthurm einige

fünfzig Schritte von der Kirche entfernt, eine Ruine (freilich nur eine Brandstätte vom vorigen Jahre) und ½ Stunde weiter ein allerliebster See mit einer Inselwirtschaft für den Kafé! Hier, in unserm massiv steinernen Wirtshause mit Kreuzgewölbe, saßen friedlich zusammen: ein Bernerpatrizier, eine Salis, ein Baslernotar, ein Curer Postcommis, ein Aarauer Buchhändler, (Enkel von Zschokke) und meine Wenigkeit mit Weib und Kind und Zofe. Das Reich war durch zwei Constanzer Photographen vertreten und durch einen herzigen schwäbischen Pfarrer. Uebermorgen geht es heim, und wie immer verlasse ich Bünden mit einem gewissen fühlbaren Schmerz. Für Herbst und Winter habe ich einen guten Stoff (Ital. Spätrenaissance 1525).

Und Sie, verehrte Freundin, haben von Berlin zu erzählen? Geben Sie ein Lebenszeichen bitte! Meine letzte Dinte habe ich hier verwendet und eine störrische Wirtshausfeder!

Sehr herzlich

Ihr CFMeyer.

Während ich schrieb, grüßten aus der vorbeifahrenden Post zwei Frl. von Richthofen, die wir in 4 Tagen für längere Zeit in Kilchberg erwarten, l. Jugendfreundinnen meiner Frau.

100.

Weißenfels, 26./8. 86.

Verehrtester,

Ich hefte in Gedanken eine Guirlande über Ihre Hauspforte und rufe Salve! zu Wohlsein und friedlichem Ausgestalten. In meiner Erinnerung nimmt sich Ihr heimathliches Gelände weit gedeihlicher und anregender aus als Ihre heurige Hundstagsfrische; da der Scenenwechsel jedoch Ihnen

wohlgethan und einen schönen Stoff für die Winterarbeit hat aufsprossen lassen, will ich den ziemlich trübseligen Landschaftseindruck meiner Postfahrt durch die Lenzer Haide bis Chur zu rectificiren suchen. Es nebelte und regnete dazumal, ich kam aus dem unvergeßlich nordisch lieblichen Engaddin und hatte auf Maloja-Kulm Abschied genommen von dem italischen Sehnen eines halben Jahrhunderts. Zudem war die zweitägige Auffahrt im eigenen Wägelchen durch das sonnige Rheinthal so überaus anmuthig gewesen; nur ärgerte ich mich, mir heimwärts den guten Eindruck nicht erneuert zu haben.

Und nun Dank für das freundliche Itineraire. Ich habe nur in meiner Veranda sommergefrischt; meine Wiesbadener Verwandten, mit denen ich vorig Jahr einträchtiglich Ihre Schweiz durchquert habe, hätten es gern gesehen, wenn ich mich Ihnen auch dieses Jahr zu einem Strandaufenthalt in Scheveningen angeschlossen hätte und wohl würde ich gern Bekanntschaft des Gewaltherrn Oceanus gemacht haben. Indessen im siebenzigsten Jahr wird man am Ende auch noch ohne das Meer fertig. Ich blieb zu Hause, standfest; acht Tage in Berlin abgerechnet. Da habe ich denn im Schauen Erstaunliches geleistet in Betracht meiner Jahre und meiner einsamen Gewöhnung. Meine weit jüngere Begleiterin, eine nach Norwegen verheirathete und von dort als Gast in die Heimat zurückgekehrte Landsmännin, that es mir längst nicht gleich. Morgens nach dem Frühstück sind wir in die Ausstellung gefahren und erst zum Schlafengehen in unser Maurisches Haus zurückgekehrt. Und das vier Tage so. Späterhin nur ein paar Stunden täglich. Dazu: der besondere Wereschagin, diverse Panoramen und Museen, die meine Begleiterin interessirten ꝛc. Was zu erschauen war, haben die Zeitungen reichlich verkündet. Welchen Eindruck die alte kunstunverständige

Kleinstädterin empfangen und bewahrt? Nun einen heiteransprechenden durchweg. Die umfassende Schaale war überraschend schön und reich und auch an goldigen Früchten hat es in derselben nicht gefehlt, wenn man sie auch unter der Masse der Mittelmäßigkeiten aufsuchen mußte. Den besten Genuß würde vielleicht Ihre Fr. Gemahlin — Reverenz! — als Landschafterin gehabt haben, obschon ihr und mein Allerliebster, Calame, nur in der historischen Abtheilung vertreten war und auch da nicht mit Vorzüglichem. Dies, das herrlichste, was ich von C. kenne, — darunter die Pästumruinen! — befindet sich im Leipziger Museum. Gehen Sie — schon als Schweizer! — dem ja nicht vorüber, wenn Sie einmal wieder nach Norddeutschland kommen sollten. Ich hatte übrigens gehofft, daß Sie heuer einen Sauser nach Berlin unternehmen würden, wohl gar via Bayreuth. Dafür, für Bayreuth, wäre es nunmehr zu spät; aber nach Berlin vollauf noch Zeit; sausen Sie los; Sie werden Freude davon haben und wieviel Freude bei Ihren Verehrern anrichten. — Die ausländische Kunst war weit schwächer vertreten als vor 3 Jahren in München; Franzosen fehlten ganz; Italiener und leider auch die trotz ihrer Lust am Grausigen so viel bedeutenderen Spanier hatten nichts geschickt, das einen haftenden Eindruck bewirkt hätte. Von dem Polen Matejko — ich dachte dabei an Ihren greisen Nachbar, der es mit Stolz betrachtet haben würde — stammte das umfänglich und auch wohl inhaltlich ja selbst künstlerisch bedeutendste historische Bild der Ausstellung: der Einzug der pucelle in Rheims. Wären nur nicht die raumsperrenden, compacten Genien gewiesen, zu denen die extatische Heldin (und nur diese — alle anderen blicken auf sie) in die Höhe starrt! Diese überflüssigen Visionen! — Nun waren ja die Engländer da und manches reizvolle unter ihnen. Das reizvollste ohne Zweifel das Portrait einer schönen, jungen Frau

von Herkommer. Ich kann mich keines gleich entzückenden weiblichen Bildnisses erinnern. Weiß auf weißem Grunde; das Kunststück hat auch unser Gussow geleistet; aber ein seelenloses junges Gesicht, — nichts weiter! Dagegen Herkommer, welch eine Wesenheit! und doch ohne eine Paradoxie hat er seine ernstlich Schöne auch nicht fertig gebracht: zu der übrigen einfachsten weißen Gewandung hat er ihr ein Paar schwarze Lederhandschuhe bis hinauf in die Achselhöhe angezogen. — Ein merkwürdig ergreifendes Bild ist auch die Astarte von Gabriel Max, dem Geisterseherischen, und die beiden Phantasielandschaften Ihres Schweizers — ja, wie heißt er denn nun gleich? *) der immer nur Unmögliches und Unglaubliches ersinnt und kolorert? — die Todteninsel und eine Ritterburg sind wieder so märchenhaft wie irgend eine seiner früheren Compositionen, aber man vergißt sie nicht. Hinter dem Berliner Blau und dem Spinatgrün des Himmels und der Erde verbirgt sich ein heimlicher Dichtersinn.

Und da bin ich endlich bei dem einzigen Bilde das mir einen unvergänglichen Eindruck gemacht hat, einem Bilde, nach dessen Wiedersehen ich mich täglich sehne: Defreggers Madonna! Ich kann mir denken, daß die Kritik von rechts und links genugsam an ihr auszusetzen haben wird: sie hat ja keine Aureole und ist auch kein jüdisches Handwerkerweib. Das Bild der schmerzenahnenden Heilandsmutter oder auch nur das Urbild einer Menschenmutter! und dann dieses Kind!! Schenken Sie Ihrer lieben Frau zum heiligen Christ eine wenn auch ungenügend wiedergegebene Hanfstängelsche Photographie von dem Bilde. Nach meinem Empfinden giebt dasselbe den Ausschlag dafür, daß Defregger nicht nur

*) Ich werde nächstens Luther und Göthe nicht mehr zu nennen wissen.

der bedeutendste deutsche Volksmaler, sondern der bedeutendste deutsche Maler überhaupt, ja vielleicht der bedeutendste der Gegenwart ist. Ob er die Urbilder von Mutter und Kind auch in seinem Tyrol gefunden hat, oder allein in seinem Gemüth?

Erst in den letzten Tagen meines Berliner Aufenthalts machte ich mich einigen Verwandten bemerkbar, als deren Hausgast, wenn ich ihre Einladung angenommen hätte, ich nur wenig von Berlin gesehen haben würde, und ich war ja auf eine Schauprobe dahin gekommen. Einstmals Bekannte und Angefreundete suchte ich gar nicht auf; nur daß ich — (für den Abschluß des kleinen Intermezzos in meinem Stilleben charakteristisch genug!) — einen langjährigen Gönner, Geh. R. Max Dunker, zu Grabe geleiten half, und seine Frau — der Seltensten Eine in jedem Sinne! — nach langer, langer Pause wiedersah in ihrer schwersten Lebensstunde. Von ihr, wenn auch nicht unter ihrem Namen (Otto Rasemann ist der Herausgeber) ist bei Niemeyer in Halle ein Werk erschienen, das ich Ihrer Gemahlin, vielleicht auch Ihrer Schwester und allen Ernstgerichteten unter Ihren weiblichen Bekanntschaften für stille Stunden empfehlen möchte „Gedanken und Erfahrungen über Ewiges und Alltägliches". Ich wüßte nicht, daß je von einer Frau innerlich Gereiftes mit solch einer sichern Hand ausgeformt worden wäre wie diese Betrachtungen. Gegen die aus Nützlichkeitsgründen gewählte, pedantisch erscheinende lexicalische Anordnung des Stoffes möchten Einwendungen gestattet sein.

Der Tod hat in der jüngsten Zeit mächtig aufgeräumt unter Nahestehenden und solchen, die uns durch ihr Wirken bedeutend geworden sind. Piloty, Liszt und vor allem der noch so schaffensfähige W. Scherer. Altwerden heißt: Viele überleben!

Aber, welch ein herrlicher traubenkochender August. Sie werden eine reiche Lese halten, Verehrter. Das Jahr, für welches der Weltuntergang prophezeit worden, war durch seine localbegrenzten Gewaltthätigkeiten doch ein phänomenales in atmosphärischen wie menschlichen Geschehnissen. Wolken- und Windbrüche, Blitzschläge in nie erlebter Menge, vorspukende Emeuten an den Punkten wo über kurz oder lang der entscheidende Ausbruch erwartet werden muß; das Trauerspiel in Baiern und letztlich das hoffentlich als Tragikomödie ohne Blutvergießen endende Zwischenspiel in Bulgarien. Wo er nur stecken mag, der arme Battenberger? Auf seinen Halbthron wird er nun wohl freiwillig — d. h. mit dem Schein der Ehre verzichten müssen. Meister Bismarks Popularität aber wird, fürchte ich, nach den Franzensbader Abmachungen — Zugeständnissen? — eine noch stärkere Probe als nach den Vatikanischen zu bestehen haben. Die Russen jauchzen über die gelungene Revolution, die Deutschen über die gelungene Contrerevolution. Das Ende vom Liede wird doch auf der Balkanhalbinsel das Schicksal von Polen sein — um des lieben Friedens — willen. Haben Sie Krazewsky besucht und wie ihn gefunden? Ob er wohl ein Nachkomme — Enkel — des Konfederirtenführers K. von 1768 ist?

Leben Sie wohl Verehrter. Schaffen Sie vergnüglich und bleiben meiner eingedenk.

L. v. François.

In Erwiderung einer früheren Anfrage: Von Daudet kenne ich Vieles und schätze ihn episodisch hoch. Niemals in einem Ganzen; selbst in Rissler aîné widersteht mir der grausame Schluß. Am meisten und anmuthendsten Dichter ist er in dem Jugendwerk den contes de mon moulin.

101.

Weißenfels 26./11. 86.

Dank, Verehrtester, für die abermalige Freundesgabe. Sie gehörte in die stattliche Reihe, hat herzlich erfreut und zu denken gegeben. Allen Ihren Dichtungen, den geversten wie den ungeversten mit Ausnahme des Leubelfing — fließt Schweizerblut in den Adern; keiner vielleicht mehr in landschaftlicher Schilderei wie symbolisirender Personifikation, wenn ich mich so ausdrücken darf — als dieser ältesten, welcher die Jugendlichkeit an der Stirn geschrieben steht. Kein Dichter ist meines Wissens je erst in so reifen Jahren und mit so völlig ausgereiften Werken wie Sie der Welt bekannt geworden. Lange nachdem Sie in ihr festen Fuß gefaßt, wird in weiteren Kreisen Ihr Engelberg bemerkt, das wennschon nicht viel früher veröffentlicht, um Jahrzehnte älter erscheint; nach Gehalt wie Ausgestaltung ein Erstling aus der Jünglingszeit. Unwillkürlich sucht man und sucht vergeblich dem Entwicklungsgang des Dichters auf die Spur zu kommen; Blüthe und Frucht — (Engelberg und Ufnau) — reihen sich dicht aneinander; kaum daß dieses oder jenes der lyrischen Gedichte (die für Ihre dichterische Individualität überhaupt ja ausschlaggebend sind) einen schwachen Leitfaden bietet. So wird der Dichter, der wie wenig andere bedeutende Probleme vorgeführt hat, uns selber zum Problem. Ich habe mich nach dem Lesen keines Ihrer größeren Werke soviel mit Ihrer Person beschäftigt wie nach dem des idyllisch sagenhaften, friedlichen Engelberg.

Wie in früheren Jahren im Oktober war ich auch heuer in Halle, sogar zwei volle Wochen, denn das einst so lebensvolle Freundeshaus stand in eines der Witwenklage umgewandelt und die alte einsame Kleinstädterin hatte die Auf-

gabe, ein Lebensfünkchen darin anzufachen. Curioser Weise hat sie es auch fertig gebracht. Von Halle habe ich mir nun auch wieder Lesestoff für die langen Winterabende eingeholt. Der Universitätsbibliothekar, Dr. Hartwig — Ihr bescheidener Kollege von der Rundschau — ist mein gütiger, geistiger Nährvater. Diesmal hat er mir auf meine Bitte etwas Schweizerisches überlassen: die Cultur der Renaissance in Italien von Ihrem Baseler Burckhardt; vermuthlich Ihrem persönlichen Freunde, jedenfalls Ihrem geistigen. Das Werk setzt ja weit mehr voraus als ich zum vollen Verständnis zu bieten habe, auch gleicht mein alter Kopf je mehr und mehr einem Siebe, durch welches das kaum Erfaßte rasch wieder abläuft; dazu die fragmentarische, mitunter aphoristische Schreibweise, das probeweise aus dem Vollenschöpfen; bei alledem jedoch habe ich wenig interessantere Geschichtswerke gelesen und kaum wie hier so oft jemals durch eine flüchtige Bemerkung eine weite, halbdunkle Strecke gleichsam illuminirt gesehen. Wenn ich mit der Renaissance fertig bin, soll der Cicerone an die Reihe kommen. Der beste Nothbehelf, wenn auch ein trübseliger, für das was mit Augen zu schauen mir nicht gegönnt war.

Welch eine wunderliche Aehnlichkeit hat aber doch solch ein alter Menschenkopf (oder etwa nur Frauenkopf?) mit einem braven Magen. Unmittelbar hintereinander nimmt er die sich widerstrebendsten Stoffe in sich auf und bei gleich guter Zubereitung mit gleich behagender Sättigung. In der Jugend wäre eine derartige Objektivität kaum denkbar.

Da kamen mir kürzlich zwei Heiligenbiographien von dem alten Jenenser Hase, doch wohl unserm freisinnigsten, protestantischen Kirchenhistoriker, in die Hände; die der Katharina von Siena und die des Franz von Assisi, der mir — von jeher ein liebes Menschenbild — als eine von den wenigen

von Grund aus verständlichen Gestalten der göttlichen Komödie — vielleicht ihre allerrührendste — besonders werth geworden war. (Das Interesse an der Sieneserin ist dagegen nur ein pathologisches.) Wie wohlthätig ist mir nun aber die warme Würdigung, das vornehme Verständnis des freisinnigen Protestanten zu Herzen gegangen!

In der nämlichen Zeit schrieb mir meine Freundin Ebner, diese Seele von einer Frau, wiederholt mit der höchsten Bewunderung über das Werk eines Amerikaners, von dessen Wirkung sie nahezu eine neue Weltordnung zu erwarten schien; und endlich schickte sie mir W. M. Salters „Religion der Moral" (übersetzt von Gizicki, einem Berliner Dozenten). Auf das erste Blatt hatte sie geschrieben: „Kein Philosoph, ein Prophet, dessen demütigste Jüngerin M. E." Nun eine Philosophie der Moral soll es ja auch nicht sein, sondern zu einer Religion ist die Moral erhoben worden und das allein ist neu an ihr und das, was Sie Verehrter, so wie ich bezweifeln werden. Die Moral an sich, deren Quell und Ausfluß sind die altbekannten von Spinoza an bis Kant und von Kant bis auf uns Heutige; nur daß der republikanische demokratische Amerikaner sie popularisirt und gesellschaftlichen Einrichtungen und Entwicklungen angepaßt hat, für welche die christliche Ethik, dieser ewig unerreichbare individuelle Leitstern, zu hoch gegriffen ist. Das Buch ist aber mit einer packenden Begeisterung, mit einer Art Fanatismus des Guten vorgetragen; eine Ausdehnung der Darwin'schen Entwicklungslehre auf das sittliche Prinzip; und wo der „alte" Glaube nun einmal nicht mehr in Wahrhaftigkeit festzuhalten ist, wird dem „neuen" Glauben des Amerikaners eine allgemeinere Verbreiterung zu erwünschen, auch zu erwarten sein als dem exclusiven „neuen" Glauben unseres deutschen Strauß.

Und wiederum fast gleichzeitig schickt mir eine liebe alte

Freundin die neue Auflage eines schon zehnjährigen Werkes, das eine der beiden obigen verwandte und doch wiederum diametral entgegengesetzte religiöse Tendenz hat. Es heißt: „Gedanken und Erfahrungen über Ewiges und Alltägliches", und hat der Herausgeber, Otto Nasemann in Halle, in dieser Ausgabe zum ersten Male den Namen der Autorin veröffentlicht, der ihren Freunden und darunter auch mir von Haus aus bekannt war. Es ist die Gattin — jetzt die Witwe Max Dunkers, die es als ein Produkt der innigsten Seelengemeinschaft mit dem Gatten — einer wahren Ehe — entstehen ließ. Sie nennt es ihr häusliches Abc und mache ich Sie darauf aufmerksam, weil ich mir einbilde, daß Ihre liebe Gemahlin sich im Herzgrunde daran erbauen und erquicken würde. Ich sehe sie im Geiste in ihrem altdeutschen Giebelstübchen eine stille Sonntagsandacht halten und danach wohl auch ein Kapitel aus dem Dunker'schen Hausbuche lesen.

Und damit Gott befohlen Verehrter, für dieses ablaufende Jahr und nochmals Dank für die mancherlei Freude, die Sie mir in demselben bereitet haben. Werden Sie mir ja nicht wieder krank wie in den beiden letzten Wintern, und so lange ich noch lebe meinen Sie es gut mit mir wie bisher.

Louise François.

In Jena bin ich auch einmal gewesen. Da wohnt jetzt meine Schwägerin mit ihrem Leo, der so Gott will, von Ostern ab das dortige Gymnasium besuchen soll. Zu Weihnachten schenke ich ihm darauf los die erste Uhr.

Und was macht denn die kleine Dorfstudentin Milly? Lassen Sie ihr ja nicht zu viel einpfropfen.

101 a.

Billet (auf eine Visitenkarte Meyers geschrieben).

17. Dec. 1886.

Verehrte Freundin,

vor einigen Tagen sendete mir Frau Max Dunker Ihre k. Besprechung der „Gedanken ꝛc." mit der Bitte, dieselben in den „Philanthrop" zu geben. Nun hat aber der Philanthrop unlängst das Zeitliche gesegnet und so habe ich Ihre l. Buchstaben der Neuen Zürcher Zeitung gesendet, die Sie ganz standesgemäß zwischen Heine und Kleist placiert hat.

Meine Empfehlungen an Frau Dunker.*)

Herzlich

M.

102.

Weißenfels 13./2. 87.

Verehrtester!

Seit fast einem Halbjahr habe ich nichts von Ihnen gehört. Ach, es mag ja ganz natürlich zugegangen sein und noch weiterhin so zugehen — Ihr Schweigen nämlich; — wenn ich nur wüßte, daß Sie nicht, wie in den beiden vorhergehenden Jahren in angehender Winterzeit krank gewesen sind. Es wäre gut von Ihnen, wenn Sie mir — nur mit einem Kartenwort — sagten, wie es Ihnen und den Ihren erginge. Ich denke Sie mir so gern und noch für lange Zeit, weit über die meine hinaus, frisch und schaffensfroh.

*) Die „kleine Besprechung" erschien 17. Dezember 1886 in der Neuen Zürcher Zeitung. Dank der Güte von Professor Emil Ermatinger, der sie auf meine Bitte ausforschte und sogar eigenhändig kopierte, kann sie dem Wortlaut nach in Beilage B wiederholt werden.

Ueber das Dunkersche Anliegen, das Sie mir ohne eine aus dem Eigenen beigefügte Sylbe mitgeteilt haben, kann ich Ihnen eine kleine Aufklärung nicht ersparen, wiewohl dieselbe Sie langweilen wird.*) Ich bin keine Publizistin; die Empfehlung von „Ewigem und Alltäglichem" — neckischer Druckfehler: Einiges in Ihrem Blatt!**) — hatte ich auf den besonderen Wunsch meiner alten Freundin geschrieben; aufrichtigen Herzens, aber nach ihrer Angabe für ein Frauenjournal. Da dasselbe indeß zuvor eine ähnliche Empfehlung desselben Buches gebracht hatte, schickte die Redactrice N. N. die meinige zurück und zwar nicht an mich selbst, sondern an Frau Dunker zu etwaiger weiterer Verwendung. Den Philantrop hatte ich derselben früherhin allerdings genannt (auf ihre Anfrage nach einem gemeinnützigen Schweizer Journale) — als des einzigen von dem ich wüßte, ohne es aber zu kennen, wie ich auch den Namen des Herausgebers vergessen hätte. Daß Sie, Verehrter, zum Mittelsmann erkohren werden würden, war ich zu ahnen weit entfernt; verzeihen Sie die Behelligung der guten, sonst klugen Frau. Die Leidenschaft ihres ganzen Lebens war: zu wirken; natürlich: Gutes; ihr Mann — es war eine von den kinderlosen Musterehen — pflegte neckend von ihr zu sagen, sie schaffe sich alle Mühe und Sorgen, welche die sechs Söhne, die sie der Welt schuldig geblieben, ihr gemacht haben würden. So hat sie in ihrer Unermüdlichkeit und in möglichster Verborgenheit viel Gutes gestiftet. U. a. — was Ihre liebe Gemahlin interessiren wird — ist sie die Stifterin des wohlberufenen Künstlerinnenvereins in Berlin. Daß sie auch ihr Abcbuch für ein in weiteren Kreisen nutzbringendes, d. h. das Ideal klärendes und förderndes hält, ist nun wohl ein Irrthum.

*) s. Fußnote S. 201.

**) Die „N. Z. Z." betitelte das Buch Einiges etc.

In so gewählter Form wird ein derartiges Buch kein Gemeingut unserer Frauenwelt; die, welche diese Fibel buchstabieren, sind von Haus aus gleichgesinnte, unbewußte Freunde der Autorin, deren wohllautende Zustimmung sie erfreut.

— Eine langathmige Entschuldigung — für die ich um Entschuldigung bitte, Verehrtester! Wir hatten und haben noch einen Normalwinter; der von seinem ersten Kalendertage an von allen seinen Rechten Gebrauch machte, — ohne Uebermaß (die anfänglichen Schneewochen abgerechnet) und alle seine glitzernden Reize entfaltete; Männlein und Weiblein tummelten sich auf der Eisbahn unter meinen Fenstern. Ich bin aber niemals wie Sie dem Winter freundeshold gewesen; darum habe ich seiner heurigen Schönheit und seines glimpflichen Verhaltens, meinem alten Leichnam zum Trotz, an dem Tage, wo das Thermometer unter Null sank, ein Thaufest gefeiert und mir auf eigene Hand mittelst einer Apfelsine eine Bowle gebraut. Die trostvolle Aussicht beim Waten durch spezifisch Weißenfelser fußhohen Morast ist freilich bald wieder zu Eis geworden. Wir haben von neuem gründlichen Winter. Wenn indeß der Wind nicht allzu scharf aus Osten bläst, gehe ich täglich eine Stunde ins Freie: immer „alleinechen", wie man hier zu Lande es nennt; aber niemals, selbst bei grauem Himmel, ohne bescheidenen Aufschwung und gute stille Unterhaltung. „Was bleibt dem alten Menschen von allen Freuden der Jugend als der einsame Spaziergang," sagt Jakob Grimm. Wenn ich nun noch hinzufüge, daß mein Sorgenkind in Jena, das arme Lebensstümperchen, sich diesen Winter hindurch auch seines Lebens freuen durfte, daß er fleißig Schlittschuh gelaufen, besonders aber zum ersten Male regelmäßig eine Schule besucht, und eine vorzügliche Censur geerntet hat, so ist das Lebensbild Ihrer kleinstädtischen Freundin im letzten Semester vor dem 70sten Jahresabschluß ein complettes.

Erlebt, gehört, gesehen habe ich nichts Erwähnenswertes; auch seit Ihrem Burckhardt nichts dergleichen gelesen, mindestens nichts Neues. Viel Grillparzer, der eine Fundgrube ist, eine von uns Norddeutschen viel zu wenig ausgebeutete. Ich bin mir nicht klar darüber, warum er nicht ein ganz großer, ein weithin bewegender Dichter geworden; einige kleine sprachliche Unarten — Idiotismen — können es nicht entschuldigen; seine Stoffe sind bedeutend, allein mir scheint, daß bei reichlicher, mitunter überschießender Phantasie, ihm es an abrundender, zündender Gestaltungskraft fehlt. Alles Vollendete heischt ja eine gewisse Beschränkung.

Auch etliche Bruchstücke aus neueren Romanen, die mein Journalzirkel brachte, habe ich gelesen. Selber die, welche einen interessirenden Anlauf nahmen, erlitten vorzeitig ein willkürliches Ende. Wenn den Schreibern Kraft oder Lust an ihren Entwicklungen ausgeht, machen sie den Helden einfach auf irgend eine manierliche oder unmanierliche Weise tot. Selber Turgenjeff hat mit seinem besten Mann nichts weiter anzufangen gewußt. Bei den Norwegern ist die Nichtlösung sogar Grundsatz; weil Naturwahrheit Lebenswirklichkeit — und erst die Franzosen! — Wie lange wird diese Kunstmode wohl noch währen? Auch in einer früheren ist das minutiöse Alltagsleben als Dichtungsstoff nicht verschmäht worden; aber nicht nackt und blos wurde das Ungenügende preisgegeben, sondern unter dem Schleier des Humors. Haben wir mit unseren Augen, Ohren, Nasen — der Herzen gar nicht zu erwähnen — nicht genugsam natürliche Niedrigkeiten auszustehen, um uns auch noch durch Kunstgenüsse Abbilder derselben mitspielen zu lassen? —

Verehrter Freund, ob mir wohl unser Zeitgeschmack und auch unsere Zeitrichtung besser gefielen, wenn ich 50 Jahre jünger wäre? Dem lauten Kriegsgeschrei gegenüber verhalte

ich mich indeß sanguinisch, skeptisch; d. h. noch für etliche Sonnenwenden; möglich bleibts freilich immer, daß ich, Alte, das saigner à blanc noch erlebe. Von meiner lieben herzensfreundlichen Ebner hatte ich dagegen heute einen Brief voll grausamster Kriegsbefürchtungen; sie sieht — und selbstverständlich sieht sie mit den Augen ihres Lebenskreises — ihr Vaterland Oesterreich von unserm schrecklichen Kanzler dem Oger Rußland vorgeworfen und ihr heimisches Mähren als zweiten guten Bissen — der erste würde wol Galizien sein — bereits verspeist. Der Bissen würde nicht einmal ein harter sein, meint sie, dank der tschechischen Politik, welche die österreichische Regierung — wiederum wie gesagt wird auf Bismarks Rat — eingeschlagen hat. Ich bin keine absolute Bismarkbekennerin; aber das ist dem Manne doch zu viel Schlimmes zugetraut; ich glaube, daß er keinem außerdeutschen Staate — und nicht bloß aus deutschem Interesse, sondern aus persönlicher Sympathie — so wohl will als Oesterreich und daß er keinen heimlich so haßt, weil mit Recht fürchtet, als Rußland. Daß er es, solange als möglich und vielleicht — wie Ihr Jenatsch — um jeden Preis — sich vom Leibe hält, ist ja begreiflich; aber ich dächte jedes deutschen Staatsmanns erstes Anliegen müßte es sein, ganz in der Stille, aber unermüdlich an einem Walle zu bauen, der sich von Finnland bis nach Bulgarien zieht. —

Wenn ich mich einmal zu einem Briefe entschlossen habe, zumal an Sie, Verehrter, gerate ich in ungewaschenes, endloses Schwatzen. Was ich aber doch noch erzählen muß, ist daß mir neulich eine von den wenigen gebildeten Frauen, denen ich dann und wann in meiner Hiesigkeit begegne, — eine Tochter des Berliner Trendelenburg — mit dem größten Entzücken von Ihrem Engelberg sprach. Ich hatte sie vor Jahr und Tag zuerst — es ist schwer zu glauben von einer Großstädterin,

wenn sie auch an einen Landpfarrer verheiratet ist — auf Ihre Dichtungen aufmerksam gemacht, und sie hat ein Gleiches in einem ausgedehnten Familienkreise gethan — fast lauter gelehrte Häupter!! — in welchem Sie ebensolange ein Fremdling geblieben waren und nun auf das Wärmste verehrt werden. War es nicht Bulwer, der uns Deutsche das Volk der Denker und Dichter genannt hat, und zwar allen Ernstes, ohne sich über uns lustig zu machen!

Seien Sie bestens gegrüßt von Ihrer alten Freundin

L. François.

103.

Kilchberg 16. Febr. 1887.

Verehrte Freundin,

Keinen Tag lasse ich Ihre lieben freundlichen Zeilen unbeantwortet dankbar für das, was Sie mir von sich und Ihrem Winter schreiben. Gottlob, der unsrige (— 6°) ist trocken kalt und wir alle Dreie hier wohl, wohler als unsere Bekannten an der Riviera. Auch nicht der geringste Unfall ist mir begegnet, außer daß ich neulich lebhaft sprechend in großer Gesellschaft mit meinem niederen Fauteuil tout doucement zusammenbrach.

Neues ist von hier nicht viel zu sagen, wenn nicht von einem eben aus Boecklins Pinsel geflossenen „Meerweibe" mit perlmutternem Schwanze, das mit einem Schlage seines dunkelblauen ein Meermensch aus dem Schlummer aufschreckt. Die guten Züricher hatten ein Wesen und bauten expreß einen Saal mit Oberlicht, nur damit Boecklin zuerst hier ausstelle und nun stehen sie rathlos vor diesem barocken Einfalle. Sie, Freundin, haben jetzt einen guten Boecklin in der Nähe, in Leipzig: „die Todteninsel", an welche die Leipziger tapfer 18 000 Mark gewagt haben.

Gestern im Konzert hatten wir lauter „Maria Weber". Der liebe Weber! Ich weiß nicht, wie es sich machte, G Keller, den ich jahrelang nicht mehr gesehen hatte, kam neben mich zu sitzen und wir unterhielten uns vorzüglich. Kennen Sie seinen Martin Sálander? Nein. Den müssen Sie denn doch lesen!

Noch im letzten Jahre habe ich zwei Bekannte verloren: Scherr und Dr. Horner, den Augenarzt. Mit ersterm habe ich nur brieflich verkehrt: ich bin ihm Dank schuldig, als dem Ersten, welcher öffentlich und gut von mir gesprochen hat. Mit Horner dagegen war ich persönlich bekannt: er war ein liebenswürdiger Mensch und hatte in seinen Sachen einen sogenannten „europäischen" Namen. Ein echter Züricher, ganz typisch, auf den man stolz sein durfte.

In der neuesten Rundschau stehen hübsche persönliche Erinnerungen (soi-disant Wagner-Erinnerungen) von Eliza Wille.

Soll ich Ihnen noch von meiner Arbeit sprechen? Nach einigen Pausen, die nicht ganz schuldlos waren, bin ich wieder ernster daran als je und arbeite beinahe regelmäßig an meiner Novelle: die Versuchung des Pescara (1525). Kaum hätte ich ein schwierigeres Thema wählen können, doch hoffe ich es zu bewältigen. Daneben richte ich: Hutten ed. 6 und Gedichte ed. 3 ein. Neben 2—3 ganz ausgedachten (nicht geschriebenen) Novellen, hören Salier, Ottonen und Hohenstaufen nicht auf am Horizonte zu blitzen. Wird wohl Spiel bleiben, aber Bismarck, der jetzt mit diesen alten Dingen sein ernsthaftes Spiel treibt, versetzt in sie zurück.

Spät (Mitternacht) und herzlich

C F. M.

104.

(Postkarte.)

Weißenfels 17/5. 87.

V. F.

Ich habe geschwollene Hände — Folgen standfester Grippe von Rheumatismus oder einfach der 70 Jahre? — kann also die Feder nicht schicklich regieren, will Ihnen aber doch sagen, daß ich — so Gott will — von Sonnabend 21/5. bis Anfang Juli nicht in meiner Klause hausen werde, sondern in Wiesbaden — p. A. Bahnhofstraße 8 bei Frau Major Herbst, — für den Fall, daß Sie geneigt sein sollten, mir etwas Schönes oder Gütiges mitzuteilen. — Da mein Aufbruch mit dem Tag der Götheversammlung in Weimar zusammenfällt, denke ich dort gelegentlich mitzuschauen und zu hören; für den Fall, daß sich noch andere Weiblichkeiten vorfinden, auch wohl mitzutafeln. Letzteres aber lieber nicht; die Sache ist mir allzu fremdartig. Ich werde mich auf der geraden Tour — via Frankfurt — etliche Tage unterwegs aufhalten, und die Rückfahrt rheinab, lahnauf nehmen. — Und Sie, V.? Welche Sommerpläne? Und wie befindet sich der Versuchte? Doch wohl der Gespons der Michel Angeloschen, nicht wahr? Mich verlangt sehr nach ihm. — Ein unholderes Frühjahr habe ich wohl kaum erlebt. Seit zwei Monaten fast ohne Unterbrechung Regen und Sturm. Von meinem Thurme aus sieht sich die junge Welt aber doch schön an. Gruß

L. F.

105.

Kilchberg 19. Mai 1887.

Verehrte Freundin,

Zu der unternommenen Reise gratulire ich und wünsche gute Witterung. Es freut mich, daß Sie den Goethetag be-

suchen, oder vielmehr besucht haben werden, wenn Sie diese Zeile lesen. Das liegt ja so nah zusammen — davon müssen Sie mir schon etwas berichten. Da ich ebenfalls Goethe-Mitglied bin, wenn auch nicht prakticirendes.

Rheumatismus (an welchem auch ich mich betheilige) gilt hier für eine gesunde und Alter versprechende Krankheit. Es gichtet (als verbum) heißt es bei uns.

Hier ist der Frühling zwar frisch, aber sehr kräftig. In wenig Nächten ist alles üppig aufgebrochen und auch ich Alter spüre ihn in Haupt und Gliedern.

Mein Pescara fängt an mich zu passioniren, jetzt da er nahezu fertig ist. Ich werde ihn so spät als möglich aus der Hand geben: er sollte die Oct. Rundschau eröffnen.

Mein Mönch soll bei Hoepli in Mailand illustrirt erschienen sein. Ich bin erwartend, ob mir der Welsche ein Exemplar widmet. Es ist zwar eigentlich ein Schweizer, mais c'est tout un.

Ich habe diesen Winter viel menschliche Komoedie erlebt (d. h. mitangesehen) aber Gottlob weder im eigenen Herzen noch Hause, wo es still war. Es ist seltsam, mit meinem (ohne Selbstlob) geübten Auge komme ich oft in Versuchung Gegenwart zu schildern, aber dann trete ich plötzlich davor zurück. Es ist mir zu roh und zu nahe. Noch einmal: was sagen Sie zu Salander?

Zu Ihrem 71ten, welches Sie wandernd antreten werden, gratulire ich mit vielen, vielen andern, welche den Tag öffentlich oder stille feiern.

Sehr herzlich

Ihr CFM.

Noch einmal meine Freundeswünsche und alles Gute und Liebe zum 17. Juni.

106.

Weißenfels 9/7. 87.

Verehrter Freund,

Sie waren der erste, der mir — etliche Wochen verfrüht — zu dem ominösen Siebenzehner — dem zum siebenzigsten Male erlebten Siebenschläfer! — Glück gewünscht hat. Glück, wie es ein einsamer Invalide an der äußersten Marke der Tage, „die Keinem gefallen", gar wohl gebrauchen kann u. von dem ich ein gutes Theil erfahren habe durch die Theilnahme vieler meist unbekannter, nicht geahnter Freunde und Gönner.

Und Sie werden so ziemlich der Letzte sein, dem ich für diese Theilnahme danke, denn meine Hände sind, — trotz Wiesbadens — steif und dick geblieben; ich kann nur mühsam Gebrauch von ihnen machen und Ihnen gegenüber möchte ich mich nicht gern, wie bei den Andern, auf ein Dankeswort beschränken, sondern auf etliche Anfragen — die Sie wahrscheinlich vergessen haben!

Ueber den Göthetag durfte ich schweigen. Ich hatte mich verspätet bei der Besichtigung des lieben Hauses und seiner Sammlungen, welche beide in meiner Jugend als großartige galten und in ihrer Bescheidenheit — o, dieses Schlafkämmerchen! — unserer nach Eitelkeiten jagenden Zeit das beschämendste Schaustück und die lehrreichste Lection bieten könnten. Ich fand daher den Vortrag Dr. Suphans bereits begonnen; ersah keinen Sitzplatz mehr in dem gefüllten Saale und da ich längeres Stehen nicht mehr aushalte, wanderte ich hinaus auf die Friedhöfe, in deren Einsamkeit es auch lehrreich zuging. Von Saalweisheit ist mir demnach nichts kund geworden und die Theilnahme am Festschmause habe ich mir natürlich auch nicht zugemuthet, sondern im Hotel gespeist, und dabei,

wie überhaupt im Laufe des Tages, einige anmuthende Bekanntschaften gemacht, darunter die von Herrmann Grimm und seiner Frau, der jüngsten Bettinentochter. Am Abend aber sah ich die Iphigenie mit einem Wiener Schauspieler — Kainz hieß er, glaube ich, als Orest. Diesen Gast abgerechnet konnte man auf einer kleinen Bühne wie die Weimarsche natürlich keine Darsteller erwarten, welche der Bedeutung des Stückes entsprächen. Und da will ich Ihnen denn einen Eindruck nicht verhehlen, den — andeutungsweise — mir schon wiederholt das Lesen dieser Kostbarkeit erregt, die Anschauung aber, — die erstmalige im 70sten Jahre, — zum vollen Bewußtsein gebracht hat. Eine Frage: Hatte ein moderner Dichter, der solchen grauslichen Stoff in edelster, nahezu christlicher Weise nachbildete, das Recht, einen Muttermörder selbst durch die reinste Liebe entsühnen zu lassen? Kann diese umwandelnde Sühne einem heutigen Publikum verständlich gemacht werden? Ich versichere Sie, mich wandelte ein Lachen an, als der von den Furien gepeitschte, todesbleiche Wahnsinnige, der sich beim Aktschluß wie ein Wurm im Staube gekrümmt, wenn der Vorhang sich wieder hebt, ein schlanker, hübscher Bursche, wohlgemuth, rotwangig und ritterlich geputzt wieder zum Vorschein kommt. Da macht uns der alte Euripides vor drittehalbtausend Jahren die Geschichte doch plausibler.

„Ein gutes Recht durch grausame That ausgeübt!" sagt ungefähr die edle Tochter der gemordeten Mutter. Punctum. Daraufhin lügt sie, trügt, stiehlt und das große Werk endigt nach göttlichem Rathschluß, wenn auch hinter der Scene — mit einer gedeihlichen Prügelei. Nach meinem vielleicht weibischen Empfinden hätte ein moderner behandelter, der reuige Orest unter dem umhüllenden Schleier der reinen priesterlichen Schwester Frieden im Tode finden und Iphi-

genie, indem sie das Recht erwirbt, seine Leiche zur Bestattung in die Heimat zu geleiten, das unselige Geschlecht abschließend entsühnen müssen. Höchstverehrter, den man den letzten Heiden-Griechen genannt hat, verzeih' mir die Ketzerei.

Nun wollten Sie auch wissen, wie mir der Salander gefallen hat? Und da muß ich denn ehrlich sagen: gefallen wieder einmal gar nicht. Ich habe ihn in Wiesbaden gelesen; zu Ende aber wahrlich nur Ihretwillen, werther Freund. Der Anfang war sehr anmuthend in Ernst und Humor, und, nun ja, der Autor schöpft aus voller Kenntnis aller der Mittelmäßigkeiten, deren weitläufige Entwicklung er schildert; auch interessirte mich allenfalls die — nicht ohne Ironie — behandelte Wirksamkeit der Schweizerischen freiheitlichen politischen Zustände; dahingegen das der socialen Gebrechen, die wohl in allen Ländern ihres Gleichen haben, mich auf das äußerste ennuirte. Die Phantasiefarce der Zwillinge war mir widerlich. In Summa: das Herz ist mir — mit Ausnahme der Einleitungsscene — nicht ein einziges Mal auch nur lauwarm über der Lectüre geworden und sage ich auch: wohl dem Hause, dem eine so brave, immer das Richtige fühlende und thuende Frau wie Maria Salander vorsteht, und wohl dem Volke, wenn es in seinem Mittelstande viele solche verständige Frauen giebt, zum Vorwurfe eines Dichtergebildes genügen sie aber nicht, da ist eben immer noch eher so ein gutmütiger Faselhans und Miniatur Quixotte wie Herr Martin zu gebrauchen, weil er ein bischen phantastisches Leben in die Alltäglichkeit wirkt und weil Liebe und gesunde Vernunft ihn zum Object ihrer Correctur machen können.

Daß Ihr Landsmann ein geist- und gedankenreicher Autor ist, diese Anerkennung werden Sie mir zutrauen; ich — sonder Kritik, aus rein persönlichem Empfinden — werfe ihm nur vor, daß er sich mit der Zeit geflissentlich mit seinem

überlegenen Können in eine Schule — die Kellerei! — festnistet, die er selber, als Erster unter uns Deutschen durch seinen grünen Heinrich ins Leben gerufen und auf der er so viele unebenbürtige Nachtreter gefunden hat. Wie ich über den sogenannten Realismus denke, wissen Sie. Ueber den in der Malerei nicht besser. Gleichgültig und langweilig — der deutsche nämlich. Der fremdländische wirkt stärker — abschreckend.

Und nun will ich Ihnen schnell noch erzählen, daß es mir auf meinem 6wöchentlichen Ausfluge gut ergangen ist, obgleich meine Hände dick und steif geblieben sind und ich mich kläglich matt und schlaff fühle. Wiesbaden ist ein verwöhnend anmuthiger Ort und meine gütigen Verwandten thaten mir alles Denkbare zur Freude und Liebe. Ich trennte mich von ihnen in Biebrich am 25sten um allein auf einer Rheinfahrt mit dem siebenten Jahrzehnt abzuschließen. In Ems wurde dann das achte angetreten und am Abend des 30sten Juni war ich wieder heim in meiner Klause. Da empfing mich denn allerlei Geschäftliches, Neuzuordnendes; die Kunde von einem betrübenden Todesfall in meinem Familienkreise, zumeist aber Erfreuendes. Viele Menschen, fast ausschließlich Unbekannte, selbst dem Namen nach, hatten den Tag, der an und für sich gewiß kein beglückender ist, durch liebreiche Erinnerungszeichen zu einem solchen gemacht. Die Blumen waren freilich meist verwelkt; aber als pièce de resistance steht obenan ein schönes Album, in welchem auf 100 Blättern meine östreichischen Gönner und Freunde sich eingetragen haben in Prosa und in Poesie. Von den dortigen mir dem Namen nach bekanntgewordenen Dichtern und Schriftstellern fehlt wohl kaum Einer. Der deus ex machina dieser stolzen Ueberraschung ist natürlich meine liebe, unvergleichliche Fr. v. Ebner; obgleich sie nichts davon wissen will. Wie sollten

aber ohne ihren Impuls die vielen Namen der hohen östreichischen Aristokratie in dieses Gedenkbuch kommen?

Auf Ihren Pescara freue ich mich. Lassen Sie seine Versuchung nur nicht gar zu grauslich werden. Es ist doch der Gemahl von Michel Angelos Seelenfreundin?

Und wohin führt Sie und die Ihren die alljährliche Alpenfahrt.

Heute fand ich in einer alten Illustrirten Zeitung Ihre Biographie von Salomon, samt Bild; sehr gut, besonders weil zum ersten Male ohne Brille; und darunter eine Ansicht vom Pilatus. Absicht oder Zufall: die Zusammenstellung gefiel mir.

Und damit leben und wirken Sie weiter wohl und froh.

In dankbarer Verehrung

Louise François.

107.

letzter Juli 1887.

Da Sie, verehrte Freundin, in Interlaken heimisch sind, kennen Sie wohl auch das darüber, an einer Berghöhe gelegene St. Beatenberg, wo ich Ihnen diese Zeile schreibe. Es ist eigentlich für die kl. Milly daß wir uns hier aufhalten, wir, (ich wenigstens) hätten eine höhere Station vorgezogen und auch einen stilleren Ort, denn die natürliche Terrasse, die sich hier, der Jungfrau gegenüber, stundenweit am Bergesrande hinzieht, ist von Spaziergängern aller Nationen gefüllt. Doch fehlt es auch an Schattenbänken nicht, wo sich dies und jenes „kühl" überlegen läßt.

Daß Sie in Oesterreich gefeiert wurden, freut mich herzlich; auch in der Schweiz wurde Ihr Tag sicherlich von Manchem, wenn auch in der Stille, begangen. Obgleich in einem

wahren Strudel von Arbeit und Besuchen lebend, habe ich an demselben recht herzlich Ihrer gedacht und Ihnen alles Liebe gewünscht.

Der Pescara ist in Berlin und ich denke jetzt von ihm weg, so weit ich kann: er hat mich lange genug beschäftigt.

Ihr CFM.

Noch einmal meine Wünsche der 70jähr. Freundin.

108.

Kilchberg bei Zürich 10. Nov. 1887.

Verehrte Freundin,

es ist lange, daß ich keine Nachricht von Ihnen habe, ich meine: meine letzten Zeilen waren von St. Beatenberg und beantworteten jene Ihrigen, worin Sie Ihre Heimkunft gemeldet hatten — und ich wüßte jetzt gerne, wie Sie den Winter antreten.

Hier befinden wir uns Gottlob, ganz wohl, dank einer Nachcur in Mürren (ebenfalls im Berneroberland) die vorzüglich wirkte.

Ich sage Ihnen den Pescara an, der in wenig Wochen bei Ihnen sein wird, d. h. die Versuchung des Pescara, wie Sie wissen, aber keine Versuchung in der Art des St. Antonius, sondern — doch ich will nichts verrathen. Nur Eines, bitte, rechnen Sie mir nicht zu, was meine Personen reden, besonders an einer gewissen Stelle.

Frl. Truscovich bringt ihren Winter in Berlin zu.

Ich bin ganz beklemmt von den eben aus San Remo anlangenden Nachrichten. Möge es sich noch zum Guten wenden! ich habe den Kronprinzen — ganz im Stillen und Bescheidenen — stets verehrt und geliebt.

In herzl. Ergebenheit

Ihr CFMeyer.

109.

Weißenfels 11. 11. 1887.

Verehrtester!

Ich habe den Dank für Ihre freundlichen Zeilen aus Beatenberg verschoben, bis ich den für die genoßene Freude an Ihrem Pescara hinzufügen durfte. Denn daß mir der letztere anregend gute Stunden bereiten würde, wußte ich aus ungeschwächter Erfahrung beim jedesmaligen Nacherleben einer Ihrer Dichtungen.

Gestern habe ich nun im Nov.-Heft der Rundschau den Schluß dieser jüngsten gelesen; zum zweiten Male, wie es bei Ihren Producten Bedürfniß und Vortheil ist. Je öfter je besser! und so sage ich nun heute Dank und schildere im Vertrauen auf bewährtes Wohlwollen und freundschaftliche Geduld den empfangenen Eindruck.

Mehr noch als bei Ihren früheren Novellen setzten bei der gegenwärtigen Stoff wie Behandlung so bedeutende Zeit- und Lokalkenntniße voraus, daß der gründlich verstehenden Leser nicht allzu viele sein werden. Aber für Majoritäten schreiben Sie ja auch nicht. Mir für meinen Teil wurden eingeschlummerte alte Bekanntschaften aufgeweckt, verblaßte Bilder aufgefrischt; ich orientirte mich leicht und las die erste Hälfte mit gespanntem Interesse und unbedingtem Genuß: ein bedeutendes Problem, eigenartige Charactere — Morone ein Cabinetsstück! — mannigfaltige Antitheſen, inhaltsgefüllter Vortrag, jedes Wort ein Sinn!

Der zweite Teil enttäuschte mich einigermaßen; zunächst wohl des irreführenden Titels halber. Denn nicht von einer wirksamen Versuchung, nur von dem verpuffenden Abprall einer solchen und zwar von einem Abprall aus Schicksalszwang nicht aus freier Wahl, ist ja die Rede. Ja, auch nach

wiederholtem Lesen und Überdenken frage ich mich, ob der mit offenbarer Vorliebe geschilderte Pescara nicht an Werth und Antheil gewonnen haben würde, wenn er, wie angedeutet wurde, wahrhaft vor einem Zwiespalt der Pflichten gestanden hätte und das von zwei extremen Richtungen an ihn herandrängende Werben um seine Führerschaft — beide auf seine doppelseitige Blutabstammung gegründet, — an ihm gescheitert wären, als er noch im vollen Lebensbewußtsein verharrte, ein Held der Treue in einer Zeit und Zone allseitigen Verraths.

Sie haben vermutlich den historischen Pescara geschildert, der auf der einen Seite vaterländische Regungen nicht kennt, auf der anderen vom katholischen Glauben abgefallen ist, nach außenhin als die Wirklichkeit ermeßender Politiker entscheidet, nach innen dem Tode, dem er sich verfallen weiß, mit stoischer Ruhe als einem Befreier entgegenblickt. Denn nach beiden Seiten sieht er für sich nur Gefahr und für die Sache, die er dienen soll, nur Untergang oder Verderbniß bevor. So verschmelzen Treue und Tod sich zu einer Nothwendigkeit. Würde es aber nicht dichterisch noch wirksamer gewesen sein, wenn die Todeserkenntniß und Bereitschaft ihm erst gekommen wäre, nachdem er im Widerstand gegen die Versuchungen „des Besten im Leben: Schönheit und Herzenskraft" Sieger geblieben war. Oder sollten Sie noch einen tieferen Sinn mit Ihrem Gebilde verbunden haben, der meiner Weibischheit entschlüpft?

Daß dagegen der Obsieg über die zweifache Versuchung zur Rache, der nach weltlichen Begriffen denkbar berechtigsten, erst erfolgen konnte, nachdem der Tod dem Kämpfer seinen adelnden Stempel aufgedrückt hatte, ist selbstverständlich; ein sieghaftes Merkzeichen menschlich christlicher Identität.

Die nicht bloß berufsmäßige, sondern innerliche Freundschaft des Helden mit dem gröblichsten aller Verräther selbst in dieser Zeit, wird wohl gleichfalls historisch richtig sein, bricht aber seinem, des Helden, Treuebedürfniß bedenklich die Spitze ab.

Die „Perle Italiens" haben Sie ziemlich nebenfigürlich behandelt; es möchte aber auch schwierig sein, eine Frau, welche in der Weise ihrer Bedeutsamkeit für ihre Zeit in keiner andern Zeit und Zone ihresgleichen hat, in vollgültiger Weise dichterisch zu verwerthen.

Sonntag.

Soweit hatte ich vorgestern geschwatzt, als die neuesten Telegramme aus Italien Athem und Hand stocken ließen. Und so bis heute. Alle Gedanken nehmen diese Richtung. Denn, wenn selbst Sie, Schweizer und Republikaner, sich von ihnen beklemmt fühlen, wie muß es uns daheim zu Muthe sein. In solchen Lagen wird es erst klar, was eine Monarchie zu bedeuten hat. Man empfindet das Schicksal des obersten Volksgenossen nahezu wie das der eigenen Familie; und mehr wie dieses, wenn im Gefolge von jenem eine Catastrophe für das Vaterland zu drohen scheint. Wir glaubten, sobald die Augen eines Urgreises sich geschloßen hätten, auf einen nicht mehr jungen, braven, mäßigen, pflichttreuen Mann im Regimente rechnen zu dürfen; den Sohn des Vaters; gewiße leis liberale antihohenzollernsche Anwandlungen — Thronfolgerart, oder vielleicht von jenseits des Kanals importirt, hätten nicht geschadet, auch wenn sie Stand gehalten — da wird ein Wärzchen zum Schicksal. Ja, die Lehre Ihres Pescara kommt zu rechter Zeit. Thun was die Stunde fordert, schweigen und sterben. Hauptsache: das Ausheben der Stunde nicht verpassen, [„bereit sein,"] der Schluß aller Philosophie.

Inzwischen sind nun gestern Ihre freundlichen Zeilen vom 10. eingetroffen. Sie kündigen mir eine vielwerthe Gabe an, die mit Liebe, in Ehren empfangen und von Neuem gründlich genossen werden wird. Den Bogen Nro. I möchte — und sollte vielleicht — ich vernichten. Doch mag er zu Ihnen sausen, ein Merkzeichen wie lebhaft ich mich mit Ihnen und Ihrem jüngsten Kinde beschäftigt habe. Sie brauchen ihn ja nicht zu lesen. Für welche Gesprächwendung in der Novelle Sie die Verantwortung ablehnen, verstehe ich nicht. Doch wohl nicht die über das Verderben der armen Julia? Wo das Problem der Treue behandelt wird, muß auch diese Saite angeschlagen werden.

Daß es Ihnen und den Ihren gut geht, beglückt mich. Hüten Sie sich nur während der Jahreswende, die Ihnen schon mehr als einmal Unliebsames gebracht hat. Daß Sie von Beatenberg noch nach Mürren, dem vielgepriesenen, für mich unerreichbaren gegangen waren, und sich da — begreiflicher Weise — wohler befunden hatten als in B. hatte mir bereits Frl. Doctor erzählt. Sie war vor 3 Wochen von Berlin aus auf 4 Tage hierher gekommen, hatte die Tage still bei mir zugebracht, ihrem Verlangen gemäß aber im Gasthause genächtigt. Wir haben freundlich und bei manchem Abweichen der Meinungen und Lebensformen, die im Umgang häufig mehr bedeuten als Meinungen, friedlich ja herzlich miteinander verkehrt. Aber ein Stachel der Sorge ist gerade darum mir im Herzen zurückgeblieben, der der Sorge um der begabten Streberin Zukunft nicht bloß in äußerlichem Betracht — darüber fehlt mir die Einsicht, sondern nach Innen hin. Alle Bedeutung des Lebens, ohne jeglichen Ausläufer in die Gemütssphäre, lediglich in der des doch so eng begrenzten Verstandes suchen, kann keinen Menschen und zumal keine Frau zu einem befriedigenden Abschluß führen. Das Ver-

liner Treiben sagt ihr zu, raubt ihr aber die Arbeitsruhe, wie sie sagt, daher sie, bevor sie nach Zürich zurückkehrt an den Aufenthalt an einem stilleren und doch anregenden Platze, etwa Heidelberg denkt. Der Hauptmagnet in Berlin ist für sie Eugen Dühring, den sie für den ersten, ja einzigen bedeutenden Denker der Gegenwart, hält. Für einen Reformator. Sie werden von dem Manne gehört, vielleicht gelesen und würden ihm, dem von Jugend an Blinden und ohne Zweifel in gewißem Betracht Mißhandelten, dem völlig Armen Mitleid nicht versagt haben, wenn Mitleiden mit seiner Person ihm nicht eine unerträgliche Erfahrung wäre. Anerkannt, bewundert will er sein. Um der Dr. genug zu thun, habe ich u. a. seine Selbstbiographie gelesen, leider! denn was die Sache anbelangt, so verstand ich das nicht, was neu und vielleicht bedeutend sein konnte; was ich aber verstand, war nicht neu und das Zukunftsideal seiner „freien Vereinigung", so eine Art Tugendbund oder Loge, natürlich mit E. Dühring als Großcophta an der Spitze, erweckte ein Lächeln und vor seiner Nüchternheit einen gelinden Schauder. Was aber das Leben anbelangt, hätte die Anklage der Gegner — Feinde, wie er sie nennt, — nicht wirksamer unterstützt werden können als durch diese seine eigne Darstellung. Jede Seite deutet auf Größen- und Verfolgungswahn. —

Der zweite Bogen ist zu Ende und ich sagte gern noch mehr. Sie Armer! Eins nur noch: nach einem jämmerlich greisenhaft ermattenden Sommer geht es mir über Erwarten und Verdienen zur Zeit gut. Ich gehe in den bösesten Wettertagen in's Freie und lese abends ohne eine zu große Augenanstrengung: gegenwärtig Toquevilles Revolution. Kürzlich Friedrich Wilhelms Briefwechsel mit Bunsen, den Sie wohl kennen.

Dank und Gruß von Ihrer aufrichtig ergebenen

L. François.

Die Todteninsel habe ich vorig Jahr in Berlin gesehen und kürzlich in Leipzig wieder gesehen. Das einzige mich ansprechende und allenfalls mir verständliche von Ihrem B.

110.

(Postkarte.) Weißenfels 27/11. 1887.

V. F.

Der glorreiche Held ist einpassirt, in glänzendem Ornat alle seine Vorgänger überstrahlend. Er ist mit Dank und Freude empfangen worden und der gebührende Ehrenplatz ihm verbürgt.

L. v. F.

111.

Kilchberg 30. Nov. 1887.

bei Zürich.

Verehrte Freundin,

Ihre Gedankenwege über Pescara sind mir wohl bekannt, denn ich bin sie fast in denselben Stapfen gewandelt. Schließlich aber meinte ich meinen Helden nur auf diese Weise zugleich rein und lebenswahr halten zu können. Seine tödtl. Wunde bewahrt ihn (fataliter) vor Verrat. Hier ist alles Notwendigkeit; kein Dramastoff, da Freiheit und Wahl mangelt, aber warum kein Novellenstoff? Versuchung ist sprachlich richtig, er wurde ja in Versuchung geführt, wenn auch ein Unversuchbarer, was der Versucher nicht ahnte.

Mein Verleger hat mir einen Verdruß gemacht mit einem Circular, worin er sich über die Einzigkeit unseres (d. h. Haessels und meines) Verhältnisses gar rührend ausläßt und seine Collegen die Buchhändler ein Rudel nennt. Ja unsere

Freunde! Nicht nur sich selbst sondern auch sie contrôliren zu müssen!

Sie haben recht, man bleibt Frl. Druscovich gut, wie wunderlich sie sich zuweilen geberde! Recht wunderlich! Ihr Übel ist ein unmäßiger Ehrgeiz mit vagen Zielen. Wie ganz anders stand und ging, physisch und geistig, Johanna Spyri in den Jahren der Druscovich, da war Treue und Trotz und Stolz, und Macht und Muth, doch wie gesagt, ich mag die Druscovich wohl leiden, und halte sie für relativ gut. Sie schrieb mir, daß Ihre Lage, verehrte Freundin, in Weißenfels eine beneidenswert glückliche sei. Das freut mich und ist wohl die Wahrheit.

Keine guten Nachrichten von mir; ich Ärmster werde fataliter gegen Drama und D. Kaiser getrieben und dem Schiffbruch — trotz der Weisheit meiner Jahre — kaum entgehen. Schicksal!

Herzlich

Ihr CFM.

Das über die D. ist doch zu streng. Sie hat doch auch viel Naivität und viel Reinheit in ihrem Irrsal. Dazu ist sie interessant und — vielleicht — hoch begabt.

112.

ich beendige das Jahr nicht, ohne Ihnen einen Gruß gesendet zu haben, verehrte Freundin.

Meinen Gewohnheiten getreu, habe ich noch vor Jahresschluß ein heftiges rheumatisches Fieber durchgemacht, das mich denn noch ein bischen mitgenommen hat. Jetzt geht es wieder besser.

Der Erfolg, was man so nennt, des Pescara (4. Aufl.) hat meinen lieben Haessel ein bischen berauscht und mich so

nüchtern als möglich gelassen. Wenn mir Gott Leben gibt, wie ich hoffe, will ich noch einen weit tiefern und vollern Ton anschlagen. Ich erinnere mich, in meinen letzten Zeilen ziemlich unbarmherzig über unsere Freundin D. mich ausgelassen zu haben. Das war nicht recht, und im Grunde bin ich ihr auch redlich zugethan. Was mich gegen sie aufbringt, ist nur daß ich ihr gerne helfen möchte und es mit dem besten Willen nicht vermag.

Frau und Kind sind leidlich wohl und betheiligen sich an den Festlichkeiten. Auch ich betrete das neue Jahr nicht unfestlich, und wünsche der Freundin in Weißenfels, was ihr Herz verlangt.

Um eine Zeile über Ihr Befinden bittend,

in Freundschaft

Ihr CFMeyer.

30. Dec. 1887.

113.

Weißenfels Neujahrsabend 1888.

Verehrtester!

Das ist ja eine bängliche Kunde, die (soeben) den ersten Jahrestag für mich abschließt. Sie sind fieberkrank — „gewesen" — sagen Sie; aber ich traue Ihnen nicht; Sie sind in diesem Punkt zu sanguinisch — oder etwas anderes und ich wiederhole den Vorwurf und den Wunsch früherer Jahre: sobald der Winter naht fort in ein milderes Klima; ja vielleicht wäre es zur Zeit, wo wir bis über die Ohren in Eis und Schnee stecken, noch nicht zu spät für Italien, das geliebte; es liegt Ihnen ja in jedem Sinn so nahe. Ich will Ihnen eine mir nicht geziemende sentimentale Verweisung ersparen; aber erinnern muß ich Sie doch daran, daß Sie

kein Recht haben, unserm einzigen noch lebenden deutschen Dichter eine irgend denkbare Schonung zu verweigern, und wohl gar, da man dem Seidenwurm nun einmal nicht verbieten darf zu spinnen, ihm als Halbgenesenen das Fabuliren, Dramatisiren, Poetisiren ꝛc. zu gestatten. Heilen Sie sich aus, gründlich aus — weiter bleibt uns Ihren Freunden für Sie wohl kaum etwas im neuen Jahr zu wünschen.

Der Erfolg des Pescara freut mich für Sie und Ihren Verleger; ganz besonders aber auch für unser Publikum, dessen Minorität ich der Zahl nach unterschätzt hatte. Aber es muß doch einmal gegen die überschäumende Salbaderei und die gegenseitige Lobhudelei der Salbader eine Reaction erfolgen; Geist und guter Geschmack können doch nicht ganz in die Brüche gegangen sein. Es dauert bei uns Deutschen nur immer eine Weile, bevor sie zu einem selbstständigen Eindruck gelangen. Bei aller Individualitätssucht wollen sie im Gebiete der Kunst einem Leithammel folgen.

Unser Fräulein Doctor ist, wie Sie wohl wissen werden, nach Dresden übersiedelt, um gesellschaftlich auszuruhen und begonnene Arbeiten zu vollenden. Leider ist sie dort unwohl geworden; welcher Art schrieb sie nicht; ich habe sie aber dringend gebeten, baldigst nach Zürich unter die Pflege ihrer Mutter zurückzukehren. Das töchterliche Verhältniß ist mir das problematischste in ihrem Wesen. Welcher Art mag die Frau sein, deren einzige Tochter, vielleicht ihr einziges Kind, ihrer niemals erwähnt und sich nur fern von ihr wolzubefinden scheint? Ich halte die Dr. nicht nur für eine innerlichst unglückliche, sondern auch für eine körperlich nicht gesunde Natur — (beides dem Gebahren u. dem Anscheine zum Trotz —) und vielleicht eben darum für weit gründlicher ein Weib als sie es selber ahnet, oder zugeben würde. Ich kann mich überhaupt keiner Frau erinnern, oder mir eine solche denken, die es da-

hin gebracht hätte, vor den Matronenjahren blos ein Mensch zu sein. Wie selten sind selbst die Glücklichen, die es nach diesen Jahren dahin bringen. Sie haben, Verehrtester, unsere Freundin durchaus nicht so streng beurteilt, wie Sie sich — rührender Weise! — vorwerfen. Die Reinheit, die Vornehmheit ihrer Denkart und Gesinnung haben Sie voll gewürdigt und das nahezu tragisch beunruhigende in ihrer Wesenheit ganz richtig in ihrer Selbstüberschätzung gefunden. Mit ihrem Bildungsgange und ihren Kenntnissen würden hunderte von Männern sich in einer Lehrerstellung oder dergleichen begnügt gefühlt haben; sie, auf dem Ausnahmsstandpunct einer Frau verlangt von sich u. für sich etwas besonderes, für welches Verstand und Studienreife nicht genügen und der zeugende, zündende Funken ihr zu fehlen scheint. Ich hatte ihr zugeredet es mit einem Lustspiel zu versuchen, an welcher Gattung wir Deutschen so jämmerlich Mangel leiden und für das sie Sinn zu haben schien, wurde aber abgewiesen fast so als ob die Zumutung eine unwürdige wäre. Ist sie doch in meinem mässigen Bekanntenkreise nicht die einzige Frau, die sich mit Leidenschaft in die philosophische Sphäre vertieft hat, aus der das Männervolk sich jemehr und mehr zurückzieht. Helfen können wir Beide ihr nicht, Verehrter, Sie müssten denn — aber das sage ich Ihnen nur ins Ohr — einen braven klugen Mann wissen, der sie lieb gewönne. Ich traue ihr zu, daß sie eine gute, eine noble Ehefrau würde. Aber — wo ist er? Nun, können wir ihr nicht helfen, so wollen wir ihr doch Freunde bleiben, redliche, aufrichtige, theilnehmende Freunde. Verwandte von mir, an die ich sie gewiesen hatte, schreiben mir übrigens, daß sie in Berlin sehr freundlich aufgenommen worden wäre und man sich um des tüchtigen Kernes willen bald über manche ungewohnte Form weggesetzt habe.

Sie verweisen als auf eine Gegenfüßlerin der Dr. auf Ihre Freundin Spyri; ich könnte Ihnen noch eine andere, jüngere nennen, Hermine Villinger aus Karlsruhe, die mich verwichenen Sommer in Wiesbaden aufsuchte; ich war schon früher durch einige allerliebste Volksgeschichten — Zenz usw. — auf sie aufmerksam geworden; nun hat sie mir eine bei Spemann erschienene Sammlung ähnlicher Bilder — Aus meiner Heimath — geschickt, deren warmer, freudiger, neckischer Ton wahrhaft erquickend wirkt. Es ist eine Ader von Ihrer Spyri, unserem Reuter und sogar von weiland Jean Paul, sobald er in der Volkssphäre bleibt, die in dieser frohen liebenswerthen Mädchenseele sprudelt.

Und nun eine Frage — auch wieder ins Ohr: Haben Sie die jüngste Erzählung meiner lieben Ebner, „das Gemeindekind", Ihrer Durchsicht werth gehalten? Es würde die Autorin und es würde auch mich beglücken, wenn ich ihr sagen dürfte, daß Sie es mit Antheil und Anerkennung gethan hätten. Ihr Gebiet ist ja eine andere Gesellschaftsschicht; zu dieser Studie ihres heimathlichen — tschechischen — Landlebens hat sie ihr warmes, liebreiches Menschenherz getrieben. Wenn Sie die Frau kennten würden Sie sich für sie begeistern, wie es alle thun, die in ihren Kreis treten. Leider ist auch sie krank und ich kann nur mit tiefer Sorge an sie denken.

Sie wollen wissen, wie es mir geht? Nun nicht schlimm; meine 4 Pfähle verlasse ich zwar seitdem es Winter geworden nicht mehr; habe sonach seit Wochen außer meiner Zofe keinen Menschen auch nur von oben herab gesehen, denn die Fenster thauen nicht ab. Heute aber leuchtete das Abendrot über den Schneefeldern, wie es über Ihrem Albis nicht purpurner leuchten kann. Die Festzeit habe ich allein und mucksmäuschenstill wie jeden Alltag hingebracht; aber wie gesagt: krank bin ich nicht, nur alt. — In meinem nächsten Briefe

schreibe ich Ihnen vielleicht über einen Plan, der von Außen angeregt, in mir ein bischen rumort. Nichts Neues; nur ein Auflebenlassen. Ich zweifele aber, daß ich den Erbfehler meiner Familie, die Lässigkeit, für die erforderliche Bemühung auftreiben werde. — Gott behüte Sie und die Ihren.

Louise François.

114.

Weißenfels 22. 8. 1888.

Verehrter Freund,

In diesem ganzen Jahre, jawohl noch länger, weder direct, noch indirect, ein Wort von Ihnen gehört und oftmals mit — will's Gott! ungerechtfertigter Sorge — an Sie gedacht. Ich muthe Ihnen nun nicht gern eine Bemühung zu, die mir allein Freude bringt, heute aber, d. h. in der Zeit, wo Sie in früheren Jahren von Ihren Alpenferien heimzukehren pflegten, heute bitte ich doch recht ernstlich, mir zu sagen, wie es Ihnen und Ihren Lieben in der langen Zeit ergangen ist. Auch das kürzeste Wort wird mit Dank aufgenommen werden.

Ich für mein Theil habe natürlich in gewohnter Weise still und einsam weiter gelebt. Während der sechs Wintermonate habe ich meine Klause mit keinem Schritt verlassen und auch selten — außer meinem Mädchen, — einen Menschen darin gesehen. Siebenziger altern mit Riesenschritten. Die jüngste Errungenschaft ist über dem rechten Auge der flatternde graue Staar, der aber zunächst nur insofern ein Onus bewirken wird, als man auf das noch heile und vielleicht für das Leben ausreichende linke Auge unwillkürlich viel schonende Rücksicht nimmt, also den außereinzigen Zeitvertreib an langen Winterabenden, das Lesen, erheblich be-

schränken wird. Im Vorsommer bin ich wieder etliche Wochen in Wiesbaden gewesen; nicht zur Cur, auch just nicht zum Vergnügen; eine in seltsamer Art erkrankte Verwandtin wünschte meine Gegenwart. Eine sich anschließende Rheinfahrt übte ihren alten Zauber; auch kamen mir die wetterlich angenehmsten Wochen dieses Pseudosommers zu Gute; so habe ich mich in der milderen Luft des Rheingaus, zu welchem Wiesbaden doch wohl gehört, und in freundlicher Verwandtenpflege wie in früheren Jahren recht hübsch erholt.

Auf der Rückreise besuchte ich auch meinen armen guten Jungen, das Sorgenkind Leo, das seit dem Frühjahr als Cadet in Oranienstein, einem alten, schönen nassauschen Lustschlosse hoch über dem Lahnthale zum Vaterlandsverteidiger gedrillt wird. Ich brauche Ihnen wohl kaum zu sagen, wie ich über diese bei uns zur Zeit so gepriesenen, überfüllten und in ihrer Art allerdings musterhaft eingerichteten Anstalten denke u. daß nur ganz unberechenbare Nöthe mich hätten bestimmen können, ein eignes Kind einer von ihnen anzuvertrauen. Es hat mir immer ein recht klägliches Armuthszeugniß geschienen, wenn eine Witwe eingesteht, ihre Söhne nicht selbst erziehen zu können. In diesem besonderen Falle schien die Wahl indessen aus inneren wie äußeren Gründen die gebotene u. ich hatte ja auch nur eine untergeordnete Stimme dabei. Der Knabe schied freudig und hoffnungsvoll, ist aber seitdem so von Heimweh, d. h. Sehnsucht nach seiner Mutter erfüllt, daß viel vernünftige Standhaftigkeit dazu gehört, ihn so lange zum Ausharren zu nötigen als die Gesundheit nicht ein Veto einlegt. Was ist hier Pflicht, was Grausamkeit?

Über die verhängnißvollen Erlebnisse in unsern höchsten Regionen und die sie begleitenden unerhört häßlichen Auswüchse, schweige ich. Was die Zukunft anbelangt, so ist es

noch schwer, nach Göthischer Vorschrift zu hoffen und zu vertrauen. Wohl den Gegenwärtigen, die helfen und handeln können.

Im Juli war Fräulein Dr. Druscovich ein Paar Tage — sogar als Hausgast — bei mir; recht freundlich und herzlich, wenn sie sich nur bemühen wollte, für alte Ohren etwas deutlicher zu sprechen und für alte Augen etwas deutlicher zu schreiben. Sie lebt jetzt in Dresden, wo es ihr wohl zu gefallen scheint; was ich begreiflich finde; ich hätte in jüngeren Jahren auch gern in Dresden gelebt; nirgends wenigstens lieber in Deutschland.

Gelesen habe ich, so viel ich mich erinnere, nichts Nachhaltiges. Gegenwärtig erquicke ich mich — tropfenweise — an einem Buche, dessen seit einem Menschenalter verstorbenen Autor ich als solchen nie hatte nennen hören. „Stier" heißt derselbe, seines Zeichens — irre ich nicht Architekt — Kunstprofessor — in Berlin. Aus seiner Hinterlassenschaft hat Lübke diesen Band, — „Hesperische Blätter" — schon vor 30 Jahren herausgegeben. Das wahrhaft Entzückende in diesen Blättern sind etliche erfundene Malerbriefe —„Novellen" — aus den verschiedenen Schulen des cinque cento, vorgetragen mit einer charakteristischen Frische und Anschaulichkeit, einer Diction, daß es Einem schwer wird, sie nicht für Übersetzungen, sondern für Phantasiegebilde zu halten. So recht aus einem vollgesättigten Künstlerherzen heraus.

Ein alter, liebenswürdiger Herr, mit dem ich in Neuenahr — nur auf ein Viertelstündchen — zusammentraf, der Buchhändler M. Ernst aus Berlin — (architektonischer Verlag, einstmals Gropius) hat mir das Buch zum Andenken an unser Begegnen geschenkt; der Verfasser ist ihm der theuerste Freund gewesen. — So lange wir Sommer schreiben, herrscht bei uns — drei Tage tropische Glut abgerechnet —, Regen und

Wind wie in Novembertagen. Ich bin zimmergefangen und trage meine dicksten Wintersachen. Da ersparten mir die südlichen Phantasieen schlechthin ein Ofenfeuer!

Gott befohlen, Verehrtester. Möchten Sie mir schreiben können, daß es Ihnen vortrefflich geht, daß Sie lustig schaffen und daß ich mir keine unnützen Sorgen um Sie machen solle.

Die Ihrige

Louise François.

Bei einem neulichen Besuche in Halle, wo ich den grauen Vogel recognoscieren ließ, lernte ich einen jungen Prediger Baumgarten kennen, der an dem Tage seinen sogenannten Licentiaten gemacht hatte und ein Sohn des Straßburger Historikers ist. Er war in Zürich und speciell in Ihren Verwandtenkreisen — d. h. Meyer-vetterlichen — sehr bekannt; auch in Männedorf; hat mir viel von Zeller usw. erzählt. Ihre edle Schwester kannte er leider nicht und auch Sie selbst wohl nicht persönlich.

115.

Weißenfels, 30. 8. 1888.

Verehrtester!

Schon wieder eine Bitte, die aber zum Glück für Sie keine Anfrage in sich schließt, weder an den Dritten, in dessen Interesse ich Sie stelle, noch an mich, die ich ihn hiermit bei Ihnen einführe.

Der Schwiegersohn meines Landsmannes und guten Freundes, des Halle'schen Augenprofessors, Geheimerath Graefe, ist jener Pastor Thümmel in Remscheidt, der sicher auch in Ihren Zeitungen nicht unerwähnt geblieben sein wird, sei es als reformatorischer Kämpe, sei es — nach Bismark'-

scher Auffassung, wie man sagt, — als Krakehler. Im übrigen — mindestens früherhin — eine liebenswürdige, lebensfrohe jugendliche Natur, mit seiner gleichgesinnten Frau — bei strenger Gläubigkeit — ein Repräsentant des „fröhlichen Christentums", wie er es selber nennt.

Besagter Herr, zur Zeit mit seinem Schwiegervater und einem Teil von dessen Familie auf einer Schweizerreise begriffen, hat, als ausbündiger Verehrer des Dichters C. F. Meyer, das starke Verlangen, dessen Bekanntschaft zu machen, ist aber zu bescheiden, so ohne weiteres an seine Thür zu klopfen, daher er von Jenes Gönnerschaft für eine alte Thümmel-Graefesche Familienfreundin unterrichtet, sich an letztere mit der Bitte um ein einführendes Fürwort gewandt hat. Nun ich denke, das würde kaum von Nöthen gewesen und der Besucher freundlich von ihm empfangen worden sein, wenn auch nicht von einem durchweg Gleichgesinnten — wie er vermuthen mag; ich aber nicht vermuthe, wennschon es ein anderes Ding ist, ob ein dichtender Laie, oder ein christlicher Priester in Glaubenssachen das Wort führt! Jesus und Luther sind keine Bruderseelen. Der letztere ist ein starker Held gewesen, aber allmählig alt geworden. Der mit der Dornenkrone wird ewig jung bleiben.

Ich habe Ihrem Bewunderer sagen lassen, daß er Sie voraussichtlich nicht daheim treffen wird. Seine Bitte abschlagen durfte ich aber nicht, Sie werden sie ihm und mir ja nicht übelnehmen. — Ich habe an ein paar schönen, sonnenhellen Tagen einen Ausflug nach Thüringen gemacht und hätte mir gern eine oder die andere von dessen vielen tiefen Tannenschluchten für meine hiesige Landschaft mitgebracht. —

Gottbefohlen

L. François.

116.

(Vignette von Kilchberg.)

Schloß Steinegg bei Frauenfeld
31. August 1888.

Meine liebe Freundin,

Sie haben es erraten: ich bin lange, den ganzen Winter, das Frühjahr und den Sommer, krank gewesen, und ich bin noch nicht genesen. Halsentzündungen verliefen in einen langwierigen chronischen Nasenkatarrh, den ich noch jetzt nicht los bin. Die Athemhemmung hat auch Herz und Lunge in Unordnung gebracht. Was davon auf Rechnung meiner Nerven kommt, kann ich freilich nicht beurtheilen. Trotz meiner 63 Jahre beginne ich mich langsam zu erholen und werde den folgenden Winter nicht nach Italien gehen, obschon dem nichts entgegenstünde, aber ich lasse es darauf ankommen, ob ich den nordischen Winter noch ertragen kann. So gern ich noch einen liter. Gang von 5—6 Jahren machen würde, so wenig fürchte ich früheres Ende.

Ahnungen habe ich gar keine, weder gute noch schlimme. An Ärzten hat es mir nicht gefehlt, auch eine galvanokaustische Kur habe ich gemacht; ohne Erfolg.

Da ich nicht arbeiten konnte, habe ich, um meine l. Frau von mir abzuziehn, sie ein kl. Asyl für 5—6 arme Reconvalescentinnen mit einer Diakonissin gründen lassen, das ganz gut gedeiht (vide Vignette) *).

ich selbst habe mich auf den Landsitz meines Schwagers (Steinegg) geflüchtet, wo ich sehr große Räume und Waldluft habe und bis Ende September zu bleiben hoffe. Schreiben Sie mir vielleicht hierher eine Zeile?

Sehr herzlich

Ihr CFMeyer.

*) „rotes Haus" (von Meyer auf das betreffende Dach der Kilchberger Ansicht gesetzt).

117.

Weißenfels, 24/9. 88.

Verehrter, lieber Freund,

Ich bin herzlich besorgt und betrübt um Ihres langwierigen Leidens willen. Sie geben ihm einen harmlosen Namen — falls Sie sich nicht verschrieben und statt Rachen- — Nasencatarrh geschrieben haben. Wir Laien nennen den letzteren Schnupfen, und wenn er hartnäckig wird: Stockschnupfen. Lästig genug mag der letztere sein, auch wohl ausartend; aber in diesem Maaße und in solcher Dauer wie Sie es — bei aller Resignation — andeuten, ist er mir doch nicht vorgekommen. Jedenfalls beklage ich, daß Sie sich nicht zu einem südlicheren Winteraufenthalte entschließen wollen. Denn so schön Ihr heimisches Kilchberg ist, catarrhalischen Entzündungen ist solche freie Höhe gewiß nicht günstig. Es ist eine sträfliche Grausamkeit der Ärzte, unheilbare Kranke noch in unheimische Fernen zu treiben: so schickt man einen mir Bekannten, den Präsidenten v. Wurmb in Wiesbaden, (dessen 94jähriger Vater General W. hier lebt), einen hochgradigLungenschwindsüchtigen, jetzt nach Madeira; — aber sicherlich giebt es anormale Zustände, auf welche Clima und Örtlichkeit von ausheilendem Einfluß sind. Ermatten Sie nur nicht sich selbst helfen zu wollen.

Der Verehrer, dessen Besuch ich Ihnen ankündigte, wird nun nicht die Freude gehabt haben, Sie kennen zu lernen. Mich dünkt, seine frische Natur würde Sie angesprochen haben. Mir ist er für einen Christuspriester zu kämpferisch geworden. Neulich fand ich in einem Journal N. N. das Bild von Leo Tolstoi; ein bärtiger, haariger alter russischer Bauernkopf, aber ein Tiefblick der Augen, den ich garnicht wieder vergessen kann; ich bedaure, das Blatt nicht herausgeschnitten und mich so des ersten bewußten Diebstahls im Leben schuldig

gemacht zu haben. Jemehr ich mich aber in die Eigenart dieses seltenen Menschen versenke, um so lebhafter wacht die Traumgestalt meiner Jugendjahre in mir auf, der die Wirklichkeit so gründlich Hohn gesprochen hat, daß sie mir mit der Zeit zu einem Blutsverwandten des Ritters von der traurigen Gestalt geworden ist.

Ein Aristokrat — d. h. ein Herrschender dem Herkommen nach — und ein Demokrat aus Herzenskraft; ein reich Begüterter und einfach volksmäßig lebend aus Rechtssinn; ein evangelischer Friedensfreund aus tapferer Kriegerprobe hervorgegangen; ein Wahrheitsforscher, der nach Volksveredlung strebt, ein Dichter, welcher des Glaubens lebt, für diese Veredlung durch seine Kunst zu wirken: So war mein nämliches Ideal vor länger als einem Halbjahrhundert und heute steht es nahezu verwirklicht — allerdings in mir damals fremdartiger nationaler Färbung — vor mir hochragend, inmitten eines Volkes, das sich kaum seines Halbbarbarentums bewußt zu werden beginnt und in Reih und Glied mit dem Heilandsjünger Tolstoi kämpfen Fanatiker der zerstörenden Theorie wie noch keine Nation sie hervorgebracht hat. Ob er den Glauben an seine menschenfreundliche Mission, — die Religion, der er den Dichterberuf bereits geopfert hat, durchführen kann und wird? Es scheint nicht so. Daß die Ernüchterung ihn nur nicht ins Extreme der Erkenntnis führe!

Verzeihen Sie die Abschweifung. Aber Sie wünschten vor dem Winterquartier noch ein Wort von mir und ich erlebe ja nichts Bemerkenswerthes, vegetire nur Tag für Tag mein Lebenspensum weiter ab.

Sie aber, Verehrter, sollen noch genießen und wirken. Gott gebe seinen Segen dazu.

In aufrichtiger Freundschaft

Louise François.

118.

Kilchberg, 15. Oct. 1888.

Verehrte Freundin,

hier bin ich wieder und muß Ihnen doch mit einer Zeile sagen daß ich mir besser daran zu sein scheine. Ich glaube wohl, daß Anaemie meinen Übeln zugrunde liegt und dagegen läßt sich schon etwas thun. Und nun kein Wort mehr von meinem Befinden, ich würde mich selbst damit langweilen.

Wenn Sie Leo Tolstoi beschäftigt, finden Sie eine gute Characteristik dieses Mannes in einer der letzten Nr. der Revue des Deux Mondes. Sein Glaubensbekenntnis (ma religion, in der französischen Übersetzung, in der ich das Buch kenne) ist höchst merkwürdig, ich habe es in einem Zuge gelesen, viel von Rousseau.

Und wunderlich, eine andere Ähnlichkeit. Mit Dühring, den uns Frl. Druscovich so vorzüglich resumirt. Beide, Dühring und der Graf, sind reformatorische Naturen und negiren (auch der religiöse Tolstoi) das Jenseits, wo ich natürlich nicht einverstanden bin.

Das Buch unsres Fräuleins hat mir im Grunde Freude gemacht. Es ist doch eine tüchtige Natur und raisonnirt vorzüglich. Wie schade, daß ihr zuweilen, selten, eine Insolenz entschlüpft, die durchaus mauvais genre ist (z. B. das „mit edler Schonung" pa. 16 Z. 12 v. u.). Auch sollte sie einmal aufhören, den Prof. Nietzsche (pa. 61) öffentlich zu züchtigen, ihm die Ruthe zu geben. Man wird sagen, sie hätte ihn gern geheiratet.

Ohne Scherz, ich habe das Capitel: die Lehre vom Lebensmuth, gerade jetzt, da ich mein Dasein zu vertheidigen habe, mit wahrer Auferbauung gelesen und auch in andern Capiteln sehr seltsamer Weise Sätze gefunden, die mir wahr

scheinen. Neben der Weisheit klingelt dann auch die Schellenkappe, z. B. die blinde Verketzerung Lessings, ein starkes Stück für einen Dühring. Doch genug, Sie sehen wenigstens, ich lese wieder mit Antheil, vielleicht wird alles wieder gut. Einiges gelernt habe ich auch in meiner Trübsal.

Herzlich

Ihr M.

Vor ein paar Tagen wurde G. Kellers Schwester, 66jährig, beerdigt, die ihm lange Jahre den Haushalt geführt hatte.

119.

Weißenfels, 18/12. 88.

Verehrter Freund,

Einmal noch vor der Jahreswende thun Sie mir die Liebe an und schreiben Sie mir ein Wort über Ihr Ergehen. Nur auf einer Karte ein Wort; aber ein ehrliches, das sich von selbst erklärt. Die letzte Nachricht — nach der Heimkehr, Anfang Herbst — lautete hoffnungsvoll und ist im freilich nicht zahlreichen Kreise meiner Befreundeten — kein einziger in meiner Hiesigkeit! — wie eine Freudenbotschaft aufgenommen worden. Denn — seltsam! niemand hatte von Ihrer Erkrankung gehört, bis ich dieselbe mitgeteilt; auch die Druskovitz nicht, die doch mit verschiedenen Zürichern correspondirt, wie sie sagt. Ihr günstiges Urtheil über ihren Dühring hat sie beglückt. Ihrem günstigen Urteil über Dühring würde ich gern beistimmen, wenn ich nicht D.'s Selbstbiographie und einiges andere von ihm gelesen hätte und es mir dadurch nicht unverständlich geworden wäre, wie ein Mensch — und zumal ein weiblicher Mensch — sich für

die Lehre dieses Mannes interessiren, ja begeistern kann. Sein Schicksal und die Art wie er es trägt, steht auf einem anderen Blatte. Da ist er in Wahrheit ein Philosoph.

Von mir ist nichts zu vermelden; ich möchte, ich wäre ein Murmelthier und könnte den Winter verschlafen. Das Schönste auf der Welt ist doch der Sonnenschein — Licht und Wärme. Wie benimmt sich denn gegen Sie in diesem Jahre der rauhe Geselle, der Ihnen schon manches Jahr mitgespielt hat, wennschon Sie ihm immer das Wort geredet haben als einem Arbeitsfreunde? Freuen Sie sich mit Ihrem Töchterchen auf den heiligen Christ?

Aber ich will ja nicht fragen, nichts weiter als: Sind Sie gesund, oder immer noch krank?

Daudets Tartarin sur les alpes habe ich kürzlich mit demselben Ergötzen gelesen wie Sie vor Jahr und Tag. Wie ist es aber denkbar, daß in derselben sonnigen Phantasie das Schauerstück der „Evangelistin" entspringen konnte? Sollte der Calvinismus heutzutage noch zu derlei Ausgeburten der Unsinnlichkeit sich steigern lassen? In hellen Stunden lese ich jetzt: La vie de Marie Antoinette von Chambrier (ein mir durchaus unbekannter Name). Ich möchte ihn für einen französischen Schweizer halten, um seiner gerechten Vorliebe für die deutsche Österreicherin willen, wennschon diese Meinung wenig stichhaltig ist, da ja verschiedene Ihrer landsmännischen Autoren die erschrecklichsten Deutschenfresser sind. Das Werk ist übrigens in Paris und bereits in dritter Auflage erschienen; ich habe bis jetzt keine neuen Auffassungen gefunden, nur ausführlichere Schilderung des altbekannten. Welch einen tragischen Stoff ohne Gleichen hat aber ein Shakespeare Redivivus — in etwa zwei Jahrhunderten, denn so lange der geschichtliche Gährungsprozeß nicht abgeklärt ist, bleibt der edelste Wein der Dichtung ungenießbar. Und dieser Pro-

zeß hat Weile. Ein Leidensjahr geht für Sie zu Ende. Möge das kommende Ihnen Kraft und Freude wiedergeben.

Gott befohlen!

Louise v. François.

Auch Ihrer Frau Gemahlin die herzlichsten Wünsche und Grüße.

Neulich Nacht fiel mir eines Ihrer schönsten Gedichte ein: der „Doppelreigen". Ich suchte es am Morgen in der Sammlung, die Sie mir gütigst verehrt haben und fand es nicht. Ich kann mir das garnicht erklären.

120.

26. Dec. 1888.

Verehrte Freundin,

heute vor einem Jahr, gerade, da ich unsere Weihnachtsgäste erwartete, bin ich erkrankt, in der Osterwoche stand es am schlimmsten, noch in den Sommermonaten, auf dem Schloß meines Schwagers Steinegg war mir schlecht zu Mute und erst, da ich zur Heimkehr im Waggon saß, fühlte ich wieder eine gewisse Freude an der Landschaft. Von da an ging es langsam, wie das Uebel gekommen, sehr langsam besser und jetzt darf ich nun gar nicht mehr klagen über den Rest, den ich noch zu verwinden habe. Was war das Übel? Eine völlige Entartung der Nasenschleimhäute mit anämischen Erscheinungen. Dagegen gewirkt wurde durch Galvanokaustik, Bor (ein vorzügl. Mittel) und eine völlig veränderte Lebensart. Geredet wurde davon wenig, weil — abgesehen von meiner sonstigen Zurückgezogenheit, — meine Frau und ich übereingekommen waren, den bösen oder wenigstens übertreibenden Mäulern möglichst die Nahrung zu entziehen. Brieflich war ich zurückhaltend, weil ich mehrfach mir falsche

Hoffnungen gemacht hatte und ein gewisses (jetzt allmählig schwindendes) Mißtrauen in meine Lebenskraft mich entmutigte. Auch heute mag ich nicht jubeln, obwohl ich voller verborgener Hoffnung bin noch eine Weile mitthun zu dürfen, was mir nicht unlieb ist, und wofür ich dankbar bin.

De Chambrier ist ein Neuenburger aus einer alten royalistischen Familie. Mir, soviel ich von ihm gelesen, schreibt er zu schwülstig, was dem französ. Sprachgenius ganz entgegen ist.

In Ihrem Briefe aus dem letzten Winter, wo Sie eine so drollige Beschreibung Ihres Winterlebens machten, redeten Sie ziemlich geheimnisvoll von einem Unternehmen (ich mutmaßte, es handle sich um eine Gesamtausgabe, opera omnia). Erinnern Sie sich noch? Was war das? Während meines Leidens habe ich das Gemeindekind der Frau von Ebner gelesen, vor deren Talent ich Respect habe.

Also, liebe Freundin, wir bleiben auch 1889 gut zueinander? Nicht wahr?

Ihr CFMeyer.

63 ist für uns Männer ein kritisches Jahr, so ist hier der Volksglaube, das ist nun vorüber.

121.

Verehrte l. Freundin,

Noch einmal meine treuen Wünsche und die Bitte, beiliegende Karte an ihre Bestimmung gelangen zu lassen.

Die „zwei Reigen" stehen nur in den spätern Auflagen, ich sende Ihnen die nächste.

Gottbefohlen!

Ihr CFMeyer.

Kilchberg 29. Dec. 1888.

122.

Wiesbaden 19/5. 89. (Adolphstr. 3).

Verehrter Freund,

Wie mag es Ihnen während der langen Schweigepause ergangen sein und gegenwärtig ergehen? Besser — gut — immer noch kritisch? Wie gern wüßte ich es. Frl. Druscovic, die im Winter ihre Mutter in Zürich begrub, erwähnte Ihrer nicht in einem Briefe, den ich kürzlich von ihr aus Rom erhielt. Sie war im Begriffe, noch einen Flug nach Sicilien und womöglich Tunis — Karthago — zu unternehmen und wollte Mitte Mai schon wieder nach Dresden, wo sie sich häuslich eingerichtet hat, zurückgekehrt sein.

Ich habe mich nach fast siebenmonatlicher stummer, halbdunkler Zimmerhaft Anfang Mai aufgemacht und wie in früheren Jahren in dem Wiesbadener milden Klima, unter liebreicher Obhut und Pflege über Erwarten erholt. Spaziere tüchtig in der anmuthigen blühenden Umgebung und freue mich, noch einmal den Frühling erlebt zu haben.

Wiesbaden ist schon sehr besucht, wozu der Wunderdoktor Metzger nicht wenig beiträgt. Und nun wollen die Zeitungen wissen, daß auch Kraft-Ebing aus Gratz sich hierher versetzen und ein Sanatorium für Nervenkranke errichten wird.

In den letzten Tagen des Mai denke ich mit meinen hiesigen Verwandten: — Schwägerin und zwei Nichten — von hier aufzubrechen und durch die Westschweiz an den Genfer See zu sausen, um in Glion ein Paar Wochen Aufenthalt zu nehmen. Der Rückweg durch die Mittelschweiz: Interlaken, Brünig — führt mich auch wohl durch Ihr liebes Zürich. Ich werde es selbstverständlich nicht wagen, bei Ihnen um Nachfrage anzuklopfen, denke aber Ihre Landsleute auch bescheidenen Ranges werden mir Auskunft über Ihr

und der Ihren Befinden geben können. Möge es die erwünschte sein! Freilich weiß ich, daß Propheten und Poeten in ihrer eingeborenen Umgebung am wenigsten gekannt — d. h. erkannt werden.

Gelingt der Plan so wie er entworfen bin ich am 30sten Juni, wo mein Rundreisebillet abläuft, wieder in meiner heimischen Klause. Einstweilen ist mir zu Muthe, wie dem Vogel, dem die Käfigthür für ein Weilchen geöffnet worden ist.

Gott befohlen.

Mit wärmsten Wünschen die Ihrige

Louise François.

123.

Kilchberg-Zürich 20. Mai 1898.

Verehrte Freundin,

Gottlob habe ich im Ganzen nur Gutes zu melden. Der Winter ging katarrhlos vorbei, ja die Kälte war mir wohlthätig und es kann sein, daß ich mein sehr leidlich gewordenes Übel wieder völlig los werde. Ein gewisses Gefühl der Lebensunsicherheit ist mir begreiflicherweise geblieben, aber es hindert nicht Anfänge neuer Thätigkeit.

Meine notgedrungene Zurückgezogenheit ist mir lieb geworden und natürlich keine absolute. Donnerstag z. B. wird mich der l. Lingg von München besuchen und auch Ihr Besuch Juniende, verehrte Freundin, wird mir Freude machen; nur bitte ich doch um Voraussendung einer Karte, ob ich noch hier in Kilchberg sei, was übrigens sehr wahrscheinlich ist.

Mein Nachbar rechts, Graf Plater, ist vor 4 Wochen gestorben und sein Nachlaß wird schwierig zu liquidiren sein. Er war mir eine alte liebe Gewohnheit.

Links von mir wird ein sumptuoses Landhaus gebaut. — Frau und Kind sind wohl. Heute reist König Umberto mit entsetzlichem Wetter durch die Schweiz.

Auf ein gutes baldiges Wiedersehen hier

Ihr CFMeyer.

124.

(Postkarte. Poststempel 20. VI. 89.)

Interlaken, Donnerstag 20/6 früh 7 Uhr.
Hôtel Viktoria.

V. Fr.

Im Begriffe von hier abzureisen u. — womöglich! — auf dem Pilatus zu nächtigen, frage ich an, ob ich morgen — Freitag Nachmittag — Sie daheim u. in der Stimmung, finde, die der Frau Gemahlin selbstverständlich eingeschlossen mir aufzuthun, wenn ich anklopfe, um ein halbes Stündchen bei Ihnen einzukehren. Antwort erbeten in das Hotel national Zürich nahe dem Bahnhofe. Aber ja ganz unumwunden ehrlich! Keine Antwort heißt soviel wie Nein: Gegen Abend kommen meine Verwandten, die den Tag in Luzern verbringen wollen mir nach u. Sonnabend früh geht es weiter heimwärts bis Konstanz. Ihre Schweiz war wieder herrlich. Mit bestem Gruß

L. v. François.

125.

(Postkarte, Poststempel St. Bernhardin=Bellinzona.)

9. Aug. 1889.

Verehrte Freundin,

Im Begriff, Bernardino zu verlassen, berichte ich Ihnen, daß ich diese hohe Luft sehr wohl ertragen, und mich in der

vorwiegend ital. Gesellschaft wohl befunden habe. Ihr Besuch in Kilchberg hat uns allen die angenehmste Erinnerung gelassen. Mögen Sie ihn noch einige Male wiederholen dürfen.

Herzlich

Ihr CFMeyer.

126.

Weißenfels, 13/8. 89.

Verehrtester!

Ich freue mich Ihrer wohlgelungenen Höhenfahrt als einem Merkmal, daß Sie auch in der Lebensfahrt noch im Aufstieg sind. Und so hoffe ich, daß — vor- wie nachbildlich — die Zeit noch ferne für Sie sei, wo es bergabwärts geht, oft in recht mühseligem Klettern, mit schwankenden Füßen und trüben Blickes.

Nächstdem seien Sie und Ihre Geliebtesten noch einmal herzlich bedankt für die guten Stunden, die Sie mir gegönnt am Vorabend des Abschlusses meiner Schweizerreise. Auch dieser letzte Tag bot noch manches anmuthend interessirende. Die Escherfeier und zumal die überraschende Verschönerung der Stadt: die Quais, die gute Zwingligestalt u. s. w. Meine Schwägerin, die im Grunde eine häuslich stillsitzende Natur ist und nur ihren Töchtern — wahre Reisefanatikerinnen! — zu Liebe alljährlich in die Ferne gezogen wird, wie die Henne, die ein paar Entlein ausgebrütet hat, also meine Ida, die Zürich seit Jahren nicht wiedergesehen hatte, rief ganz entzückt: aber das ist ja eine wunderschöne Stadt geworden, hier möchte ich herziehen. Ich aber wurde gar dermaßen übermüthig, daß ich mir bei Henneberg ein neues Kleid kaufte, dessen ich durchaus nicht dringlichst benöthigt war.

Ja, es war wieder einmal köstlich in der Schweiz, und noch immer summt mir ein Lied vor den Ohren, das auf dem

Brienzer See eine Mädchenschule von irgendher mit Lehrern und Lehrerinnen in gewiß nicht kunstmäßiger, aber herzrührender Weise sang:

„Mein Vaterland, mein Heimatsland, mein schönes Land, leb wohl!“ (So schloß es). Ich vermuthe, daß es Kellers Schweizerlied war, dessen Ihr Bundesrath in seiner Jubiläumsadresse so anerkennend erwähnt. Der kluge Königsberger Herr in Glion hatte also nicht recht, als er behauptete: „Die Schweizer wissen gar nicht, was sie an ihren Dichtern haben.“

Im Klosterhotel von Konstanz machte ich die schier unglaubliche Erfahrung, daß ein Gasthaus, so viel comfortable und luxurioſe man kennen mag, auch interessant sein kann. In Stuttgart ging es noch festlicher zu als in Zürich und im Schloßhotel von Heidelberg, also auf einer der reizvollsten Höhen Deutschlands, trat ich in mein dreiundsiebenzigstes Jahr.

Und nun sitze ich wieder mucksmäuschenstill zwischen meinen 4 Pfählen und spaziere gegen Abend — „immer alleinichen“ wie man hier sagt — ein Stündchen zwischen Wiese und Feld. Manchmal überkommt mich das Verlangen, vor der winterlichen Klausur noch etwas Gutes zu sehen und zu hören, z. B. in Bayreuth. Immer das Nämliche aber behauptet sein Recht.

Zwei Todesfälle von Dichtern, die sich mir wohlwollend erwiesen hatten, haben mich seit meiner Heimkehr herzlich berührt.

Von Joseph Weilens poetischen Leistungen werden Sie vermuthlich nichts kennen, nur etwa wissen, daß er ein strebsamer, gütig förderlicher, liebenswerther Mensch war. Aber in Hamerling werden auch Sie die große Dichteranlage ehren, die in einer kranken Hülle sich nur nicht zu dauernder Gel-

tung ausgestalten konnte. „Um sel'ge Stunden vom Glück getäuscht!" Auch dieser!

Nun ist auch Fanny Lewald geschieden. Eine grundgescheute Frau, tüchtig im Wollen und Können. Ich habe im Leben nur eine gekannt, die noch mehr Verstand hatte, neben dem edleren Tiefsinn, der der Lewald fehlte. Auch sie jüdischen Ursprungs, aber keine Schriftstellerin; eine Stummgeborene, wie sie sich selber nennt. Sie ist das alter ego meiner lieben Ebner, die schützende Freundin Betty Paolis, wie sie auch Ihrem Freunde Laube und seiner trefflichen Frau nahe stand. — Die Lewald hat als Schriftstellerin das nach meiner Meinung einzige Geschick gehabt, als Siebenzigerin das Beste zu leisten, dessen sie fähig war, in dem Roman der Familie Darner. Eine Dichternatur war sie ja nicht; auch nicht eine künstlerische, so reif und richtig bei ihrer vielfachen Kenntniß und Umschau wie starken Beobachtungsgabe ihre Kunsturtheile sich äußerten. Frau von Ebner nannte sie einmal mit Recht: „eine litterarische Nutzpflanze".

Von Frl. Doctor hatte ich wieder Kunde von Dresden aus. Sie hatte im Riesengebirge sommergefrischt und die schlesische Volksnatur ihr gemütlich zugesagt. Das freute mich. Sie gefällt sich im Abgestossenwerden und gerät daher leicht in Paradoxien. Wie sollte aber auch Einer — und zumal Eine — denselben entgehn, der keinen Familienzusammenhang, nicht einmal einen Mutterboden gekannt zu haben scheint, von keiner Heimat, keinem Vaterlande weiß und last not least — keine, wenn auch nur eingewöhnte Pietät für eine Religionsgemeinschaft hegt. Daß sie mir alten Alltäglichen sich dauernd mit Antheil und sogar herzlich zugewendet, rührt und freut mich. Ihre weiten Reisen, mit denen sie noch nicht abgeschlossen zu haben scheint, deuten nach dem Tode der Mutter auf eine günstige äußere Lage und so be-

währt sich vielleicht auch an ihr, daß wenn wir zum Guten dieser Welt gelangen, das Bessere oder das was wir dafür halten, Trug und Wahn wird. In diesem Falle zum Glück.

An meinem Freund Don Quixotte muß ich Ihnen zum Trotz doch festhalten. Mag Byron, der Erzaristokrat, seine poetischen Helden nach Absterben des Ritterthums als interessante Piraten oder Wüstlinge verwerthen, anstatt sie, wie Göthe es gethan haben würde, einer emporgekommenen Menschenschicht zu fördernder Thätigkeit einzufügen, der spanische Dichter hatte wohl recht, zu zeigen, daß ein auf die Spitze getriebener und darum überlebter Idealismus zum Wahnsinn führt und daß ein den sublimen Ritter äffender Plebejer, so gut man dem armen Thoren sein und bleiben mag, eine lächerliche Figur ist. Im übrigen lebte Cervantes ja zu den Zeiten des zweiten und dritten Philipp und hatte wohl Grund, den Sack zu schlagen wenn er den Esel meinte.

Ich habe damals vergessen, Sie zu fragen, ob die Damen Pestalozzi, die ich bei Ihnen traf, Nachkommen sind, des Pestalozzi, der für mich bisher der Einzige war, einer von den nachwirkendsten Anregern, wenn er auch selbst nicht die Gabe besaß, seine menschenfreundlichen Neuerungen Gestalt gewinnen zu lassen. In diesem Herbst tagt in Weißenfels der provinzielle Pestalozziverein und ich werde auch ein Mitglied desselben als Gast beherbergen.

Und nun sei diese lange Epistel, an der Sie für lange genug haben werden, geschlossen mit einem herzlichen Gruß, an Ihre Gemahlin und die liebe gar nicht mehr kleine Milly. Kinder sind doch das Beste auf der Welt, zumal für den alten Menschen, und was an diesem allenfalls noch gefällig erscheint das ist der Rest von Kindersinn, den er sich im Lebenskampfe gerettet hat. Gott behüte Ihr liebes Kind!

Treulichst

Louise François.

Den Dank für Ihre erfreuende Karte von Bernardino ja nicht zu vergessen!

127.

Kilchberg 15. Aug. 1889.

Verehrte Freundin,

Gestern bin ich in einem Tage von Bernardino über Bellinzona und den Gotthard hierher zurückgekehrt. Ein starker Wechsel, auch der Temperatur. Bernardino hat mir ungemein starke Eindrücke gelassen, nicht nur als Felsenlandschaft mit den eilenden, schäumenden Wassern, den grellen Schneeflocken und den schwarzen Tannengründen, dem schon italienischen Himmel und dem Bergdorf mit einem Kuppelbau, einer pantheonartigen Kirche, die aber, als zu groß angelegt, stecken blieb und vor die sich 2 Holzställe gelagert haben — sondern auch durch seine ganz italienische, sehr originelle und sehr demokratische Gesellschaft, obschon wir einen mail. Grafen besaßen, wie in einem Lustspiel von Goldoni. Diese Altstimmen! und dieses lustige Gelächter, und diese Augen, und diese Schminke, und Musik den ganzen Tag, jeden Abend Tanz oder Taschenspieler etc.

Die Feier Kellers hat mich eigentlich gerührt. Es war klug von ihm, daß er sich über seinen Ruhm etwas skeptisch äußerte, er vermindert ihn dadurch nicht. Ich habe ihn im Grund ungeheuer gern, ohne es ihn wissen zu lassen oder ihn zu besuchen. Einen Brief habe ich ihm aber doch zu seinem Feste geschrieben.

Zu dem Antritt Ihres 73. wünsche ich recht herzlich Glück: mir scheint, das ging geschwind, haben Sie doch erst Ihren 70. Tag gefeiert. Es wäre hübsch, wenn Sie noch nach Bayreuth gingen, so bekäme ich doch (aus Ihren Briefen) einmal das richtige Bild und den richtigen Ton.

Es ist schön, daß wir uns in der Liebe zu Hamerling begegnen. Warum ich ihn liebte, weiß ich nicht, denn seine Sachen — bis auf einiges herrliche Lyrische, z. B. das unvergeßliche:

auf hohen Bergen liegt ein ewiger Schnee
auf hohen Seelen liegt ein ewges Weh ...

lagen mir ferne. Ich glaube, ich liebte ihn, weil er unglücklich war, denn freilich an Glücklichen ist nichts zu lieben. Die Lewald dagegen mag ich einfach nicht.

Also Sie meinen, wenn ich Sie recht verstehe, verehrte Freundin, Frl. Doctor dürfte (mit Freund Sancho geredet und gedacht) etwas Geld in der Tasche haben und könnte wohl noch ein Partiechen machen. Ich will ihr Gevatter stehen. Ohne Scherz, liebe Freundin, la chose est faisable wie Molière sagt, aber das Glück, das Glück....

Es gibt einen einzigen directen Nachkommen Pestalozzis: sein Großneffe, derselbe Oberst Pestalozzi, der mit mir vor Jahren im Engadin umwarf (wir fuhren zusammen) sodaß ich den Arm brach, eine guter Junge oder vielmehr ein guter Alter (er ist wie ich von 25); ein Lebemann.

ich habe meine Stoffe und Anfänge gemustert. Da sind der Dynast, weit und gerecht, und ein Anfang zu Friedr. II, ich sage Ihnen ... und noch manches, alles tragisch.

Mein Verleger hat mich in Bernardino aufgesucht und ich habe ihm den Dynasten zugesagt. Werde ich Wort halten?

Herzlich Ihr

C F Meyer.

Schreiben Sie bald wieder!

128.

Weißenfels, 10/10. 89.

Verehrtester Freund,

Morgen ist Ihr Geburtstag. Obenan also den herzlichsten Wunsch, daß das neu beginnende Jahr völlig — reinlich!! — gut mache, was seine beiden Vorgänger Ihrem Wohlsein schuldig geblieben sind; Gott sei Lob, ohne den inwendigen Menschen und Dichter in Mitleidenschaft zu ziehen. Deß Zeugen sind die neuen, herrlichen Dichtungen, die Sie gütig mir mitgeteilt haben. Dank, wärmsten Dank dafür. „Noch einmal" und „Mein Stern" sind vielleicht die am tiefsten und ahnungsvollsten ergreifenden, die Sie empfunden und bildlich ausgedrückt haben. Die übrigen gehören in die Reihe der früheren. Die „gelöschten Kerzen" verstehe ich nur dem Sinne nach. Thatsächlich müßte ich — will aber nicht —! mir den Kopf zerbrechen über eine Camargo über Düppel in diesem Zusammenhange, über den greisen Feldherrn, der wie Moltke, einen Neffen liebt, aber soviel ich weiß, weder je mit einer Camargo, noch bei Düppel eine Rolle gespielt hat. Nun, wie auch immer das Historische: Schmach- und Thatbewußtsein eines Helden sind reizend dichterisch symbolisiert.

Freys Biographie ist gut; das heißt zutreffendes, wahrempfundenes Freundeswort, die Kritik so ausgiebig als sie, glaube ich, einem Mitlebenden gegenüber sein kann. Dem Vergleiche Ihrer dichterischen Natur mit der Schillerschen widerspricht u. A. der Lyriker in Ihnen, den ich fast geneigt bin, noch über den Novellisten zu setzen, wie denn auch die phantastisch spitzfindigen Lösungen, auf denen die Novellistik wesentlich beruht, dem philosophisch lehrhaften Schiller nicht geläufig sind. Beweis dafür — und Jammerschade um diese

musterhafte Anlage, — die Unvollendung des Geisterſehers. Beiläufig: Wenn ſich doch endlich ein wahrer Dichter getrieben fühlen wollte, den unvergleichlichen Demetrius zu vollenden. Laube war nicht Dichter genug dafür, und Göthen, der ſich ſo viel damit beſchäftigt hat, fehlte dazu — mit Bewußtſein — der Shakeſpeare'ſche Nerv. War er doch als Tragiker unerreichbar groß nur in der Epiſode. Das Gretchenſchickſal ſoll ihm einmal einer nachbilden!

Zu erzählen habe ich Ihnen von nichts neu Erlebtem oder Erfahrenem. Kennen Sie das ſchöne Uhlandlied von den grauen Tagen, wenn ihrer ſtill bewegten Flur gerührte Greiſe Abſchied ſagen? Ein Gegenſtück zu Ihrem Noch einmal!!

Iſt Ihnen von einem gewiſſen Anonymus das Luſtſpiel Aspaſia zugekommen, und was ſagen Sie zu der Ausführung des guten Stoffes???

Gut Heil, verehrter Freund auch denen, die Sie lieben und deren Liebe Sie neben der Gunſt der Muſe beglückt.

Beiden, Weib und Kind, meinen herzlichen Gruß. Ihnen aber noch einmal Dank und aufrichtige Verehrung.

Louiſe François.

129.

Weißenfels 13/12. 89.

Verehrteſter!

Wie geht es Ihnen? Seitdem der Winter halb und ſogar ſchon ganz eingezogen iſt, denke ich Ihrer gar nicht mehr ſo wohlgemuth — ſelbſtverſtändlich nur Ihrer Naſe, der man den ſtöckiſchen Charakter doch garnicht anſieht, — wie in meinem Oktoberbriefe bei der nachwirkenden Vorſtellung Ihrer hohen Alpenfreuden und der eigenen Freude an ihren jüngſten Dichtungen. Die Jahreswende hat ſich Ihnen wieder-

holt als eine unheilsame Zeit erwiesen; ich traue ihr auch heuer nicht und würde glücklich sein, wenn Sie mir versichern könnten und wollten, daß meine Apprehensionen Alteweiberschrullen sind und Sie nach Herzenslust Luft und Athem schöpfen. Ein Kartenwort — aber ein ehrliches, bitte, gütiger Herr!

Zu erzählen habe ich Ihnen sonst gar nichts. Klausur, Tages- wie Augenlicht knapp und schwach. In guten Stunden versetze ich mich nach Athen im Mittelalter — Dank meinem freundlichen Halle'schen Versorger. Der glückliche rüstet sich wieder einmal mit Weib und Kind zu einem mehrmonatlichen Aufenthalt in Italien. —

Freilich, so interessant wie Rom ist Athen in den dunklen Jahrhunderten, nein, Jahrtausenden, nicht; aber Gregorovius versteht es doch, einen fesselnden Schimmer darüber zu ergießen, indem er die altheidnische Schönheit stärker leuchten läßt als in Rom und wenn heute Chidher vielleicht zum vierten oder fünften Male seit dem Tode Platons wiedergefahren käme, würde seine Welterfahrung an dem Exempel erneuernder Umwandlung ihr Genüge finden. Ja Chidher! Haben Sie unsern alten Rückert auch lieb, wie ich, Verehrter?

Auch der das Mittelalter abschließende Rankesche Nachlaßband liegt lockend bereit.

Neulich schrieb mir eine Berliner Verwandte, daß Frl. Druskoviz sie besucht habe, als sie einer ärztlichen Consultation gegen Nervenleiden halber sich einige Tage in B. aufgehalten habe. Ich fürchte, der Armen ist nicht zu helfen. Aber Sie irren, Verehrter, wenn Sie ein scherzhaftes Citat in einem früheren Brief so deuten, als dächte ich an einen matrimonialen Abschluß. Gewiß nicht. Ein so ausnahmsweises weibliches Dasein, dessen Gemütsfasern nicht in einem Vater- oder Mutterhause, einem Familienkreise, einer Heimath, einem Vaterlande Wurzel schlagen konnten — mit oder ohne

Schuld — eine so radicale Natur wird niemals in der Hingebung etwas Erfüllendes finden. Aber verständnißfähig ist sie; u. wenn ihr die äußeren Mittel gewährt werden könnte sie — so meinte ich, im behaglichen Genießen alles dessen, was es Schönes und Kluges hienieden zu sehen, zu hören, zu kosten u. schmecken giebt — nur leider wohl nicht zu schaffen! — sich das Leben leidlich gestalten.

Dem lieben Töchterchen und seiner sich mitfreuenden Mutter einen herzlichen Gruß zum heiligen Christ; Ihnen verehrter Freund, gut Heil und soviel körperliche Freiheit, um mit den Ihren unter dem Lichterbaume von Herzen froh zu sein.

In treuer Erinnerung

Louise v. François.

Schade, daß die Briefe der Göthemutter erst aus ihren alten Tagen sich erhalten haben und sich daher in ihrer Beschränkung meist wiederholen. Aber schluckweise — ja nicht gleich einen Becher voll! genossen ist es doch ein erfrischendes Wasser, aus grundlichem Quell. Göthe nennt seine Mutter mit Recht „eine alttestamentarische Natur". (Ich habe kein einziges Citat aus dem neuen Testament, auch irgend keine kirchliche Regung gefunden; immer nur den allmächtigen Herrgott.) Welch verschiedene Sprossen hat aber die nämliche Wurzelkraft getrieben in der Heldenmutter der Makkabäer und der deutschen fröhlichen Dichtermutter?

130.

Kilchberg, 15. Dec. 1889.

Meine liebe alte Freundin,

eben wollte ich am Weißenfels anklopfen, wie die Reckenburgerin den Winter bestehe, da kommt sie selbst und will

wissen, wie es mir gehe. Und ehrlich soll ich sein. Ja gerne, soweit ich es sein kann, bei meinem Unglauben an die Ärzte. Das Nasenleiden ist ganz leidlich und irgend ein organischer Schaden (Blutmangel und Alter ausgenommen) nicht ersichtlich. Geistige Freiheit vollständig, Arbeitsfähigkeit wachsend. Freilich ohne Lebensgewißheit. Wir wollen hoffen, daß die Influenza, die eben bei uns d. h. in Zürich eingezogen ist, gut vorübergeht.

Ich denke zuweilen in meinem Winterbehagen, das sich großentheils wieder einstellt, an Ihre Clausur: jetzt zündet sie sich ihr Lämpchen an, jetzt kocht sie sich ein Süppchen ꝛc. Neulich speiste Fr. Spyri hier, an deren Klarheit und Gescheidtheit und Goetheverehrung ich mich recht erbaute. Als ich ihr neues Buch ein bischen hudelte, sagte meine kleine Milly sehr ernst und energisch: es ist schön! und dagegen war nicht aufzukommen.

Von meinen vielen Einläufen (zu vielen) hat mir am besten gefallen Hermann Linggs „Jahresringe“ und Hermann Grimms Essays. Die Artikel über die Camera Raphaels, die Cena da Vincis und den modernen Maccari las ich mit dem größten Vergnügen. Von Lingg hat Lenbach ein sehr schönes Bild gemalt. Er feierte nämlich im Jan. seinen 70 Geburtstag und freut sich sehr hübsch darauf und hat sehr ernsthaft geantwortet, als ich ihm drohte, er werde den Adel bekommen.

An einem andern Bekannten dagegen, Alfred Meißner, habe ich mich noch nachträglich gegraut. Sie kennen aus den Zeitungen das jetzt enthüllte Ende des Ärmsten. Schlechtes Volk, diese Schriftsteller!

Wie befindet sich Frau v. Ebner? Mich wundert, daß Sie mir kein Sterbenswörtchen von dem Verlust Volkmanns sagen. Frl. Druscowitz wird nie aufhören, mich zu interessi-

ren, obwohl sie ein selbst in der Erinnerung nur unwohlthuendes Wesen ist.

Camargo in meinem Gedichtchen, von der Sie nichts wissen, ist ein Tänzerinnen-Name (wie Lola Montez) den Alfred de Musset in die Mode gebracht hat, freilich 1830.

Gregorovius Athen im Mittelalter und Ranke, vorzügl. Gesellschaft!

Und nun schreiben Sie mir noch ein Zeilchen in diesem Jahre, nicht wahr?

Herzlich

Ihr

CFMeyer.

131.

Weißenfels 19/3. 90.

Endlich, endlich die Frage: Wie haben Sie, Verehrter, diesen häßlichen Winter verbracht? Sie haben mir die ganze Zeit im Herzen gelegen; denn ich traute Ihnen gar nichts Gutes zu und fürchtete mich, bestätigt zu hören: „der eingefleischte Schnupfenvirtuos hat auch die chinesische Mode leider mitgemacht und verdrießliche Rudera noch nicht überwunden."

Von mir hätte ich, obgleich ich keine Catarrhkandidatin bin wie Sie, ungefähr das Nämliche zu vermelden — weiter aber? nichts, rein gar nichts. Der Anfall war nicht heftig, aber die nachfolgende Erschöpfung noch heute nicht überwunden. Beide vielleicht auch nur natürliche Erscheinungen des Jahres- und Lebenswinters. Seit den Paar Tagen, daß die Sonne frühlingsmäßig lockt, zwinge ich mich zu einem Gang ins Freie, kann aber vor Müdigkeit keine Freude an dem neuen Leben empfinden. „Nona" das neue Mädchen aus der Fremde, will mir oft eine gar wünschenswerthe Bekanntschaft scheinen. Die absolute Einförmigkeit meiner

Wintertage ließ es indeß zur Öde nicht kommen. In unserer Kleinstadt gab es eine Folge unerlebter trauriger und grausiger Geschehnisse, an welchen in der Stille theilgenommen wurde, und dann die electrische Spannung in der politischen Welt — so ein bängliches Ahnen vom Anfang des Endes. Seit gestern nun die Entscheidung: Bismark geht, und ich zweifele nicht, daß die Vielen, welche so eifrig an ihm gezerrt und gezupft haben, sich bald genug unter seine Despotenfaust zurücksehnen werden. Die sind es aber wahrhaftig nicht, denen er weicht. Er giebt Raum einer der seinen gleichgearteten Natur, aber einer unerprobten, von zweifelhafter Concentration der Kraft, in welcher kein staatlicher Regenerator und Erhalter es Bismark auf gleiche Dauer jemals zuvorgethan hat. Göthes Wort: „Wer Großes wirken will, muß sich zu beschränken wissen", auf wen paßte es besser als auf diesen Mann und sein fast dreißigjähriges Glück?

Aber was plappere ich da? Mag es Ihnen doch scheinen als ob die Beklommenheit der Gegenwart mich nachträglich zu einer blinden Bewunderin Bismarks gemacht hätte. Nein, Verehrter. Frauen halten es mehr mit einem wenig erfolgreichen Mark Aurel als mit einem Cäsar; mit einem scheiternden Joseph als mit einem sieghaften Napoleon. Bismark war kein Vielgeliebter, kein Idealist, aber ein Weltverständiger ersten Rangs.

Nun muß ich Ihnen aber doch noch sagen, wie herzlich ich mich über die vornehm bescheidene Haltung Ihrer Schweiz unserm jungen kaiserlichen Experimentator gegenüber gefreut habe. — Und damit Gottbefohlen.

Ihre alte Freundin

Louise François.

An Gemahlin und Töchterchen ein Wort freundlichster Erinnerung.

132.

Verehrte Freundin,

Eigentlich sollte ich Briefe von Freunden (andere beantwortet man am besten garnicht) immer umgehend beantworten. Dann ist groß die Lust, die sich hernach vermindert.

Die Ereignisse in Berlin erfüllen auch hier alle Geister. Der Kaiser ist überall und auch mir wahrhaft sympathisch. Behüte ihn Gott, daß er, wenn er der Welt Lohn empfängt (d. h. den Undank) nicht verbittert und reactionär werde, ich traue ihm aber diese Stärke (oder diesen Stern) zu. Sonst hieße es: es war ein redlicher Versuch, die sociale Frage monarchisch zu lösen und da er mißlang, ist die monarchische Lösung unmöglich, und die Tragik wäre da.

Es freut mich, daß Sie unser Betragen in der Congreß-Priorität loben: Bescheidenheit ist eben die natürliche Weisheit der kleinen Leute.

Und wie es mir geht? Wahrhaftig nicht schlecht (unberufen) bis auf die Beleibtheit und die ist nicht von gestern. Vor zehn Jharen schon kam ich zu der Überzeugung, — ich stieg in Lausanne vom Bahnhof in die Stadt hinauf — daß mein Rest von Schlankheit zu Ende sei. Ein kl. Junge betrachtete die Aussteigenden von einer Terrasse. „Oh, le gros vieux!“ Wen meint er, dachte ich und sah mich um. Es war niemand weiter da als ich.

Auch wir haben hier diesen Winter in unsern Kreisen Tragisches genug mitangesehen, aber eines verdrängt das Andere besonders wenn man — arbeiten kann, und das kann ich wieder mit Lust, wenn auch schrecklich langsam. Entfernte Zeiten und doch voller Beziehung auf die Gegenwart!

In einem Concert habe ich neulich die Bekanntschaft Boecklins gemacht. Er sieht etwa aus wie ein pensionirter österreichischer Major mit entsprechenden Manieren, aber feurige Augen!, und jüngst bin ich 2 Stunden lang an dem Bette Kellers (von dem er sich übrigens wieder erhoben hat) gesessen, der etwas traumartig, aber allerliebst plauderte, Seine Beschwerde ist — das Alter. Hüten wir uns davor, verehrte Freundin.

Frau und Kind sind leidlich gesund. Die kl. Milly hält streng über der Einheit Gottes. Neulich sagte sie sehr unbefangen, als sie in dem Spruchbüchlein las: der Heiland regire: also ist der Gott gestorben, weil der Sohn an die Regierung gekommen ist.

Sehr herzlich

Ihr CFMeyer.

Kilchberg bei Zürich, 21. März 1890.

133.

Weißenfels 21/7. 90.

Verehrter Freund,

Wir haben lange nichts von einander gehört. Zu sagen wäre aus meinem Stillleben ja kaum etwas gewesen, für das ich Ihnen ein Interesse hätte zumuthen dürfen. Gedacht habe ich Ihrer oft, mit Sorge Ihren Athemzügen gelauscht; wohl auch Sie im Höchstgebirge, wohin Sie im Juli zu wallfahrten pflegen, von einer Schneewehe umhüllt gesehen. Nun kommt: Kellers Tod, der Sie als Landes- und Geistesbruder tief berührt haben wird. Nach der Schilderung seines Krankenlagers in Ihrem letzten Briefe, hatte ich ein baldiges Entathmen — Ruhestation dem wandernden Gedankenchor — für ihn erwartet und gehofft. Auch das deutsche Volk hat

ihn geehrt und verstanden — gewürdigt — Pestalozzi ausgenommen, wie kaum einen zweiten Schweizer, der er als Dichter ja durch und durch war. Sie werden lebenslang eine leere Stelle in Ihrem Umkreis spüren, Verehrter.

Verwunderlichster Weise wurde ich nun vor ein paar Tagen nun auch an Sie gemahnt durch ein schönes Hochzeitlied — „Brautgeleit" — das mir Frau von Ebner, ohne weitere Erklärung sendet, aus St. Gilgen, wo sie seit Wochen sommerfrischt. Die Mutter des Bräutigams ist ihre nächste Freundin und auch mir bekannt und werth durch eine seltene Herzenswärme und noch seltenere Klarheit und Großzügigkeit des Gedankenlebens. Ihr ältester Sohn ist Arzt in Rom. Sollte der Ihr Hochzeiter sein? So wären Sie am Ende in Rom gewesen, wären es vielleicht noch — und wohl gar krank? denn wie kämen Sie sonst zu ihm?

Freilich könnte der Bräutigam auch der Bruder des Römers sein, ein Wiener Professor, der etwa nach Zürich übersiedelt ist und das wahrscheinlichste wäre, daß Ihre Huldigung nicht dem Herrn, sondern der Braut, als einer Ihrer Familie befreundeten gälte. Mich dünkt jedoch: Sie sind, wenn just auch nicht Antisemit, so doch kein Judenfreund und die Fleischl sind zwar keineswegs orthodoxe aber immerhin soweit Juden, um nicht Christen werden zu können d. h. sich taufen zu lassen zum Zweck sich einer Christin aus ihrem Freundeskreise zu vermählen. Bei alledem schreitet das Paar durch ein Kirchenthor, nicht durch eine Tempelpforte und die Confusion wird für mich immer verworrener, bis sie, sei es durch Sie, oder meine liebe Ebner gelöst werden wird. Nur ja nicht so, daß Sie krank in Rom gewesen sind.

Von mir ist wie gesagt, nichts zu sagen. Ich lebe noch und bin im bisherigen Sommer nicht über den Thüringer Umkreis hinausgekommen. Verschiedentlich in Weimar,

das ich liebe, und dessen Erinnerungen — wie ja alle Erinnerungen für Greise es zu sein pflegen — mir ein erfrischendes Salz sind. Auch zum Göthetag war ich da, aber nur ganz bescheiden außerhalb der eigentlichen Scene. Ein liebes Wiesbadener Nichtchen begleitete mich antheilnehmend, und an gelegentlichen Begegnungen mit Festgenossen fehlte es nicht. Weitere Sommerfahrten plane ich nicht. Die Meinen möchten mich Alte im August auf einer Tiroler Fahrt gerne ins Schlepptau nehmen; ich werde ihnen die Mühsal aber ersparen. Ging's nach der Schweiz, würde ich schwerlich so großmüthig sein. Bin ich wohl genug, gehe ich im September auf ein Weilchen zu ihnen nach Wiesbaden. — Gruß den lieben Ihren und obenan deren verehrten Hausherrn!!

Louise François.

Eben lese ich den Tod Pfizers, der Ihnen, wie ich mich aus einem Gespräch erinnere, als Freund Ihres Elternhauses und wohl auch als Dichter werth war.

134.

(Vignette: Hotel Pension Rigi Scheideck.)*)

25. Juli 1890.

Verehrte Freundin,

Ich grüße aufs freundlichste von hier oben, wo ich nach Jahrzehnte langer Vernachlässigung „des Schönen", — „das so nahe liegt", da ich immer gleich das Hochgebirge suchte, mich wieder einmal festgesetzt habe. Reize und Zauber. Eine breite Höhe zum wandern, stäter Wechsel, blaue Seetiefen und der selige Schimmer der Schneeberge.

*) Meyer bezeichnet auf der Vignette „unsere Zimmer, die sogen. Kapellen-Zimmer".

Kellers Hinschied geht mir nahe, noch näher der Pfizers, wenn er auch nicht $^1/_{100}$ von dem Genie Kellers besaß, aber er ist eine meiner besten Jugenderinnerungen. Immerhin kann man sich kaum daran gewöhnen, daß Keller todt sei.

Meinen Schwager haben wir (d. h. die Familie) in Steinegg bestattet und wissen nun mit dem kostbar restaurirten, aber verschuldeten Schlosse nicht was anfangen.

Mit „Brautgeleite" verhält es sich einfach. Eine Landhausnachbarin, Frl. Schwarzenbach, verlobte sich in Rom mit ihrem Arzt und verheiratete sich dann in unserm Dorfkirchlein. Mein Carmen war selbstverständlich.

Doch, liebe Freundin, ich werde von den Meinigen ins Freie genötigt und wollte Sie nur über mein Loos nicht länger im Ungewissen lassen. Gott segne das Ihrige.

Ihr CFMeyer.

135.

Kilchberg, 24. Oct. 1890.

Verehrte Freundin,

Mit dem ersten fallenden Schnee sende ich Ihnen meine Grüße mit einer Kleinigkeit, als Lebenszeichen, ein Carmen für unsern Stadtkapellmeister, und bitte um eine Rückzeile mit Auskunft über Ihr Befinden.

Unsere Freundin Druscovich hat mir ihre kl. Lustspiele geschickt und wahrheitsgemäß mußte ich ihr antworten, daß ich sie für das Charakterlustspiel begabt finde. Sie besitzt alle Eigenschaften, auch die komische Grausamkeit. Ob aber eine Frau alle komischen Mittel anwenden darf, fragt sich. Immerhin ein merkwürdiges Mädchen.

Mir geht es über Erwarten.

Eine Kleinigkeit über Keller habe ich in die Deutsche Dichtung von Franzos gegeben. Man muß zwischen den Zeilen lesen. Es war mir ein Ehrlichkeitsbedürfnis, irgendwo niederzulegen, daß wir uns nicht nahestanden.

Also schreiben Sie mir eine Zeile. Meine längst angekündigte „Angela Borgia" wird auf sich warten lassen. Ich werde sie wohl zugleich als Drama schreiben. Der Teufel läßt mir keine Ruhe.

Herzlich

Ihr M.

Zur Jubelfeier Hegar's.

Wir treten vor Dich dankentflammt,
Mit leichten Lorbeerkronen
Und diesem Becher Dir das Amt
Von manchem Jahr zu lohnen.
Was Dir geschenkt der Muse Gunst,
Uns hast Du es gespendet
Und in getreuem Dienst der Kunst
All Deinen Hort verwendet.

Den unser voller Chor Dir bringt
Mit hellem Jubelgruße,
Der ganze Becher tönt und klingt
Vom Deckel bis zum Fuße!
Er ist geschmückt mit edler Pracht
Von auserles'nen Bildern,
Und, horch, es wird Musik gemacht
In allen seinen Schildern.

Mit keckem Schwunge krönet ihn,
Die Ohren zartbesaitet,
Der musikalische Delphin,
Auf dem Arion reitet.
Das heißt: ein wacker Musenkind,
Das kann die Leyer schlagen,
Wird unversehrt durch Flut und Wind
Von Götterhand getragen.

Auch Orpheus zähmt die Löwen hier,
Sie machen sanfte Mienen,
Das zürcherische Wappenthier*)
Sitzt wedelnd unter ihnen —
Im andern Schild ist Hadlaub da,
Kommt Dir die Hand zu drücken,
Er ist der ält'ste Singer ja
Der Stadt der schönen Brücken.

Was gibt der Becher tiefen Schall?
Cäciliens Orgel hallte!
Sieh da die Himmelsnachtigal!
Sie singt mit starkem Alte —
So vollen Ton, ich hört' ihn schon
Aus Herzenstiefen quillen —
Du kennst ihn wohl! Ob Jahre floh'n,
Hör ich den Alt im Stillen.**)

Wohlan! Den Becher füllen wir,
Draus quelle Dir Genügen!
Draus trinke Macht und Feuer Dir
Mit jugendlichen Zügen!
Unsterblich ist Begeisterung!
Und wer ihr treu geblieben,
Der ist in greisen Haaren jung
Und findet, die ihn lieben.

Du bist der Meister! — Hebe hoch
Den Stab in lichter Sphäre,
Befrei' uns aus des Tages Joch
Und aller Lebensschwere!
Faß an den Zauberstab! Faß an!
Blick ernsthaft in die Runde!
All Erdeleid ist weggethan
Durch eine sel'ge Stunde.

C. F. Meyer.

---

*) Handschriftliche Randbemerkung Meyers: der Löwe.

**) Handschriftliche Anmerkung Meyers: Frau Hegar hatte früher einen herrlichen Alt.

136.

Weißenfels 25/10. 90.

Verehrtester!

Eben war ich im Begriffe, Ihnen Gut Heil und Herbstfreude! zuzurufen, zum Geburtstag, der in diese Oktobertage fällt — ich weiß das Datum nicht genau, da ich selbst in meiner gedächtnisstarken Jugend Zahlen nicht merken konnte, — als Ihr notizenumsäumter, köstlicher Sängergruß mir gebracht wurde. Nun sei herzlicher Dank den guten Wünschen zugefügt. Ich weiß nicht, wer Hegar ist; aber seinen Jubelbecher sehe ich blinken und mir ist, als hätte ich einen Schluck daraus gethan. Lassen Sie ja nicht zu lange auf die Borgia warten, daß ich sie noch erlebe. Und dann noch eins: wo bleibt denn die neue Ausgabe der Gedichte, die Sie schon vor 2 Jahren in Aussicht gestellt hatten? Ich habe in Darmstadts, Baden-Badens und Wiesbadens Buchhandlungen vergebens danach gefragt. Denn in all diesen Orten und noch verschiedenen dazwischenliegenden (eine Rheinfahrt bis Koblenz, eingeschlossen) habe ich den Herbst genossen, so lange seine schönen Tage währten; an anmuthenden Landschafts- und freundlichen Familieneindrücken hat es nicht gefehlt; auch etliche alte und neuere litterarische Bekanntschaften sind erneuert worden, in Darmst adt die des braven Roquette, eines Sechzigers, den ich seit seinen Studentenjahren nicht wiedergesehen hatte; in Karlsruhe die Villinger — son genre est petit, mais elle est grande dans son genre — und eine eigenartige Natur obendrein — in Baden meine gute Freundin v. d. Decken — A. a. d. Elbe — die als Person weit mehr werth ist denn als Autorin, das Musterbild einer Norddeutschen — Hannoveranerin — und in Wiesbaden zwar nicht den alten Bodenstedt, aber doch die noch ältere Bölte, der ich, als einzi-

gen von mir in Wiesbaden gemachten Besuch, zum Antritt des achtzigsten Geburtstages gratulirte. Ich hatte sie gekannt, als ich 18 Jahre alt war! Bei ihr habe ich denn auch ein bis dahin unerlebtes Fest mitgefeiert: einen ästhetischen Thee! Ein Kreis meistens betagter und blaustrümpflicher Damen und ein einziger schöngeistiger junger Dichterling darunter — sein Name war mir gleich dem der meisten Zuhörerinnen gänzlich neu —, der vor dem lauschenden Chorus das Wort führte und zum Schluß eine lange, in Verse ausathmende Huldigung durch ein Sprachrohr an die taube Festgeberin hielt. Die erste Huldigung ihres vielgeschmähten Lebens! Eine Scene voll köstlicher Komik; sie hätte Frl. Doctor zum Vorwurf dienen können.

Über deren Lustspiele ist es mir, unter uns gesagt, leider nicht möglich mit Ihrem Lob, Verehrter, übereinzustimmen. Wissen ist ja nicht Können. Ich finde sie auch für diesen schriftstellerischen Genre nicht hinlänglich begabt; es fehlt ihren Charakteren Logik und Maßhalten, daher Karikaturen daraus werden. Sie nennt ihre Spiele nur Schwänke; aber für Schwänke sind ihre Gegenstände zu hoch gegriffen, wie mich dünkt, die eigentliche Lustigkeit fehlt ihnen. Das, was wir Humor nennen, geht ihrer Gemütslage völlig ab; die „Grausamkeit" dem heutigen diversen falschen Streberthum gegenüber würde ich auch der Frau gern verzeihen, falls sie wirklich eine Molière'sche Ader in sich spürte und wir natürlich als Leser oder Hörer mit ihr. Ich verstehe vom Bühnenwesen freilich gar nichts und wünschte daher von Herzen, daß Ihr günstiges Urteil das richtige wäre. Ein Fortschritt gegen früher ist es jedenfalls, daß in ihrem letzten Schwank, der Pädagogin, die einzige befriedigende Contrastgestalt ein schlichter vernünftiger Mann ist. Darauf und auf Ihr Urtheil hin, Verehrter, will ich hoffen, daß das was noch nicht ist, werden kann.

Und nun eine Frage: der Verleger hatte vor, einen alten Roman von mir: Frau Erdmuthens Zwillingssöhne eine neue Ausgabe zu machen. Sollte es geschehen sein, was ich nicht weiß, darf ich Ihnen da ein Exemplar anbieten; nicht als ob ich für die altmodische Fabelei auf Ihren Beifall rechnete, bloß als Erinnerungszeichen, da ich ja leider nichts Besseres zu bieten habe. Sollten Sie mit der Sache von mir schon früher versehen worden sein, erbitte ich ein Wort — gegen schöne Redensarten brauche ich mich Ihnen gegenüber nicht zu verwahren.

Ihren Artikel über Keller habe ich mit anmuthendem Verständniß, wie ich glaube, gelesen. H. Franzos hat mich diesen Sommer besuchen wollen, aber nicht zu Hause getroffen. — Ich lese Scharnhorsts Leben von Lehmann. Das Kriegswissenschaftliche überschlage ich. Sch. ist mein Bester aus Preußens edelster Zeit; wie Beauharnais der schönste aus der Napoleonischen. Meine Schrift wird unleserlich, die Kleckse werden unvermeidlich. O, die Augen, die Hände, das Alter! Gruß den Ihren. Gottbefohlen

Louise François.

Gleichzeitig mit Ihrem kam ein Brief von Fr. v. Ebner, voll des köstlichen herzrührenden Humors, der ihrer jüngern Landsmännin fehlt. 200 Briefe hat sie seit dem 13ten September, ihrem Geburtstage, d. h. seitdem sie eine berühmte Frau geworden, beantworten müssen. Die Mehrzahl Bettelbriefe natürlich.

137.

Visitkarte: DR. CONRAD FERDINAND MEYER

Der lieben alten verehrten Freundin in Weißenfels zum Jahresende freundliche Grüße und herzliche treue Wünsche! Wie befindet sie sich?? Wir hier in Kilchberg über Erwar-

tung, doch haben wir viel Trauer in der Familie, den Bruder der Frau Ziegler auf Steinegg vor kurzem verloren, den Schwager, Kirchenrat Burkard sterbend oder beinahe. Wir stehen in Gottes Hand. Damit wollen wir uns trösten. Empfehlen Sie mich an Frau von Ebner. Deutsche Dichtung bringt nächstens etwas von mir: Ueber die Entstehung meines Hutten. Gott befohlen!

Ende 1890.

138.

16. Jan. 1891.

Verehrte Freundin,

Erschrecken Sie nicht vor dem Schwarz, ich und die Meinigen befinden uns wohl („besser Freund, als ich verdiene". Calderons standh. Prinz,) aber wir haben unsern Schwager, Kirchenrat Burkhard-Ziegler, einen noch nicht alten und sehr vorzügl. Mann verloren.

Ihr Schutzbefohlener hat sich bis zur Stunde noch nicht gemeldet, ich will ihm aber gerne Ihretwegen etwas in sein Blatt geben. In Deutsch. Dichtung, Jan. steht etwas von Ihrer Fr. von Ebner und auch von Andern. Und jetzt etwas Grausames: ich lächle ein bischen, daß Sie so barbarisch frieren. Ja dieses Norddeutschland! Es lebe der Frühling.

Eben habe ich Ibsens Hedda Gabler gelesen. Interessant!

In herzl. Ehrerbietung

C. F. Meyer.

139.

(Postkarte.)

Meine verehrte Freundin,

Ich sende Ihnen ein Hochsommergrüßchen mitten aus dem Wald von dem Sitz meines sel. Schwagers Ziegler, wohin

ich mich zurückzog, um meine neue Novelle für die Rundschau zu vollenden, die vorgestern nach Berlin abgegangen ist. Vergebung, daß ich noch nichts in die mir von Ihnen empfohlene Zeitschrift gesendet habe, ich thue es nächstens, aber nach dem Tode Kellers werde ich für Alles in Anspruch genommen. Bitte schreiben Sie mir ein Wörtchen von sich nach Kilchberg!! Bitte sehr.

Herzlich

C. F. Meyer.

Schloß Steinegg bei Frauenfeld 15. Aug. 1891.

140.

Kilchberg 28. Oct. 1891.

Am ersten Wintertag — nach den herrlichsten Herbsttagen, deren ich mich für Sie, meine liebe Freundin in Wiesbaden gefreut habe, empfange und beantworte ich Ihre l. Zeilen, bei der späten Lampe und dem Brausen des N.W., müde als hätte ich gejagt und habe doch nicht gejagt, natürlich nicht, sondern gestanden (oder gesessen) obwohl ich in Realität gestanden habe, meinem Landsmann Wilhelm Füßly, einem namhaften — (ob aber auch in Weißenfels genannten?) Portraitmaler. Also gesessen, gestanden und — auch angetreten nämlich vor 2 Wochen mein 67. Jahr, wozu ich mich in Ihrem l. Namen beglückwünscht habe.

Was Sie von Ihrem jungen Verwandten berichten, ist eigentlich recht traurig! Wie viele Thränen!

Auch hier unter meinen Freunden und Bekannten ist manch schweres Unglück — aber wozu dabei verweilen? ich halte mir es durchaus nicht ferne, à la Goethe, aber wo man nicht helfen kann! Mich wundert, daß Sie mir nicht von der armen Druscovich reden, die sich ja — nach den Zeitun-

gen — in einem Wiener Irrenhause befinden soll. Hat Ihnen Frau von Ebner nicht davon geschrieben? Es freut mich, daß diese edle Frau in der Rundschau mir mit etwas Besserm, jedenfalls etwas Serenerem nachfolgt.

Meine Lucrezia Borgia (denn von dieser wenigstens ebenso sehr als von Angela Borgia handelt meine Novelle), erwartet Ihr Urteil. Ich schrieb sie in dem jetzt meiner l. Mama (d. h. Schwiegermama) gehörigen Schloß Steinegg im Turgau, und brachte die Buchform erst vor wenigen Tagen fertig bei schon beginnendem Setzerstreik in Leipzig. Sie erscheint erst im Dezember.

Leben Sie wohl und schreiben Sie zuweilen Ihrem treuen

C. F. M.

141.

Weißenfels 19. 11. 91.

Verehrtester!

Ich habe nunmehr Ihre Angela gelesen; um das, was mir nicht ganz augenscheinlich geworden war, mir möglichst einleuchtend werden zu lassen. Vollkommen gelungen ist mir das nun nicht, — wie überhaupt kaum je in einer Novelle von irgend wem und irgend wo. Die standhafte Vernunftsprinzessin, die mit Phantasie und Märchensinn kläglich zu kurz gekommen ist, scheiterte allemal an dem springenden Punkt, der die Novelle von den Erzählungen unterscheidet. Heise nennt ihn nach einer Novelle des Dekamerone „den Falken". (Beiläufig: ich hätte wenig Appetit auf den Braten dieses armen Liebesopfers gehabt.)

In Ihrer Novelle ist das erforderliche Ingredienz, der Falke, nun ein wunderschönes Augenpaar, dessen Sinnenreiz die Heldin sich nicht als „Liebe" eingesteht und durch einen

vorlauten Widerspruch einen unerhörten Greuel provocirt. Wie sich darauf aus einem reumüthigen Mahnen das ideale Grundmotiv eines barmherzigen Liebesopfers entwickelt, das ist sehr schön. Sie sehen, verehrter Freund, daß mein novellistisches Bedenken lediglich bis zur Falkencatastrophe reicht und daß im erzählenden Verlauf Charactere und Geschehnisse mir so logisch einleuchtend geworden sind, wie ich es von dem Geschichts- und Menschenkundigen Dichter erwarten durfte. Zu oberst Lukretia, die Hauptperson, wenn auch nicht die Heldin, der Novelle; gleichsam die Personification jener Zeit und Zone, die schon auf so viele Künstler einen anzüglichen Zauber geübt hat. Der Kernpunkt Ihrer Auffassung dieser Schlangennatur liegt in dem Geständniß: „Ich habe nie einen Mann geliebt" und in dem nachwirkendem Bann des Verwandtenblutes. Ist doch Alexander Borgia das Prototyp verbrecherischer Vaterliebe.

Neben der kalten Verstandeskünstlerin sind nun aber auch alle wirksamen Nebenfiguren schlechthin Musterzeichnungen und der beschränkte, heuchlerisch grausame Gewalthaber, der leidenschaftliche, feinspürende, pfäffische Staatsmann, der Schwelger, der gräfliche Pedant und vor Allem der feige Menschenfeind in der zur Schau gestellten Narrenkappe. Einigermaßen hypothetisch könnte der ehemännische Jünglingsrichter erscheinen, in dem Widerspruch von juristischem Hartsinn und unverhehlter ehebrecherischer Augenlust ein Gegenstück der Heldin in deren unbewußtem Conflicte von Sinnenreiz und Gewissenskraft. Hypothetisch erscheinen aber wahrscheinlich nur mir und meines Gleichen. Der Historiker wird wohl wissen, daß jener Zeit verbrecherische Leidenschaften als Natürlichkeiten angesehen und unbehelligt selbst vor den Beeinträchtigten zur Schau gestellt werden durften. In Summa also: Ihr jüngstes Product hat mir ein starkes Interesse und

eine reiche Nachwirkung erregt. Immer aber beharrt als Rest das alte Begehren, daß der berufene Dichter sich von diesen anziehenden fremden und fernen Schauerbildern abwenden und zurückkehren wolle in die geliebte heimathliche Zone, die vielleicht nicht wieder einen gleich dämonisch wirkenden Characterkopf wie den Jenatsch zu bieten hat, aber nicht minder tragisch fesselnde Gestalten und Episoden wohlthätiger wirkender Natur. Ulrich Zwingli harrt noch seines Poeten.

Verzeihung diesem langathmigen Sichgehenlaßen. Sie haben die einsame Greisin dazu verlockt.

Und von dem Schicksal der unglücklichen Druscovich haben Sie auch noch etwas hören wollen und sagten doch gleichzeitig „Warum bei derlei Traurigkeiten verweilen?"

Nun denn:

Ich habe an dieser Traurigkeit seit verwichenem Frühjahr herzlich Theil genommen, nachdem — bereits im Februar — sie von meinen Eisenacher Verwandten, denen sie sich angefreundet und als Gast ungekündigt hatte, lange Zeit vergeblich erwartet wurde (als Durchreisende auch von mir) bis dann endlich von Bekanntenkreisen der Ausbruch ihrer Krankheit mitgetheilt wurde: Größenwahn in despotischer, nahezu tobender Art. Der Anlaß dazu wurde in dem einmütigen — leider berechtigten! — Ablehnen ihrer theatralischen Versuche, die sie selbst als Meisterwerke ansah, gesucht. Nach meinem Dafürhalten wol mehr noch in gänzlicher Mittellosigkeit. Ich habe nicht diesen, aber einen dunkeln Ausgang für sie von jeher gefürchtet, bei der Gemüthlosigkeit ihrer Anlage, wie ihres Schicksals, ohne Heimaths- und Vaterhausempfinden, ohne irgend welchen Anschluß nach weiblicher Art, selbst dem zu ihrer unglücklichen Mutter, am we-

nigsten zu dem eines religiösen Cultus, Anhängerin einer herzlosen Philosophie; bei einem stark aristokratischen Gepräge und einem hochtrabenden Geist, zu allem Insichaufnehmen fähig und bereit, aber durchaus ungeschickt zu gestaltendem Wiedergeben — denn Wissen ist ja lang nicht Können —, zu stolz zu einem bescheidenen Erwerb, etwa als Lehrerin oder Alltags-Publizistin, zu absichtlich ungraziös um einen Mann anzuziehen, was sollte aus ihr werden, insofern ihr die Mittel gebrachen, um in Reisen, Kunstgenüssen, exclusivem Umgang u. s. w. einen Ersatz für ihre gescheiterten dichterischen Bestrebungen zu finden. Beten oder gar bitten würde die Not sie niemals gelehrt haben.

Im Sommer in eine Anstalt nach dem heimatlichen Wien versetzt, schlug der zornmütig verzehrende Wahn plötzlich in einen beglückenden um. Körperlich gesundet, blühend wie nie zuvor und herrschermäßig herablassend in ihrem Behaben, so schrieb mir eine damalige Besucherin — nicht Frau v. Ebner — fühlt sie sich durch magnetische Einflüsse aus einer höheren Dimension als die anerkannte Regentin aller Kaiser, Könige und Machthaber der Welt. Sie allein leitet Alle und Alles. Ihr Arzt, der erste Psychiater Wiens N. N. hält diese Hallucinationen, dieses ununterbrochene Stimmen-Hören für die allerbedenklichste Erscheinung. Die Kosten für ihre Unterbringung tragen Freunde; wessen Hand zumeist, ahne ich wohl. Eine Gräfin Kufstein, „einen Engel in Menschengestalt" nennt sie Frau v. Ebner, nimmt sich ihrer sehr an. Für nächstes Jahr hat ihr Bruder in Bolivia eine größere Summe in Aussicht gestellt. So steht's trostlos, hoffnungslos — und doch eine Glückliche im Wahn — auf wie lange?

— Und nun endlich Lebewohl. Da es zu Anfang des Laienjahres bitter kalt und ich schreibunfähig sein kann, füge ich diesem Lebewohl schon beim milden Scheiden des Kirchen-

jahres einen warmen Gruß und Wunsch für Sie und Ihre Lieben bei.

Louise François.

Nachsicht der Halbblinden und ihrer verschwenderischen Feder.

142.

(Postkarte, Poststempel Kilchberg 22. XI. 91.)

Ihre Zeilen, verehrte Freundin, haben mich höchlich interessirt, und ich sage wol auch noch etwas von Angela, doch sie entfernt sich schon von mir und ich mag sie nicht zurückrufen. Sie haben recht, diese mir selbst fragwürdige Novelle ruft, schon nach dem Gesetz des Contrasts, einem heimischen Stoff. Wir haben beide bei der D. das Ende vorhergesehen und die Dinge aufs deutlichste vorher sehen und doch nicht vorbeugen können, wie oft schon habe ich diese Qual erlitten. Und wie geht es dem jungen Verwandten? Einen guten Winter, meine Gute!

143.

(Visitkarte.) (Ohne Zeitangabe.)

Verehrte Freundin,

Ich schreibe Ihnen wohl noch ein bischen ausführlich vor Jahresende und gebe nur vorläufig die Nachricht, daß ich, kraft einer völlig veränderten Lebensweise (viel Bewegung), mich wohler fühle. Wenn nichts dazwischen fällt, hoffe ich, sachte wieder aufzuleben.

Ihr CFMeyer.

(Gedruckt: Kilchberg bei Zürich.)

Nachwort zum ersten Abdruck (1905).

Mit dem Meinungs-Austausch über Angela Borgia schließt Ende 1891 der Briefwechsel der François mit Conrad Ferdinand Meyer, obwohl die Reckenburgerin noch zwei, Meyer sogar noch sieben Jahre länger unter den Lebenden weilte. Nicht der leiseste Mißton im persönlichen und brieflichen Verkehr der Beiden, nur die schwere Erkrankung des Schweizer Meisters verschuldete dieses jähe Ende ihrer Korrespondenz. Aufrichtig bekümmert hatte Louise v. François schon geraume Zeit vorher den Gesundheitszustand des Freundes verfolgt.

Am 27. Januar 1885 heißt es in einem ihrer nach Wien gerichteten Briefe: „Kurz vor Weihnachten schrieb mir Freund Meyer — nach längerer Pause —, daß er eine schwere Fieberkrankheit durchgemacht habe, aber in der Genesung begriffen sei. Seitdem bin ich ohne Nachricht; obgleich ich ihm — auf seinen Wunsch — geantwortet habe. Überhaupt denke ich nicht mehr ohne Apprehension an das freundliche Haus über dem See, das mir noch im Sommer als eine Stätte friedlichen Glückes erschien. In Bluntschlis Memoiren ist das Schicksal von Meyers Mutter erwähnt, das manche dunkle Stelle in seinen Gedichten erklärt: die ideal geschilderte Frau wurde irrsinnig und ertränkte sich im See. Darüber hinaus erzählte mir ein junger juristischer Professor in Halle, geborener Schweizer", — es war wohl Brunnenmeister — „daß auch Meyer längere Zeit in einer Nervenheilanstalt

habe untergebracht werden müssen. Ich hoffe noch immer, daß das eine Verwechslung mit Leuthold ist und sage es daher auch nur zu Ihnen; vielleicht ist es für Sie nichts Neues. Aber Sie fühlen, daß ich in lebhafter Sorge um ihn bin."

Drei Jahre später, am 10. September 1888, flößt ihr „unser Meyer das hoffnungsloseste Bangen ein. Nach langem Schweigen teilt er mir neulich mit, daß er seit dem Winter — nur daß er unwohl sei in gewohnter Weise wußte ich — infolge einer Halsentzündung schwer krank sei. Daß Ärzte und Kuren aller Art bisher unwirksam gewesen, daß er sich neuerdings jedoch zu erholen beginne. Er habe weder gute noch böse Ahnungen, werde aber nicht nach dem Süden gehen, sondern es noch einmal auf einen nordischen Winter ankommen lassen. Der Brief ist datirt von Schloß Steinegg b. Frauenfeld, einer schönen Besitzung seines Schwagers Ziegler. Waldluft und sehr hohe Räume erleichtern ihm dort das Atmen. Er gibt dem Zustand einen sehr unschuldigen Namen Nasenkatarrh; wohl ein Schreibfehler für Rachenkatarrh — doch scheinen Herz und Lunge in Mitleidenschaft gezogen. Scheinen es leider gewißlich nicht bloß."

Silvester 1888 fügt sie hinzu: „Vor ein Paar Tagen wo es jährig wird, daß Dr. Meyers schwere Krankheit zum Ausbruch kam, schrieb er mir u. A. mit welchem Respekt und Interesse er auf seinem Lager Ihr Gemeindekind gelesen habe."

Im Hochsommer des folgenden Jahres empfing die François bei einer persönlichen Begegnung den tröstlichen Eindruck einer Besserung seines Befindens: „Eine herzliche Freude war es mir, Freund Meyer, den ich auf seinen Wunsch für ein paar Stunden besuchte, wohlauf, heiter, schaffenslustig, nach seiner Meinung als einen Genesenen zu finden. Freilich seine Leibesfülle ist mir noch immer bedenklich und seine

Hoffnung sich ihrer durch Parforce-Touren zu entledigen, möchte täuschen."

Anfangs der neunziger Jahre waren die „dunklen Vorboten", deren sein Biograph Adolf Frey gedenkt, nicht mehr zu bannen. Und als den Dichter das Verhängnis erreicht hatte, klagt Louise v. François am 10. September 1892:

„Sie ahnen wohl, welche Erschütterung in mir nachwirkt: Das Schicksal Meyers. Ich kenne es nur aus Zeitungsnachrichten; er selbst hat mir seit Neujahr nicht mehr geschrieben und ich war geziemendlich so bescheiden, ihn nicht an mich zu erinnern. Einer Wiener Notiz zufolge, die auch in unsere Blätter übergegangen ist, hat Gedankenüberanstrengung sich an ihm gerächt. Aber nein: es ist ja ein Muttererbe, das ihn schon früher zeitweise unterjochte. Wird er, kann er im nahenden Greisenalter es noch einmal überwinden? Hätte ich die Kunde von seinem Tode erhalten, es wäre mir ein schwerer Verlust gewesen in meinem Alter, wo man nur noch wenig zu verlieren hat: der bedeutende Dichter, der edle, wahrhaftige Mensch, und so selten wir uns mit Augen gesehn, der vertrauende Freund. Aber ich hätte ihm das Ende vor dem heranschleichenden Alterselend gegönnt; er krankte körperlich, er ahnete den Tod, ersehnte ihn vielleicht:

„Ich sehe Dich Schütze, triff mich in's Herz."

Nun jedoch dieses Elend, das er, wie es heißt, mit Bewußtsein durchleben muß. Gern wüßte ich, in welcher Weise seine Wahnvorstellungen sich äußern; gestatte mir aber natürlich nicht, mich fragend an seine Frau oder die sehr geliebte einzige Schwester, mit der ich schon früher einmal brieflich verkehrte, zu wenden.*)

*) Frau Camilla Meyer, die Tochter des Dichters, hatte die Güte, mir für diesen zweiten Abdruck auf meine Bitte Louise v. François' Briefe an Betsy Meyer, soweit sie sich in ihrem Besitz

Ist es aber nicht ein sonderbares Schicksal, daß die beiden Männer, welche auf unsere —*) den größten Eindruck gemacht haben: Nietzsche und Meyer, den gleichen Irrungen wie sie selbst verfallen sind. Größenwahn wie bei jenen beiden war es bei Meyer aber schwerlich; bescheiden wie er von Natur und rühmlich anerkannt wie er in seinen dichterischen Erfolgen war; auch keinerlei äußere Daseinsnöte (wie bei seinem Landsmann Leuthold). Ich vermuthe Tiefsinn, Schwermuth wie bei seiner Mutter. Gott helfe und erlöse ihn! So oder so."

Es ist das letzte Wort der Freundin über den Freund. Ob Conrad Ferdinand Meyer den Heimgang von Louise v. François erfahren, ob er in seiner Leidenszeit in Königsfelden oder in den letzten, wiederum in Kilchberg verbrachten Lebensjahren nochmals der treuen Freundin gedacht hat, war nicht in Erfahrung zu bringen. Die Bedeutung ihres Bundes wird durch solche Zweifel nicht berührt. Unverloren soll und wird den Nachlebenden ihr Beispiel bleiben, wie und solange sie aufrecht nebeneinander hergingen, eins in der Wahrhaftigkeit des Wesens, eins in der reinen, tapferen Lebensführung, eins im Glauben an den Sieg strenger, sich

---

befinden, zu Gebote zu stellen. Der erste vom Neujahr 1883 ist der im Text erwähnte; der zweite vom 22. September 1892 spricht der Familie den „wärmsten Antheil" der „einsamen Greisin" mit dem Schicksal C. F. Meyers aus. Siehe Beilage A „Louise v. François an Betsy Meyer".

*) [Helene] Druskovitz. Im Nachwort und im Text des ersten Abdrucks wurde der Name der dazumal noch Lebenden verschwiegen. Inzwischen starb, wie mir auf eine Anfrage die Direktion der niederösterreichischen Landes-Anstalt Mauer-Oehling mitteilte, die Kranke, deren Lebensgang vor und nach der Katastrophe Louise v. François und C. F. Meyer vielfach beschäftigte, nach jahrzehntelanger geistiger Umnachtung am 31. Mai 1918.

selbst niemals genugtuender Kunstübung. Charaktere ihres Schlages werden in der Liebe und Verehrung jedes kommenden Geschlechts beständig wachsen. „Was Dauer hat," so lautet ein weises Wort der François, „geht langsam auf im schweren deutschen Boden. Wucherpflanzen brauchen wenig Erdreich." Die Zeichen mehren sich, daß schon bis zum heutigen Tag Vorbild und Einfluß der beiden Gestalten immer fester, tiefer Wurzel fassen im Kreis der deutschen Dichtung, im Denken und Schaffen ihres Volkes. Zu ihren Lebzeiten hat es wohl an Lob und Dank der Besten für manches ihrer Meisterstücke nicht gefehlt, allein die ganze Tiefe und Fülle ihres Wesens ist bis auf unsere Tage nur Wenigen aufgegangen. Nach ihrem vollen Wert und Reiz wurden die beiden zuerst erkannt und gewürdigt von überlegenen weiblichen Naturen: Louise von François in den rührenden, nach ihrem Heimgang gedruckten Gedenkblättern von Marie v. Ebner-Eschenbach. Conrad Ferdinand Meyer in der „Erinnerung seiner Schwester Betsy Meyer", dieser erstaunlichen Offenbarung einer seltenen Frauenseele, diesem Meisterbuch einer geborenen Künstlerin. Dauerhafter als Denkmale von Erz und Stein, die nicht lange mehr auf sich warten lassen dürften, werden diese Zeugnisse der Getreuen, die Werke und nun auch die Briefe von Louise v. François und Conrad Ferdinand Meyer der Nachwelt die glaubwürdigste Kunde geben von ihrem reinen Wollen, ihrem redlichen Vollbringen und nicht zum wenigsten von der sieghaften Gewalt ihres großen, gütigen Gemütes.

Nachwort zur zweiten Auflage.

Längst war ein Neudruck des vor einem halben Menschenalter bei Georg Reimer veröffentlichten, seit einem Jahrzehnt völlig vergriffenen und im Buchhandel vergeblich gesuchten Briefwechsels Meyer-François notwendig geworden. Von Anfang war die menschliche und künstlerische Bedeutung dieses Gedankenaustausches zweier überlegener Naturen von den Besten erkannt, von den Berufensten anerkannt worden. Marie von Ebner-Eschenbach, der als Erster ein Exemplar der ihr zugeeigneten Ur-Ausgabe zuging, hieß „innigst dankend die ehrenvolle Widmung dieses Schatzes von Geist, Weisheit und Großherzigkeit" willkommen. Die beiden Biographen des Dichters begrüßten den Band mit derselben Wärme. „Sie haben", so schrieb A. Langmesser dem Herausgeber im Dezember 1905, „mit diesem Buch mir und vielen die feinsinnigste Weihnachtsgabe dieses Jahres auf den Tisch gelegt". Adolf Frey schloß seine tiefgründende Würdigung des Briefwechsels im Aprilheft 1906 der Deutschen Rundschau mit dem Satze, die Sammlung werde stets in der deutschen Epistolographie einen aparten Platz behaupten. Und der damalige Chorführer der Schweizer Dichter und Kritiker J. V. Widmann „legte das Buch aus der Hand mit dem Gefühle, ein Lebensbuch gelesen zu haben, ja ein Erbauungsbuch, zu dem man wieder zurückzukehren, aus dem man noch manchmal zu schöpfen hofft". Gleiche Töne schlugen süd- und norddeutsche Kenner und Forscher, Ernst Traumann und Arthur Eloesser, an und ihren und vielen anderen öffentlich geäußerten Urteilen gesellten sich als gern gesehene Zeugnisse für die Gunst, die der Briefwechsel in der deutschen Lesewelt gefunden hatte, brief-

liche Äußerungen von Schulmännern und Liebhabern mit wohlgemeinten, in dieser zweiten Auflage geziemend beachteten Wünschen, an Einzelheiten des Textes und der Zusätze bessernde Hand zu legen.

Das heilsamste und wohltuendste Ergebnis der Veröffentlichung war aber die Nachwirkung, die sie für die François- und Meyer-Literatur zeitigte. Die Weißenfelser Einsiedlerin, die bei Lebzeiten, frei von Eitelkeit, keinem „Rühmchen" nachgefragt, geschweige nachgejagt, gewann weit mehr als zuvor die Erzählerin durch die in ihren Briefen ungesucht sich offenbarende, stolzbescheidene Größe ihrer Persönlichkeit bewundernden Anteil. Nicht nur ihre alte Verehrerin Marie Ebner schrieb mir unter dem ersten Eindruck beim Aufblättern des Buches: „Sie ist die reichere der Zwei, die da mit einander correspondiren — kommt mir vor." Auch Lina Frey sagte in ihrer feinen Charakteristik (Neue Zürcher Zeitung vom 9. Jänner 1906): „Als Künstlerin eine völlig abgeschlossene, starke Persönlichkeit, brachte auch sie eine reiche Erfahrung und feste, aus eigenem Schaffen gewonnene Standpuncte in diesen einzigen Briefwechsel mit; sie hatte ein so reiches Innenleben mitzuteilen und gab es so rückhaltlos, daß des Gebens eigentlich mehr als des Nehmens war." Nichts begreiflicher, als daß nicht müßige Neugier, vielmehr echte Pietät eindringlicher, als das vorher geschehen war, in Kunst und Leben den Spuren von Louise v. François nachging. Der Inselverlag veranstaltete zum Säkulartag der von Gustav Freytag eine Dichterin von Gottes Gnaden genannten Meisterin in Zehntausenden von Abdrücken eine Auswahl ihrer Hauptwerke; Professor Ernst Schroeter, der verdiente Leiter des Weißenfelser François-Museums, kennzeichnete „zur Erinnerung an die 100. Wiederkehr ihres Geburtstages am 27. Juni 1917" „die Stufenjahre der Dichterin Louise v.

François" (Weißenfels a. S. 1917), und ein Landsmann Meyers, Dr. Hans Enz, bot 1918 eine umfassende Würdigung der Künstlerin „Louise v. François (Zürich, 1918)", zu der ihn sein Lehrer, Professor E. Ermatinger in Zürich, angeregt hatte. So stiftete das Beispiel, das Conrad Ferdinand Meyer als Parteigänger der Art und Kunst Louise von François' gegeben, neuen Segen für ihre Sache in und außerhalb seiner Schweizer Heimat.

Erwuchs derart ihrem Andenken dauernde Förderung durch den Freundschaftsbund mit Meyer, so bleibt auch das Gedächtnis dieses „Tacitus der Novelle" — so sprach ihn einmal F. Th. Vischer in einem Brief an — untrennbar mit Louise v. François, seiner selbstgewählten künstlerischen Beichtmutter, verbunden. Kaum irgendwem sonst außer Betsy Meyer und dem Hause Wille hat er sein Wesen und Wollen unbefangener erschlossen in dem arbeitsreichen letzten Jahrzehnt seines Schaffens, in dem der Novellist und Lyriker sein Höchstes leistete. Jede belangreichere, neue, C. F. Meyer geltende Studie muß sich darum auf die unentbehrlichen und unersetzlichen Selbstbekenntnisse berufen, die in Ernst und Humor den sittlichen Adel, die künstlerische Strenge und die menschliche Güte der beiden Dialogisten besser als jedes fremde Wort festhalten. Die gewichtigsten Quellenwerke (A. Freys Sammlung der Briefe und Rezensionen Conrad Ferdinand Meyers, Leipzig 1908; Conrad Ferdinand Meyers unvollendete Prosadichtungen, Leipzig 1916; R. d'Harcourt, C. F. Meyer. Sa vie, son œuvre, Paris 1913, und La crise de 1852—1856, Paris 1913) wie die liebreiche ästhetische Untersuchung „Conrad Ferdinand Meyer und das Kunstwerk seiner Gedichtsammlung" von Walther Brecht (Wien 1918), ja selbst das fragwürdige Buch „Das Werk Conrad Ferdinand Meyers" von Franz Ferdinand Baumgarten

(München 1917), sie alle suchen die Lösung mancher Zweifel mit Recht in C. F. Meyers eigenen, absichtlich und absichtslos Louise v. François vergönnten Aufschlüssen. Und so lange nach C. F. Meyer und Louise von François gefragt werden wird, — und das dürfte noch manchen Tag und manches Jahr geschehen — wird ihr Briefwechsel auf Sachkundige und Laien mit derselben Glaubwürdigkeit wirken, wie das Selbstbildnis von Böcklin.

Schon angesichts dieser Aufnahme und der Geltung, die der Briefwechsel Meyer-François in der ersten Auflage gefunden hat, mußte sich der Herausgeber für den Neudruck besondere Sorgfalt angelegen sein lassen. Die Tochter des Dichters, Frau Camilla Meyer, öffnete mir abermals mit nicht genug zu dankender Güte ihr Hausarchiv; sie sandte mir nicht bloß neuerdings die Briefe von Louise v. François an C. F. Meyer; auf mein Ersuchen teilte sie mir überdies zwei Briefe der François an Betsy Meyer mit. Die Handschriften der Briefe C. F. Meyers an L. v. François waren dagegen inzwischen leider verschollen, so daß ich bei Beginn des Druckes besorgte, ihren Text nur auf Grund der 1905 von mir angefertigten, glücklicherweise aufbewahrten Abschriften herstellen zu können. Durch Herrn Prof. Schroeter in Weißenfels erfuhr ich indessen während der Drucklegung, daß Herr Professor Adolf Thimme in Göttingen vielleicht Bescheid geben könnte, was mit den Originalien der Meyer-Briefe geschehen sei. Herr Prof. Thimme antwortete, daß er selbst ein paar in der ersten Auflage nicht enthaltene Briefschaften Meyers an L. v. François besäße, die er mir bereitwillig für diesen Neudruck zu Gebote stellte. Meyers andere Briefe seien jedoch an den Berliner Antiquar Karl Ernst Henrici gelangt, der sie wahrscheinlich einzeln veräußert habe. Weitere von Prof. Schroeter mittelbar und unmittel-

bar geförderte Umfragen ergaben, daß mindestens ein Teil dieses Briefschatzes als Ganzes nach Zürich verkauft worden sei. Ziemlich hoffnungslos wandte ich mich an Prof. Emil Ermatinger mit dem Anliegen, wenn möglich den jetzigen Besitzer dieser Briefschaften aufzuspüren. Mit nie versagender Hilfsbereitschaft antwortete er, daß dies der Lesezirkel Hottingen sei, der mir mit größtem Entgegenkommen 39 Briefe und Karten Meyers (aus den Jahren 1881—1891), die der Lesezirkel in einigen Partien, wahrscheinlich als Rest einer zur Auktion gelangten Sammlung erworben hatte, nach Wien zur Textüberprüfung schickte. Über den Verbleib der fehlenden Briefe war dem Lesezirkel Hottingen nichts bekannt.

Ein Vergleich des Neudruckes mit der Urausgabe wird zeigen, daß ich es im einzelnen an Verbesserungen nicht fehlen ließ und vielfach — 1905 mit Rücksicht auf dazumal noch Lebende vorgenommene, durch — — angedeutete — Auslassungen ergänzte. Das trifft besonders auf jene „geistige Amazone" zu, die Louise v. François 1881 in Reichenhall durch Marie Ebner kennen lernte und bei Conrad Ferdinand Meyer einführte. Der Name der Dame, die zu Beginn der neunziger Jahre geisteskrank wurde, kann heute, nachdem sie 31. Mai 1918 gestorben ist, um so eher genannt werden, als Conrad Ferdinand Meyer ihr Buch über Shelley 1884 im Magazin für die Literatur in einer seither von Adolf Frey in seinem Sammelwerk wiederholten Meisterrezension wohlwollend besprach und die Haltung von L. v. François und C. Meyer gegenüber dieser nicht unbegabten, doch am Zwiespalt zwischen allzu hochfliegendem Wollen und unzureichendem Können gescheiterten Unglücklichen in allen Stadien ihrer dramatischen und philosophischen Bestrebungen während des Jahrzehntes 1881—1891 ein herzbewegendes Muster bleibt, wie schärfste prophetische Menschenkenntnis mit milde-

ster Menschenliebe sich vertragen kann. Wer die beiden noch nicht kennt, müßte sie nur wegen ihres Benehmens gegen Helene von Druskovitz liebgewinnen und wer sie schon in sein Herz geschlossen hat, wird sich im Glauben an sie durch diese Probe ihres adeligen Gemütes neu bestärkt fühlen.

Frau Camilla Meyer war so freundlich, mir auf mein Ersuchen auch in die in ihrem Besitz erhaltenen Briefe von Helene v. Druskovitz an C. F. Meyer Einblick zu gestatten. Der Tochter des Dichters in erster Reihe, dann den andern allen, die mir ihr Vertrauen schenkten und Beistand gewährten, schulde und sage ich aufrichtigen Dank.

Mir war es Trost und Labsal, wie auf einer Friedensinsel der Seligen wiederum mit den abgeschiedenen verklärten und doch leibhaftig gegenwärtigen Geistern Louise v. François' nud Conrad Ferdinand Meyers Umgang pflegen und darüber die Drangsale und Wirren unserer heutigen Welt mindestens eine Weile vergessen zu dürfen. Mögen gleiche Stimmungen auch in Zukunft alte und neue Leser der Briefe dieses auserlesenen Paares aufrichten und beglücken. Amen!

Wien, Pfingstsonntag, 23. Mai 1920.

Anton Bettelheim.

Erläuterungen und Zusätze.

Dank dem nicht genug zu rühmenden Entgegenkommen von Frau Major Sophie Herbst geb. Zahn und Frl. Camilla Meyer konnten die Urschriften der Briefe von Louise v. François und Conrad Ferdinand Meyer bei der Herstellung der Druckvorlage und bei der Korrektur der ersten Auflage verglichen werden. Für diese zweite Auflage (vgl. das Nachwort S. 282) überließ mir der Lesezirkel Hottingen die Originalien der Nummern 7, 13, 15, 17, 18, 20, 24, 28, 31, 33, 36, 38, 41, 43, 45, 47, 49, 59, 62, 65, 73, 75, 80, 83, 85, 88, 92, 99, 107, 116, 120, 123, 125, 130, 137, 139, 140, 142, 143. Die vier von Prof. Thimme überlassenen Briefe C. F. Meyers sind durch * bezeichnet. Abkürzungen, deren sich besonders C. F. Meyer gern bedient, wurden meist aufgelöst, Eigenheiten der Interpunktion und Orthographie, wo sie charakteristisch waren, beibehalten. Weder Louise v. François, noch C. F. Meyer setzen gewöhnlich nach der Anrede ein !. Die François schreibt Göthe und Bismark, Meyer Goethe und Bismarck. Bemerkt sei noch, daß Louise v. François durchweg deutsche, C. F. Meyer stets lateinische Buchstaben gebraucht. Meyers Namenszug vermeidet in der Regel Schlußpunkte bei der Abkürzung der Vornamen.

Zu **1** und **2.** Der 1918 von A. Langmesser veröffentlichte Briefwechsel Conrad Ferdinand Meyers und Julius Rodenbergs (Berlin, Paetel) bringt am 26. Mai 1879 folgende Zeilen Meyers: „Zu der Erzählung von L. v. François darf man der Rundschau aufrichtig gratuliren. Sie hat Nerv und etwas innerlich Distinguirtes, was heutzutage nicht häufig ist." Soweit ich sehe, das erste Urteil Meyers über L. v. François. „Der Katzenjunker" erschien 1879 zuerst in der „Deutschen Rundschau." — Die erste Erwiderung von Louise v. François war mir nicht erreichbar; Ostermontag 1881 berichtet sie in einem bisher ungedruckten Briefe nach Wien an Marie v. Ebner-Eschenbach: „Aber à propos Rundschau: neulich schrieb mir ein Herr Dr. Conr. Ferdinand Meyer-Ziegler aus Kilchberg bei Zürich sehr freundlich (u. A. auch über

das Spemann'sche Bändchen, dessen zweite Hälfte ihm aber besser gefallen hat, als die erste). Er führte sich ein als Verfasser des „Heiligen" und College von der Rundschau und bat um die Erlaubnis, mir sein jüngstes Werk schicken zu dürfen. Diese ehrenvolle Aussicht habe ich denn mit Dank mir eröffnen lassen; aber schamröthlich bekennen müssen, daß der Hr. College mir eine unbekannte Größe sei, und ich nicht Abonnentin oder ständige Leserin der Rundschau — die hiesigen Orts nicht gehalten wird — bin, überhaupt wenig Neues mir zu Gesicht und der kleine Brockhaus wohl eine Seite voll Meyers anführt, verblichene wie jetzzeitige, aber keinen C. F. Meyer-Ziegler darunter. Dunkel schwebte mir indeß vor, in irgend einem Blatte einen Schweitzer Dichter — Novellisten — der nicht Keller, sondern möglicher Weise Meyer hieß, rühmend als aufgehenden Stern erwähnt gelesen zu haben. Wissen Sie etwas von dem Herrn, so theilen Sie es mir gütigst mit." — Als, ein Jahr vorher, Marie v. Ebner-Eschenbach, aus Begeisterung für „die letzte Reckenburgerin" Louise v. François mit einem schwärmerischen Brief ihre „Aphorismen" sandte, bekannte die Empfängerin gleichfalls in ihren Dankeszeilen: „mein Lebensweg hat in ein so einsames Altenstübchen geführt, daß mir die Welt der Gegenwart — auch der litterarischen — nahezu eine von Fremdlingen geworden ist und daher auch Ihr vermuthlich sehr bekannter Name zum ersten Male an mein Ohr schlug." (Marie v. Ebner-Eschenbach. Biographische Blätter von Anton Bettelheim. Berlin, Gebrüder Paetel, 1900: „Ein Briefwechsel mit Louise v. François" S. 102—125.) C. F. Meyer hat Louise v. François ihr aufrichtiges Bekenntnis so wenig übelgenommen, wie das Marie v. Ebner-Eschenbach getan, und beiden Getreuen der „Reckenburgerin" erwuchs gleicher Segen aus ihrer, durch keine Regung unzeitiger Empfindlichkeit gestörten Annäherung. — Die biographische Notiz, deren Brief, Zahl 2, erwähnt, ist wohl Joseph Kürschners Einleitung zu Band I der Kollektion Spemann (1881), der die beiden Erzählungen „Phosphorus Hollunder" und „Zu Füßen des Monarchen" enthielt. In demselben Jahr erschien bei Paetel „Der Katzenjunker" von L. v. François.

Zu **4.** Conrad Ferdinand Meyers unvollendete Prosadichtungen, eingeleitet und herausgegeben von Adolf Frey. Leipzig, Haessel, 1916. „Der Dynast" I. 37—88. Dazu A. Langmesser, C. F. Meyer (1905).

Zu **5.** Richard Leander war bekanntlich das Pseudonym des Professors der Chirurgie Richard Volkmann in Halle a. S.

Zu **6.** Über François Wille und Eliza Wille-Slomann s. Betsy Meyer S. 5 ff. und Adolf Frey: Die Tafelrunde in Mariafeld („Conrad Ferdinand Meyer", 1900, 195—221).

Zu **9.** „Die Facetie des Poggio", zuerst unter dem Titel „Das Brigittchen von Trogen" in der Deutschen Rundschau gedruckt, später „Plautus im Nonnenkloster" genannt. August Langmesser: Conrad Ferdinand Meyer. Sein Leben, seine Werke, sein Nachlaß. 2. Auflage. Berlin 1905. S. 120—121.

Zu **10.** Der erste Band von Spemanns Zeitschrift „Vom Fels zum Meer" wurde Oktober 1881 mit einem Beitrag von Louise von François eröffnet: Maria und Joseph. Nach einer kalabresischen Volkssage. — Über Helene von Druskovitz (geb. Wien-Hietzing 2. Mai 1858) vgl. Brümmer, Lexikon deutscher Dichter und Prosaiker. — Gubernatis, Dictionnaire international (1905). — Degener, Wer ists? 7. Auflage 1914 mit eingehendem Schriften-Verzeichnis. Und Beilage C.

Zu **12.** Die vermißte Strophe lautet:

Vergiß nicht, Deutschland, wer dem Hutten bot
Die letzte Freistatt und das letzte Brot.

Vgl. Langmesser S. 250/1.

Zu **14** und **15.** 1881 erschien das Lustspiel: Der Posten der Frau von Louise v. François. Stuttgart W. Spemann. Vgl. dazu Essays von Heinrich Homberger. Berlin 1897. S. 132—180 und meine Biogr. Blätter „Marie v. Ebner-Eschenbach". S. 213.

Zu **16.** Hier scheint ein Brief Meyers zu fehlen: „Frl. Doctor" hatte sich in einer mißglückten Tragödie versucht, die auch in den Briefen von Louise v. François an Marie v. Ebner wiederholt als Schmerzenskind vorkommt. „Sultanin und Prinz. Trauerspiel in 5 Aufzügen von E. René. Wien 1881, Wallishauser." René war ein Pseudonym für Helene Druskovitz.

Zu **19.** Betty Paoli, die schon 1874 und 1877 in der Wiener Abend-Post Conrad Ferdinand Meyer lebhaft anerkannt hatte (vgl. Adolf Frey: Conrad Ferdinand Meyer. Sein Leben und seine Werke. Stuttgart, Cotta, 1900, S. 372 u. 375), wies 16. Dezember 1881 in einem Feuilleton der Wiener „Presse" über die 3. Auflage der Dichtung „Huttens Letzte Tage" neuerlich auf die Bedeutung des Schweizer Dichters hin und gedachte bei diesem Anlaß der oben erwähnten Äußerung eines Privatbriefes der François an Marie v. Ebner in folgenden Zeilen: „Die

richtigste Bezeichnung für C. F. Meyer hat die ihm geistig verwandte Louise v. François gefunden. Sie nennt ihn „den dichtenden Historiker, der den Blick nach den Höhen des Lebens gewandt, die Probleme verhängnisvoller Zeiten und hervorragender Ausnahms-Menschen darzustellen sucht"."

Im „Deutschen Museum" von Robert Prutz steht 1856 S. 630 bis 693 eine Anzeige „Das Leben von George Sand. Deutsch von Claire von Glümer." Ohne Namen des Verfassers, nur mit der Anmerkung „Von einer Dame": zweifellos Louise v. François, die beständig Goethe als höchste Instanz anruft und im übrigen nur einen gehaltvollen Auszug aus dem Memoirenwerk der Sand gibt.

Zu **23.** „Die Wüste" ist von Felicien David, nicht von Berlioz.

Zu **24.** Das „Bazar-Büchlein" führt den Titel: Züricher Dichterkränzchen, gewunden von Gottfried Keller, Ferdinand Zehnder, Ferdinand Meyer für den Bazar des Kinderspitals (Eleonoren-Stiftung) 15. und 16. März 1882. Als Manuskript gedruckt Zürich 1882. Vgl. Heinrich Moser, Wandlungen der Gedichte Conrad Ferdinand Meyers. H. Haessel 1900. S. X ff. und Briefwechsel zwischen Theodor Storm und Gottfried Keller. Herausgegeben und erläutert von Albert Koester. Zweite durchgesehene Auflage. Berlin, Gebrüder Paetel. 1904. S. 143 u. 253—4.

Zu **25.** Professor A. Thimme schreibt mir: Auf einem Bogen, der gedruckte „Gedichte von Ferdinand Meyer" enthält, steht unten auf einem freien Raume handschriftlich von Meyers Hand folgende 4zeilige Strophe (mit der Ziffer 5):

5. Eine Beere, eine volle,
Wo des Himmels reine Glut
Mit der dunkeln Macht der Scholle
Sich vermählt in Einem Blut.

Ich vermute, daß diese Strophe sich auf das Gedicht „Wunsch" (jetzt: Veltliner Traube) bezieht. Auch Prof. Ermatinger, den ich zu Rate zog, hält diese Annahme für zutreffend. Im Zürcher Dichterkränzchen 1882 lautet die letzte Strophe, nach Ermatingers freundlicher Mitteilung:

Heute möcht' ich unterm Laube
Kochend in der Sonne Schein
An der warmen Purpurtraube
Eine saft'ge Beere sein.

Zu **26.** „Im Konzert" liegt als Ausschnitt („Magazin für die Literatur des In- und Auslandes" 1. April 1882) bei.

Zu **27.** Über Moriz Freiherrn v. Ebner-Eschenbach s. Ernst Mach. Almanach der Kaiserlichen Akademie der Wissenschaften 1898. Biographisches Jahrbuch und Deutscher Nekrolog III, 331. — Meyers Charakteristik von J. G. Zimmermann erschien 1881 im Zürcher Taschenbuch. Vgl. Langmesser 418—21; jetzt Adolf Frey: Briefe Conrad Ferdinand Meyers nebst seinen Rezensionen und Aufsätzen (Haessel, Leipzig 1908), Band II: „Kleinstadt und Dorf um die Mitte des vorigen Jahrhunderts". Nach einem Manuskript von Edmund Dorer mitgeteilt von C. Ferdinand Meyer (451—483).

Zu **28.** Conrad Ferdinand Meyer und das Kunstwerk seiner Gedichtsammlung von Walther Brecht. Wien 1918.

Zu **31.** Mathilde Escher. Ein Porträt von Conrad Ferdinand Meyer. Zürcher Taschenbuch auf das Jahr 1883. Jetzt bei Frey: Briefe Conrad Ferdinand Meyers, Rezensionen, Aufsätze II. 483 ff.

Zu **32.** Ein Abdruck des „Toten Achill" im „Magazin für die Literatur" Nr. 27 Juli 1882 zeigt, wie weit C. F. Meyer die Änderungsvorschläge von Louise François beachtet hat. Die drei Schlußzeilen lauten dort:

Achill, du lebst? Gib Antwort! Wohin wanderst du?
Er schweigt! Er schweigt! Der dumme Kerl, der Triton nur
Bläst sein gewunden Horn, daß dumpf der Marmor schallt.

Vgl. überdies Moser: Wandlungen der Gedichte C. F. Meyers S. 75—76.

Zu **33.** Über Meyers Schwiegervater s. Betsy Meyer 197/8. Frey 257.

Zu **34.** „Genug ist nicht genug!" beginnt „Fülle" (Gedichte von Conrad Ferdinand Meyer. 30. Auflage. 1905. S. 3). „Liederseelen" S. 6. „Die Jungfrau" S. 18. „Michelangelo" S. 335. „Schnitterlied" S. 65. „Liebesflämmchen" S. 14. „Säerspruch" S. 75. „Firnelicht" S. 93.

Zu **44.** 1882 veröffentlichte Meyer sein Porträt Mathilde Escher; jetzt bei Frey, Briefe, Rezensionen, Aufsätze II. 483—500. S. o. zu 31.

Zu **48.** Conrad Ferdinand Meyer veröffentlichte im Magazin für die Literatur des In- und Auslandes vom 3. März 1883 Nr. 9 einen Aufsatz: Gottfried Kinkel in der Schweiz, den er offenbar der François zugesandt hatte. Jetzt bei Frey, Briefe ꝛc. II. 500 ff.

Zu **49.** Vgl. Betsy Meyer, „Conrad Ferdinand Meyer" S. 5: „Gottfried Kinkel, von dem Dr. Wille behauptete, er sei einen Augenblick lang, in der Mitte des neunzehnten Jahrhunderts, der berühmteste oder doch der am meisten besprochene Mann Deutschlands gewesen."

Zu **50.** Das Hochzeits-Carmen ist auf rosenrotem Papier gedruckt. Die Nachschrift eigenhändig. S. a. Langmesser S. 519.

Zu **51** (**59** und **62**). Conrad Ferdinand Meyer besprach das Buch „Shelley" von H. Druskovitz im Magazin für die Literatur des In- und Auslandes 1884, Nr. 6. Jetzt bei Frey, Briefe, Rezensionen, Aufsätze II. 429 ff.

Zu **52.** Die Unterschrift diesmal: „Meier".

Zu **54** und **55.** Über Jacob Szela s. Sala, Geschichte des polnischen Aufstandes vom Jahre 1846. Wurzbach, Biogr. Lexikon, und meine Biogr. Bl. Marie v. Ebner-Eschenbach 159 ff., 167 ff., 254.

Zu **58.** Über Johanna Spyri geb. Heußer s. Frey 48—9.

Zu **59.** „Die Schnakenburg" in dem Bande „Hellstädt und andere Erzählungen" von Louise v. François. Berlin, Janke 1874.

Zu **65.** Meyers Datum 29. Nov. scheint ein Versehen; da L. v. François schon am 2. November über „die Leiden eines Knaben" sich geäußert hatte.

Zu **69** und **70.** Eduard Lasker †1884. Bismarck lehnte es ab, die Trauerkundgebung der Vereinigten Staaten dem Reichstag zur Kenntnis zu bringen. Über ein zufälliges Zusammentreffen der Geschwister Meyer mit Lasker s. Conrad Ferdinand Meyer. In der Erinnerung seiner Schwester Betsy Meyer. Berlin, Paetel, 1903, S. 30—33.

Zu **73.** Über die Beziehungen zu Kraszewski s. Frey 315.

Zu **83.** In seinen knappen selbstbiographischen Aufzeichnungen für Anton Reitlers literarische Skizze Conrad Ferdinand Meyer Leipzig, H. Haessel, 1885) schreibt der Dichter: „Bluntschli hat in seinem Buche „Denkwürdigkeiten aus meinem Leben" (I. Th. p. 56) die Bildnisse meines Vaters und besonders meiner Mutter mit Meisterhand entworfen; ich hätte kein Wort dazu und keines davon zu tun." — Über Meyers Verleger Haessel s. Biographisches Jahrbuch und Deutscher Nekrolog VII.

Zu **91** und **92.** Die Festkantate für die Einweihung des Zwingli-Denkmals wiederholt Moser S. 99 aus den Erinnerungs-Blättern zur Einweihung des Zwingli-Denkmals in Zürich 23. Aug. 1885.

Zu **93.** Das „Lebens- und Dichterbild von Herrn N. N." ist Anton Reitlers vorerwähnte Skizze.

Zu **94.** „Frau Erdmuthens Zwillingssöhne" 1872. Vgl. dazu Marie v. Ebner-Eschenbach. Velhagen und Klasings Monatshefte März 1894. — Karl v. François. Ein Soldatenleben. Nach hinterlassenen Memoiren von Clotilde v. Schwartzkoppen. Berlin. 3. Auflage 1893.

Zu **95.** Bismarcks Polenrede wurde am 28. Januar 1886 gehalten.

Im Jahre 1878 ließ Eliza Wille bei Brockhaus, Leipzig, „Still-Leben in bewegter Zeit" erscheinen, ein Buch, das nach freundlicher Mitteilung schweizerischer Gewährsmänner von den Schicksalen der Eltern von Eliza Wille (geb. Sloman) zur napoleonischen Zeit handelt.

Zu **96.** „Graf Dürckheims Erinnerungen" besprach C. F. Meyer Dezember 1887 Deutsche Rundschau. Jetzt bei Frey, Briefe, Rezensionen, Aufsätze II. 432 ff.

Zu **97.** „Festlied zur Sempacher Feier." Im „Gedenkblatt für die fünfhundertjährige Schlachtfeier" (5. Juli 1886). S. a. Moser S. 95. Auch eine Buchausgabe der bisher nicht gesammelten Fest- und Gelegenheitsgedichte wäre willkommen zu heißen. Das Gedicht, dessen L. v. François gedenkt, ist wohl „Über einem Grabe". (Gedichte S. 11.)

Zu **100.** Vgl. Das Leben Max Dunckers, erzählt von Rudolf Haym. Berlin 1891. „So erschienen zunächst ohne ihren Namen in den Jahren 1877 bis 1880 die „Gedanken und Erfahrungen über Ewiges und Alltägliches" — für das deutsche Haus, wie der Titel hinzufügt, ein Buch, gehaltvoller als die meisten Erbauungsbücher, lehrreicher als manches System der Ethik". S. 454.

Zu **116.** Das von Meyer angeregte Asyl gedeiht heute noch als Conradstift. S. Langmesser 158.

Zu **118.** Die seither in dem Buch Le roman russe von E. M. de Voguë wiederholte Tolstoi-Studie. — H. Druskovitz: Eugen Dühring, 1889.

Zu **123.** Über die Beziehungen zu Graf Plater und Caroline Bauer s. Betsy Meyer 5—7. Langmesser 63, 100, 135. Adolf Frey S. 202 nennt Plater einen „Pedanten und Ignoranten".

Zu **126.** Verfasser der Jubiläumsadresse des Bundesrates an Gottfried Keller ist J. V. Widmann. S. Baechtold. Kellers Leben und Briefe Bd. III. 322. — Die Freundin von Betty Paoli und Marie v. Ebner-Eschenbach, deren L. v. François gedenkt war Ida v. Fleischl-Marxow. S. Biogr. Jahrbuch und Deutscher Nekrolog. IV.

Zu **128.** Mein Stern, Gedichte 69. Die gelöschten Kerzen, Gedichte 26. Noch einmal 123.

Zu **128.** Adolf Freys Aufsatz erschien 1. Oktober 1889 in der von Karl Emil Franzos herausgegebenen Zeitschrift „Deutsche Dichtung". C. F. Meyer dankte Frey für diesen Artikel mit den Zeilen: „Er ist sehr schön und tactvoll, besonders erfreut mich der Schluß. Möge sich Ihre gute Meinung erfüllen."

Zu **133.** „Brautgeleit" (jetzt „Gedichte" S. 15) zur Hochzeit von Frl. Mina Schwarzenbach und Dr. Otto v. Fleischl-Marxow lag mir in der seither wesentlich geänderten Urform vor:

Brautgeleit.

Ich sehe dich, den Kranz im Haar,
Die zur Vermählung schreitet,
Auch seh' ich klar die Genienschaar,
Die deinen Schritt begleitet:

Ein weiblich Heer, ein maidlich Heer,
Sind alles deine Schwestern,
Sie sind Du und sind Du nicht mehr
Und waren Du noch gestern.

Wer ists und folgt mit Lustgetön
Dem ernsten Hochzeitpaare?
Das sind, bekränzt mit Rosen schön,
All' deines Lebens Jahre.

Voran ein Kindlein weint und lacht,
Von Mutterarm getragen,
Das zweite setzt die Füße sacht
Und schreitet noch mit Zagen.

Dann folgen Stufen mannigfalt
Des jungen Menschenbildes,
Mit einem scheuen Kinde wallt
Ein Mägdlein schon, ein wildes.

Bald seh' ich eine minnige
Gestalt und zart berof'te,

Bald eine blasse, sinnige —
Was just das Jahr erlos'te.

Nur eine noch, versunken ganz,
Mit still verklärten Zügen,
Erfüllung in des Blickes Glanz
Und seliges Genügen...

Jetzt tretet Ihr durchs Kirchenthor,
Euch ewig zu verbinden —
Die Mädchen bleiben all' davor,
Vergehen und verschwinden.

C. F. M.

Zu **133** und **134.** Über die Beziehungen zu Gustav Pfizer und seiner Familie geben Betsy Meyer, Frey, Langmesser Aufschluß.

Zu **135.** In Degeners „Wer ist's?" sind im Schriften-Verzeichnis von H. v. Druskovich 1889 „Dramatische Scherze", 1890 „Pädagogin" genannt. Mir waren diese Stücke nicht erreichbar, über die Meyer nachsichtiger urteilt als L. v. François Nr. 136. Meyers Wort von der „komischen Grausamkeit" erinnert an seinen von Adolf Frey in der Biographie S. 151 mitgeteilten Spruch: Das Lustspiel. Du malst das Herz, wie es ist und war, Grausam bist du, doch du bist wahr 2c. 2c.

Zu **141.** Die „verschwenderische" Feder hatte einige Kleckse zu entschuldigen.

Zu **143.** Das Verzeichnis des Lesezirkels Hottingen datiert diese Visitkarte „nach Inhalt und Schriftzügen: Ende 1888".

Zum **Nachwort.** „Ich sehe Dich Schütze, triff mich ins Herz" —: offenbar Nachklang von C. F. Meyers Versen, Schluß von „Noch einmal":

Entsende, Du Schütze, entsende das Erz!
Jetzt bin ich ein Seliger! Triff mich ins Herz!

Der geschiedenen Freundin Louise v. François widmete Marie v. Ebner-Eschenbach einen Nachruf in der Neuen Freien Presse vom 23. Februar 1894 und die bereits erwähnten Erinnerungsblätter, März 1894, Velhagen und Klasing. — Betsy Meyers Erinnerungen an ihren Bruder sind eines Vergleiches mit den Blättern der Schwester Pascals durchaus würdig. Und auch in manch anderer Beziehung trifft für sie das Wort Sainte-Beuves zu (Port-Royal III 358 ff.): „Je n'ai point assez dit, combien cette sœur, comparée au frère, l'explique, le complète et peut-être à quelques égards, le surpasse."

Beilage A.

Louise von François an Betsy Meyer.

Weißenfels Neujahrsmorgen 1883.

Das erste Datum im neuen Jahr richte ich, voll Dankes u. herzlicher Wünsche, an Sie, verehrtes, theueres Fräulein. Ihr Herr Bruder hat mir eine wahre Freude bereitet, indem er Sie mir zuführte. Nach einigen brieflichen Andeutungen seinerseits u. dem Gedicht „Ohne Datum" — vielleicht seinem warmest empfundenen, hatte ich mir ein Bild von Ihnen geschaffen, das Ihre lieben Zeilen nun vervollständigen.

Es ist nur die Schwester, im Grunde nur die Dichterschwester, die spricht. Das eigene Ich, wie es die äußeren Züge versagt, läßt auch von dem Innenleben nur jenes eine Verhältnis hervortreten; aber just diese Bescheidung erzeugt das charakteristische Bildniß, wolthuend in mehr als einem Sinne.

Eines sei indeß vorausgeschickt. Sie stellen den schaffenden Dichter in den Vordergrund; u. das ist ja natürlich einer persönlich Unbekannten gegenüber, die lediglich durch seine Productionen in eine Art von Verhältniß zu Ihrem nächsten Menschen getreten ist. Ebenso so sehr aber, ja mehr noch als der hochgeschätzte Autor interessirt mich der Mensch, den seine Dichtungen kennzeichnen; wobei ich die Dankbarkeit für sein freundliches Zuwenden an die bescheidene, deutsche

Invalidin der Fabelzunft noch gar nicht einmal in Anschlag bringe. Und einen wesentlichen Theil dieses Interesses erweckte seine Liebe zu Ihnen, verehrtes Fräulein.

Die Freundschaft zwischen Geschwistern, zumal brüderlicherseits, ist, so natürlich begründet sie scheint, eines der seltensten Verhältnisse der modernen Welt. Schließt sich der Mittelpunct des gemeinsamen Elternhauses, wird wol gar eine eigene Familie gegründet, werden die Beziehungen zu den Gleichgeborenen gemeinhin die oberflächlichsten; die Vertraulichkeit, wenn sie jemals bestanden hat, schlummert ein. Man nennt die Poesie eines Volkes u. einer Zeit einen Spiegel von deren Sitte. Nun, ich kenne keine einzige deutsche, oder zeitgenössische Dichtung, die wie die antike in ihren edelsten Gestalten die Geschwistertreue zum Vorwurf hätte, wennschon wir unter unseren Dichtern einige besitzen, die mit einer edeln u. aufopfernden Schwester verbunden waren. Sehen Sie, theueres Fräulein, daß Ihr Herr Bruder Ihren Werth und Ihre Liebe so tief empfand, das hat mich wahrhaft glücklich gemacht u. ich hoffe noch immer auf eine Dichtung von ihm, zu deren Heldin Sie Model gestanden haben.

Daß Sie sich nicht mehr mögen photographiren lassen, begreife ich. Mir geht es auch so; und daß ich, wie in manchen anderen Stücken, der Consequenz gegen das Herkömmliche ermangele, daher von einer fast zehn Jahr alten Platte immer wieder neue Abdrücke machen lasse, wie wohl dieselben nicht mehr ähnlich sein mögen u. wohl niemals ganz waren. Die liebe Sonne verfährt selten schmeichlerisch gegen Frauen, wenn sie das Backfischalter überschritten haben; der Herr Photograph hilft ein bischen nach u. es wird häufig eine Carricatur daraus. Nur weil ich gar nichts Anderes zu bieten habe, nehmen Sie daher das beiliegende Quasiconterfeychen

als ein Zeichen meiner herzlichen Dankbarkeit u. Freude an den Bildern Ihres einstigen Dichterheims und deren Erklärung. Sie haben mir den schönen See wieder vorgezaubert, auf welchem ich mich vor Jahren einen halben Tag habe umherrudern lassen mit dauerndem Entzücken; denn es war der erste Schweizer See, den ich sah u. der Vierwaldstätter u. Zuger, selbst der Genfer See, die ich später befuhr, konnten darum den ersten Eindruck nicht verlöschen. Ob ich damals wohl an Kilchberg, Meilen, Männedorf vorübergekommen bin? Ich fragte nicht nach Namen u. würde sie vergessen haben. In dem ziemlich schwierigen Schwyzerdütsch vielleicht nicht einmal verstanden. Jetzt freilich verdrießt es mich, daß ich auf meiner Schweizerkarte keins der drei lieben Kirchspiele entdecke. Gern zumal wüßte ich etwas Näheres von Ihrem Männedorf u. von der Wirksamkeit, Ihr H. Bruder nannte sie eine christlich philantropische, — der Sie sich alldort widmen. Ich stelle dieselbe mir in der Art unseres Kaiserswerth vor. Wir haben verschiedene Anstalten verwandten Sinnes; sicherlich aber keine, wo der Ihren gleich, die landschaftliche Schöne das barmherzige Thun harmonisch umkleidet u. in der Stunde unvermeidlichen Ermattens die Seele erhebt.

Gott segne weiterhin Ihr Leben, verehrtes Fräulein, in allen seinen Beziehungen. Nehmen Sie nochmals meinen innigsten Dank und grüßen mit gleichem Dank auch Ihren Herrn Bruder, wenn Sie ihn sehen, von Ihrer aufrichtig ergebenen

Louise François.

Weißenfels d 22/9 1892

Verehrtes Fräulein!

Zeihen Sie mich nicht einer Anmaßung, wenn ich — nach zögerndem Bedenken — es wage, Ihnen auszusprechen, wie tief mich die Erkrankung Ihres H. Bruders erschüttert hat.

Habe ich ihn auch nur wenig gesehen, waren unsere äußern Schicksale auch nahezu gegensätzlich, so verehrte und liebte ich in ihm nicht nur den bedeutenden Dichter, sondern auch den wahrhaft vornehmen, edlen Menschen u. sein freundschaftliches Vertrauen beglückte mich.

Als ich ihn vor ein Paar Jahren zum letzten Male in seiner anmuthenden Häuslichkeit sah, erklärte er mir sein lästiges körperliches Leiden, das mir seiner Natur nach, in den brieflichen Andeutungen ziemlich unverständlich geblieben war. Spätere Mittheilungen sprachen von Besserung, ja Herstellung, bis dann sein ergreifendes, vielleicht letztes Gedicht von Bernardino: „Ich sehe dich Schütze" wie ein Todesahnen klang; das Todesahnen eines Glücklichen. Und war er nicht mit Recht ein in jedem Sinne ein beglückter Lebender?

Seit Neujahr hat er mir nicht mehr geschrieben. Auch ich schwieg bescheidentlich hoffend u. fürchtend für ihn, aber niemals gewärtig der jammervollen Kunde, die vor Wochen in die Öffentlichkeit drang u. unter den ihn Verstehenden allseitig den tiefsten Antheil erweckte. Schätzt man — unbestritten — ihn doch als den ersten deutschen Dichter der Gegenwart.

Sie, seine geliebte Schwester sind seine getreueste Freundin von Kindheit ab: „Du allein weißt noch Bescheid von allen Daten meines Lebens", Auch schreibt man mir, daß Sie ihn in seinem freiwilligen Asyl öfter sehen. Möchte der Ursprung seines Leidens Fernerstehenden auch vielleicht erklärlich scheinen, dessen Entwicklung u. Äußerung wird keiner

so verstehen als Sie allein. Ich muthe Ihnen, verehrtes Fräulein, keine Mittheilung darüber zu; erbitte sie nicht; aber sagen mußte ich, daß ich mit Ihnen die Schwere dieses Schicksals empfinde u. Sie ersuche auch seiner hartgeprüften Gattin u. seinem Töchterchen ein Wort wärmsten Antheils von der einsamen Greisin auszusprechen.

In aufrichtiger Hochachtung

Louise v. François.

Beilage B.

Eine Anzeige von L. v. François.

N. Z. Z. 17. Dez. 1886 (Nr. 350, Erstes Blatt).

Gedanken und Erfahrungen über Einiges [sic][1]) und Alltägliches. Für das deutsche Haus. Herausgegeben von Otto Nasemann. Halle, Max Niemeyer, 1886.

In dritter, bereicherter, dem Publikum zugänglicherer Ausgabe ist ein Werk erschienen, das nach Gehalt und Adel der Form in unserer Sprache kein gleichartiges aufzuweisen hat und das als Licht- und Wärmespender in jedem gebildeten deutschen Hause gehegt werden sollte.

Gleichzeitig hat der Herausgeber auch der beiden früheren Ausgaben den Schleier gelüftet, hinter welchem sich die Frau verbarg, welche diesen Schatz von Gedanken und Erfahrungen durchlebt und mitgetheilt hat. Zur Erklärung dieses Zurück- und Hervortretens, wie auch zum innersten Verständniß der seltenen Darbietung mögen nachfolgende Einführungsworte des Herausgebers dienen:

„Die Frau, jetzt die Wittwe Max Dunkers [sic], ist es, welche in diesen Gedanken dem Standpunkte Ausdruck ge-

[1]) Richtig: Ewiges. S. o. S. 201/202.

geben hat, der beiden Gatten Quelle der Freudigkeit und Richtschnur ihres Handelns war. So lange der nun Verewigte in seinen eigenen Werken zu den Zeitgenossen sprach, schien es nicht von Wichtigkeit, auch diese Blätter mit seinem Namen in Verbindung zu bringen. Jetzt, da die Reihe seiner eigenen Kundgebungen geschlossen ist, mag es Manchem, der ihn als Historiker und Politiker kennt, werth und heilsam sein, auch in solche Tiefen seines Gemüths zu blicken, die nicht unmittelbar aus seinen bisherigen Äußerungen erkennbar sind. Er hat zwar an die Form der vorliegenden Mittheilungen nie Hand angelegt; aber der Inhalt derselben ist im Zusammenleben mit ihm gereift, und der Leser findet in ihnen die Lebens- und Weltauffassung des nach so vielen Seiten ausgezeichneten Mannes." —

So ist denn auch der Seelengemeinschaft ihres [sic!] Ursprungs nach dieses Werk vielleicht ein Unikum. Es sind zwei in Eins verschmolzene Menschennaturen — das Abbild einer wahrhaftigen Ehe — die wir in dieser Ausgestaltung kennen und würdigen lernen.

Die Verfasserin pflegt das Buch ihr häusliches ABC zu nennen. Aber es ist mehr als solche elementare Grundlegung; es ist eine kräftigende Denkübung für die große Schule des Lebens und ganz im Besonderen eine Richtschnur für die Aufgaben der Frau in deren umfassendster und vornehmster Bedeutung. In diesem abbildenden, wie bildenden Doppelgehalt beruht die Zuversicht auf einen sich durch diese neue Ausgabe erweiternden Wirkungskreis.

Louise von François.

[Der Artikel steht zwischen der Anzeige von Heines Werken, herausg. von G. Karpeles, 1. Band, und der Besprechung der Aufführung des „Zerbrochenen Kruges" am 13. Dez.]

Beilage C.

Aus Briefen von Helene von Druskovitz an C. F. Meyer.

Ostern 1881 hatte Conrad Ferdinand Meyer seinen Briefwechsel mit Louise v. François begonnen und wenige Monate später, am 12. September 1881, empfahl ihm die Reckenburgerin als ihren Schützling Frl. Dr. Helene von Druskovitz, die sie als Gast Marie v. Ebner-Eschenbachs in Reichenhall „kennen und aufrichtig lieb haben gelernt" (siehe oben S. 19—20). Die junge Dame war, wie mir Professor G. Meyer von Knonau gütigst auf meine Frage mitteilte, nicht der erste weibliche Doktor in Zürich gewesen; vielmehr war schon 1867 eine Russin Dr. med. geworden. In der philosophischen Fakultät war sie, da ihr im Jahre 1875 eine Polin vorangegangen war, die zweite Promotion (9. November 1878). Die Abhandlung über Lord Byrons Don Juan war ihre Dissertation. „Wenn ich nicht irre," fährt Prof. Meyer von Knonau fort, „war ich als Examinator betheiligt, wie sie denn auch ohne Zweifel bei mir Collegien hörte". „Ich bedaure bei der langen Zwischenzeit nicht mehr Genaueres sagen zu können." Selbst ihren Tod (31. Mai 1918) erfuhr Prof. Meyer von Knonau erst durch meine Zeilen. „Doch steht sie in gutem Andenken."

C. F. Meyer nahm Frl. Dr. wohlwollend auf: sie gefiel ihm „mit ihren breiten Schläfen"; „sie hat etwas Türkisches oder Serbisches und daneben — sehr untürkisch — kann sie die modernen philosophischen Siebensachen an den Fingern herzählen. Ich halte sie für sehr brav, und wenn ich ihr auf ihrer steilen Bahn irgendwo eine Hand reichen kann, bin ich gern erbötig" (siehe oben S. 22). Wie treu C. F. Meyer dieses Versprechen erfüllte, zeigt nicht bloß sein Briefwechsel

mit L. v. François. Er förderte Frl. Druskovitz unablässig in kleinen und großen Dingen: Zeuge dessen auch ihre eigenen, an den Meister gerichteten Zuschriften, die mir Frau Camilla Meyer gütigst zu Gebote stellte. Im Juli 1882 erbittet sie seine Photographie als Beigabe zu einer biographisch-kritischen Skizze, die sie der Wiener Illustrierten Zeitung einsenden soll. Im Oktober 1883 entschuldigt sie sich, von der Erlaubnis, ihm zu schreiben, noch keinen Gebrauch gemacht zu haben: sie sei unvermutet länger, als sie voraussah, in Zürich aufgehalten worden und möchte nicht des Mangels an Dankbarkeit geziehen werden. „Aber Dankbarkeit ist nicht das richtige Wort, und es läßt sich vielleicht sogar der Beweis führen, daß Dankbarkeit etwas Schwächliches, nichts als ein feiner Egoismus sei, ja vielleicht ein höchst plumper. Was ich Ihnen gegenüber empfinde, werde ich am besten Ehrfurcht nennen. Das ist ein herrliches Gefühl und es ist in der That unberechenbar, wie viel Gutes die Kleineren von den Großen erfahren, denn ohne die letzteren gäbe es ja auch keine Ehrfurcht. Mittlerweile habe ich Julian Boufflers gelesen, den ich aufrichtig bewundere. Empört hat mich", so fügt sie temperamentvoll hinzu, „die Zusammenstellung Ihres Werkes mit der Novelle von Ossip Schubin in den Ankündigungen. Ich construire mir aus der Lectüre von ‚Mal occhio' ein sehr ungünstiges Bild von der geistigen Veranlagung der Verfasserin, die nach meiner Meinung den Namen Dichterin nicht verdient. Sie ahmt die Seelenbewegungen rein äußerlich nach, wie der Spiegel die Bewegungen der Flammen reflectirt. Doch entschuldigen Sie diese recht überflüssige kritische, möglicherweise auch unkritische, Bemerkung."

Am 14. Dezember 1883 schreibt sie aus Unter-Sankt-Veit bei Wien: „Verzeihen Sie meine Ungeduld und

nehmen Sie im Voraus meinen wärmsten und besten Dank." Meyer hatte ihr die Anzeige ihres Buches über Shelley verheißen. „Herzlich bedauere ich das Unwolsein ihres Töchterchens, das ja mein besonderer Liebling ist und von dem ich schon viel erzählen mußte, doch hoffe ich, daß die liebe Kleine bald wieder hergestellt sein wird." „Ihre Grüße an die Damen Paoli und Ebner werde ich sobald als möglich bestellen, dagegen kann ich nicht bestimmt sagen, ob ich Dr. Laube diesen Winter sehen werde. Es ist nämlich viel weniger Ehrfurcht als Furcht, wirkliche Furcht, was ich vor diesem alten Donnerer und Blitzeschleuderer fühle. Im Vorbeigehen erlaube ich mir anzudeuten, daß Sie Frl. Paoli durch ein Schreiben wahrhaft beglücken würden." Die Anregung scheint gefruchtet zu haben: im Mai und zu Pfingsten 1883 dankt C. F. Meyer der Wiener Lyrikerin für das „gewünschte Geschenk ihrer Dichtungen": „gerade in ihrer leidenschaftlichen Befangenheit seien die Jugendgedichte die schönsten". „Das Anziehendste, den individuellen Zug vorbehalten, führten ihn ihre lyrischen Gedichte in die Tage Herweghs, Lenaus, Becks zurück, die er ja auch erlebt habe." (Briefe Conrad Ferdinand Meyers II. 348.)

Als literarisches Denkzeichen des Anteils, den C. F. Meyer an Helene Druskovitz nahm, erscheint seine Besprechung ihres „Shelley" (Magazin für die Literatur des In- und Auslandes 1884; wieder abgedruckt in Adolf Freys Ausgabe der Briefe, Rezensionen und Aufsätze Meyers 1908, II. 429). Wenn die Verfasserin behaupte, Shelley sei unter den Deutschen der Gegenwart fast ein Fremdling, so sei er das vor einem Menschenalter wahrlich nicht gewesen. Davon lege das bekannte schöne Sonett Herweghs Zeugnis und auch wir Jüngern hätten Shelley noch mit vieler Andacht gelesen. Seither hätten sich Welt und Ideenkreise vielfach geklärt,

so daß ein weltflüchtiger, visionärer, durch und durch subjektiver Poet nicht mehr unser täglicher Begleiter sein könnte. Doch ebensowenig werde Shelley unter uns der Vergessenheit anheimfallen, denn er sei ein großartiger Lyriker und wenn ihn die Verfasserin den größten Englands nenne, wolle Meyer nicht widersprechen. Sinnreich entwickelt Meyer aus den Grundzügen von Shelleys Wesen drei Sätze, „in ihrer Allgemeinheit einer unwahrer als der andere: der Glaube an die ursprüngliche Güte des Menschen, an die absolute Schlechtigkeit der Gesellschaft und ich weiß nicht an welch nahe bevorstehende Erlösung und ein unfernes glückseliges Milennium". Dennoch behält auch für Andersdenkende, die nur an den mühsamen Fortschritt des Menschengeschlechtes glauben, Shelleys Poesie ihren Wert. Sie läßt uns außerhalb unseres Tagewerkes dunkle elementare Kräfte, Tugenden außerhalb der Sitte und eine Gerechtigkeit außerhalb des Staates ahnen. So sage ungefähr auch, wenn Meyer nicht irre, Taine. In sparsamen Meisterstrichen weist Meyer diese Züge an Shelleys Hauptwerken nach. Seine Wellen und Wolken sind wahrer als seine Menschen. Die Höhe seiner Dichtung erreiche schon der Fünfundzwanzigjährige mit den vier Akten, „fast hätte ich gesagt vier Deckengemälden" seines „entfesselten Prometheus" und dem unvergleichlichen und unsterblichen Drama der „Cenci". Meyers Biograph Frey erwähnt (S. 50, 1900) in Einer Zeile, daß er als Anfänger den Jenatsch und die Beatrice Cenci zu dramatisieren begann: das Urteil des reifen Meisters, Shelley habe die zwei Hauptfiguren, den lasterhaften Alten und die unselige Beatrice, ins Kolossale übertrieben und dadurch ästhetisch möglich gemacht, gewinnt dadurch doppeltes Interesse. Vielleicht hat Shelleys Drama Meyers frühen Versuch mitbestimmt. Seine Skizze Shelleys, so schließt Meyers Anzeige, führe

der Essay von Helene Druskovitz mit Liebe und Sorgfalt aus. Wer ihn aufmerksam liest, und er liest sich leicht und angenehm, wird mit uns in das Lob des Buches einstimmen. „Es ist eine grundehrliche und gewissenhafte Arbeit, und man sieht, die Verfasserin hat einen hohen Begriff von der Umsicht und Wahrheitsliebe, mit welcher das Leben eines außerordentlichen Menschen erzählt sein will." „Die Analyse der „Cenci" z. B., welche wir zweimal gelesen haben, erklärt den Bau, betont die Größe und berührt die Mängel des Stückes bescheiden, aber durchaus befriedigend. Möge die Verfasserin, auf der betretenen Bahn beharrend, eine zweite glückliche Wahl treffen."

Ein Dankbrief von H. Druskovitz[1]) für diese auszeichnende Würdigung liegt nicht vor: sie hat offenbar bei ihrem nächsten Besuch der Schweiz dem Dichter persönlich gesagt, wie sehr er sie gefördert und verpflichtet. Am 21. September 1884 erwähnt sie ihres neuen Buches „Drei englische Dichterinnen" (1884, Baillie — Browning — Eliot) in der Besorgnis, daß ihre Bemerkungen über den Roman ihr seinen Tadel zuziehen dürften. „Unter allen poetischen Gattungen steht mir die erzählende am Fernsten, was mich jedoch gleichwohl nicht verhindert hat, zu erkennen, daß Eliot die größte unter allen weiblichen Erzählerinnen sei. Meine Liebe gehört der lyrischen Dichterin Elisabeth Browning und ich glaube, daß der Aufsatz, den ich ihr gewidmet habe, noch der gelungenste ist. Sie verdiente eigentlich ein Buch und es wäre Zeit, daß man sie auch in Deutschland lesen und bewundern würde."

Am 23. Oktober 1884 schreibt sie aus Zürich: „Viel Schweres ist seit meinem letzten Besuche in Kilchberg über mich und meine Mutter gekommen. Mein ältester Bruder, über den ich damals in peinlicher Ungewißheit war, er war schon da-

[1]) L. v. François und Meyer schreiben den Namen ziemlich willkürlich, bald mit „ch", bald anders.

mals nicht mehr unter den Lebenden, seit sechs Wochen todt, bevor wir die schreckliche Kunde von seinem vorzeitigen Ende erhielten. Die Nachlässigkeit des hiesigen Telegraphenamtes war Schuld an unserer langen, entsetzlichen Ungewißheit. Mein Bruder starb an Herzfehler, welcher Lungenphtise zur Folge hatte u. z. nach ganz kurzem achttägigen Leiden. Er war ein sehr tüchtiger Officier und zugleich ein braver lieber Mensch. Aber nicht genug, daß wir diesen schweren Verlust zu beklagen haben, so fehlen uns überdies seit Monaten alle Nachrichten über meinen dritten und letzten Bruder, der in Südamerika Reisen macht, die jedenfalls mit bedeutenden Gefahren verbunden sind. Sie werden es begreiflich finden, daß wir vom Schicksal Geschlagenen uns sehr dieses Bruders wegen ängstigen und der Zustand meiner Mutter namentlich ist ein unerträglicher zu nennen."

Im Winter 1884 heißt es: „Prof. Nietzsche wüßte mir wol wenig Dank, wenn er hörte, daß ich Ihre Aufmerksamkeit einer seiner ersten Schriften zugewendet habe. Er ist seither zu ganz anderen und vielfach neuen Resultaten gekommen. Sein letztes Werk heißt: „Also sprach Zarathustra. Ein Buch für Alle und Keinen." Es gehört, ich möchte sagen, in die Reihe der „heiligen Bücher", der Vedas, des alten Testamentes u. s. w. Es lebt in N. etwas von dem Geiste und rhapsodischen Schwung der alten Propheten." Ein Urteil, das sie in ihrem Abschiedsbrief vom 22. Dezember 1884 wesentlich dämpft: „Meine Begeisterung für Nietzsches Philosophie hat sich nur als eine passion du moment, als ein armseliges Strohfeuer erwiesen. Nietzsches Propheten-Miene kommt mir nun recht lächerlich vor. Wer wollte dem Manne Geistesfülle und großes Formtalent absprechen? Seine Begeisterung reicht aber doch nur dafür aus, sich über dies und jenes in Form von Reflexionen feinsinnig auszusprechen;

nicht aber, wie er glaubt, für die großen philosophischen Probleme, die er ohne wahren Ernst und recht oberflächlich behandelt. Aber genug hiervon." „Schließlich kann ich mir nicht versagen, Sie nochmals zu bitten, uns nicht allzulange auf das versprochene Drama warten zu lassen."

Im Dezember 1886 verdammt sie Gottfried Kellers Salander als humorlose Spießbürgerei. Im April 1887 meldet sie, daß Baronin Ebner durch Verschlimmerung ihres Kopfleidens außer Stande sei, ihm selbst zum 70. Geburtstag von Louise v. François die gewünschten Notizen dictiren zu können. „Somit scheint das arme Fräulein von François der Freude und Ehre an ihrem 70. Geburtstage von dem von ihr am höchsten geschätzten Dichter der Gegenwart einen literarischen Gruß zu empfangen, verlustig gehen zu sollen." C. F. Meyers Brief an Marie v. Ebner-Eschenbach über diese Sache[1]) fand ich im Ebner-Archiv:

[1]) Ob Marie Ebner sich in der François-Sache unmittelbar an Meyer gewendet hat, weiß ich nicht. Das Kilchberger Archiv besitzt nur den einen, folgenden, mir von Frau Camilla Meyer zu Gebote gestellten Brief Marie Ebners:

Wien 9/12 882.

Verehrter Herr Doctor!

Im Auftrag Fräulein Betty Paolis erlaube ich mir diese Zeilen an Sie zu richten.

Fräulein Paoli leidet seit mehreren Monaten an einem sehr schmerzhaften Gelenksrheumatismus und ist außer Stande die Feder zu führen. Daß sie Ihnen, verehrter Herr Doktor, ihren herzlichen Dank für die Zusendung Ihrer Gedichte nicht selbst aussprechen kann, ist ihr ein großer Kummer. Sie hätte Ihnen so gern gesagt, wie lebhaft und tief das Entzücken ist, das Ihr herrliches Buch ihr und all Ihren zahlreichen Wiener Verehrern erweckt hat.

Nehmen Sie die Entschuldigung des vorläufigen Schweigens Fräulein Paolis und ihre innigsten Grüße entgegen und gestatten Sie, verehrter Herr Doktor, auch einer Ihnen Unbekannten sich nennen zu dürfen,

Ihre, Sie bewundernde

Marie Ebner-Eschenbach.

Verehrte Frau, Frl. Druskovich hat mir Ihre Anregung mitgetheilt. Ich weiß nicht, ob es nicht Frl. v. François ebensoviel und größere Freude machen würde, wenn zu ihrem Geburtstage Sie selbst in der Nat. Ztg. auf sie reden würden — doch beharren Sie, werde ich natürlich, bei meiner Freundschaft mit Frl. v. F., willfahren. Nur würde ich Sie in diesem Falle bitten, mir, mit ein paar glücklichen Zügen den fragl. Artikel zu skizziren und vorbehalten, in discreter Weise von Anführungszeichen Gebrauch zu machen. Die Sache ist, daß ich gerade in der, wie Sie wissen, absorbirenden Vollendung einer größeren Arbeit begriffen bin und Mühe hätte, mich umzuwerfen. Zudem habe ich in derlei eine völlig ungeübte Hand, während Sie gleich das Rechte treffen würden. Nehmen Sie, bitte, die Sache ganz, wie ich sie darlege und geben mir einen gütigen Wink.

Verehrungsvoll

C. F. Meyer.

Kilchberg bei Zürich 1887 (das Monatsdatum nicht genau zu entziffern).

Im August 1887 schwärmt Frl. v. Druskovitz, nach Zürich von einem Ausflug an den Genfer See zurückgekehrt, von diesem „See der Schönheit". „Seine Ufer sind gesegnete Gefilde, an denen die homerischen Götter sich wolgefühlt haben würden." Tolstois ethische Schriften gäben ihr, ob ihre Resultate schon weder neu noch haltbar seien, doch Kunde von einer ergreifenden Seelengeschichte.

Im Oktober 1887 fragt C. F. Meyer Rodenberg, ob Frl. Druskovich ihn aufgesucht? Er hatte sie in Berlin empfohlen, und sie meldet ihm zugleich mit dem Ausdruck ihrer Bewunderung für den „Pescara", mit welcher Freundlichkeit Wilden-

bruch und Rodenberg — beide wohl infolge von Meyers Einführung — sie aufgenommen hätten. Im Haus des Redacteurs habe sie schon manche angenehme Stunde verlebt und in Wildenbruchs Haus mit einem großen Kreise sein neuestes Drama „Die Quitzows" vorlesen gehört. Der erste Akt, wie immer bei Wildenbruch, am gelungensten. Frau von Wildenbruch sei eine schöne, kluge Frau mit einem sicheren selbstbewußten Wesen. Die Zahl ihrer Bekannten, so schreibt sie im November, sei Legion; doch fehle ihr Arbeitsruhe und sie gedenkt in einigen Wochen nach Wien oder Dresden zu gehen. Abgesehen von der schrecklichen Lage ist ihr in Berlin alles sympathisch, die Menschen insbesonders, die von einem weit besseren Schlage seien als die lustigen Wiener. Enthusiastisch äußert sie sich auch über Fräulein von Olfers, „die feinsinnige, hervorragende Novellistin, die zu den ausgezeichnetsten, anmutendsten Frauen" zählt, die ich je kennen gelernt. Ich verdanke diese Bekanntschaft Hr. Rodenberg".

Sie macht auch einen Abstecher nach Weißenfels, um bei Louise v. François vorzusprechen: „Ich fand das verehrte Fräulein wohl und heiter und verbrachte drei unvergeßliche Tage in ihrer anregenden und erfrischenden Gesellschaft. Welch ein reges Interesse hat die alte würdige Einsiedlerin für alle höheren Angelegenheiten, wie versteht sie es auch auf ihr ferner liegende Gebiete einzugehen. Sie lebt in W. wenn auch einsam so doch in jeder anderen Beziehung angenehm und so mancher würde sie um ihr Stillleben beneiden. Frl. v. François ist wol eine der verständnißvollsten Verehrerinnen von Ihrer Poesie und soeben schreibt sie mir voll des Entzückens über Pescara." Über dasselbe Zusammentreffen berichtete Frl. v. François in ihrer Tonart dem Schweizer Meister (s. o. S. 219 und 229).

Und nun der letzte Brief von Helene Druskovitz an C. F.

Meyer aus Dresden, Struve-Straße, Oktober 1891. „Mein neues Lustspiel, das ich für unvergleichlich wirkungsvoller, freilich in mancher Hinsicht auch für derber halte, als die früheren Sachen, wird mit der „Pädagogin" in einem Bändchen vereinigt in einem großen Verlage erscheinen. In demselben Verlage erscheint „International" separat." „Dürfte ich mir erlauben, die beiden vereinigten Stücke Ihnen zu widmen? Es würde und müßte dies selbstredend in den einfachsten Worten geschehen. Bitte um baldige Antwort. Frl. v. François bezeichnet die „Pädagogin" als „Cayenne-Pfeffer". Bedeutung scheint man den kleinen Lustspielen von allen Seiten beizulegen, auch dort, wo man Manches an selben als verletzend empfindet."

Helene Druskovitz irrte: niemand in Theaterkreisen achtete auf diese Lustspiele und Louise v. François sah (s. o. S. 270 bis 271) diese allseitige gleichgültige Zurückweisung als Anlaß, wenngleich nicht als Endursache des Ausbruches von Größenwahn bei der Unglücklichen an.

Fast ein Menschenalter hat Helene Druskovitz noch als Geisteskranke gelebt. Sie verbrachte diese 27 Jahre in Anstalten und erstaunlicherweise sandte sie Sammelwerken, wie Brümmers Schriftsteller-Lexikon und Degeners „Wer ist's?", nicht bloß bis in die letzte Zeit Beantwortung ihrer Fragebogen zu. 1905 wurde als Manuskript „ein Vademecum für die freiesten Geister von Erna (Dr. Helene von Druskovitz): Pessimistische Cardinalsätze (Wittenberg, Druck von Herrosé und Ziemsen G. m. b. H.)" herausgegeben: ein Zeugnis lichterlohen Wahnwitzes. „1. Kein Gott im gemeinen Sinne. 2. Das hohe Prinzip nur platonisch zu erfassen. 3. Die Materie. 4. Der Mann als Fluch der Welt und dessen Abstreichung. 5. Männer-Tafel. Normalsätze für das männliche Geschlecht (ein tobender Ausbruch

wütigsten Männerhasses). 6. Frauen-Tafel. Maximen für Frauen."

Eine lange Liste weiterer Schriften, die Degener verzeichnet, — „Der Kampf um das Grab", „Geheimnis des Tisches", „Sangeslust und Denker-Falte", „Saphische Liebe", „Das Neulicht", „Le Bouddhisme du Nord" usw. usw. —, ist wahrscheinlich nur Wahnvorstellungen entsprungen. Meine Frage darnach und nach den Briefen von C. F. Meyer, L. v. François, M. v. Ebner-Eschenbach usw. beantwortete der Direktor der Landes-Heil- und Pflege-Anstalt Mauer-Oehling dahin, „daß während des Anstalts-Aufenthaltes der Patientin, soweit noch festzustellen ist, im Jahre 1905 die Broschüre „Pessimistische Cardinalsätze" erschien. Ein literarischer Nachlaß ist nicht vorhanden".

Das Weiseste und Weiblichste über ihr Schicksal schrieb mitleidsvoll Louise v. François. Ihr dauerhaftester literarischer Ehrentitel bleibt C. F. Meyers Kritik ihres Shelley-Buches.

Namenverzeichnis.

Die Ziffern bezeichnen die Seiten, die Buchstaben die Beilagen.

Alexander II. von Rußland 39.
Arnold von Brescia 38.

Baillie C.
Barbarossa 38.
Battenberg, A. Fürst v. 196.
Bauer, Karoline 123, 290.
Baumbach 46.
Baumgarten, Franz Ferdinand 280.
—, H. 230.
Beck, C.
Becket 5. 11. 18. 42. 48. 52. 66. 95. 122. 169.
Beethoven 43. 46. 51. 107.
Begas, R. 72.
Berlioz 40. 43. 136.
Bernhard, Herzog 25.
Bernhardi, Theodor v. 161. 166.
Biedermann, A. 163.
Bismarck 26. 32. 34. 71. 109. 130. 134. 162. 185. 186. 196. 205. 207. 255. 289. 290.
Björnson 161.
Bluntschli 30. 154. 157. 159. 162. 273.
Böcklin 206. 221. 257. 281.
Böhlau, H. 130. 162.
Bölte, A. 263.
Bodenstedt 85. 263.
Boileau 160.
Borgia, Alexander 269.
—, Angela 261. 268.
—, Lucrezia 268.
Boufflers 112. 117.
Brandes 166.
Brecht 280. 288.
Browning C.
Brunnenmeister 158. 273.
Bülow, Hans v. 46.
Bulwer 206.
Bunsen 220.
Burckhardt, Jacob 198. 204.
Burkhard 85. 266.
Burritt, Elihu 26.
Byron 132. 133. 246.

Caesar 172.
Calame 79. 189. 193.
Calderon 13. 23. 266.
Calvin 56.
Camargo 249. 254.
Cangrande 114. 116.
Cenci C.
Cervantes 243.
Chambrier 237. 239.
Cicero 56.
Coppée 127.
Cotta 9.

Dante 39. 114. 127.

Darwin 199.
Daschkoff 178.
Daudet 161. 190. 196. 237.
Decken v. d. 263.
Defregger 194.
Degener 286. 292.
Devrient, Otto 113. 114.
Döllinger 184
Donndorf 72.
Dorer 13. 15. 22. 27. 39.
Dostojewski 164. 166.
Droysen 72.
Druskovitz, Helene 19. 20. 22. 25. 26. 27. 28. 32. 33. 34. 35. 38. 39. 91. 92. 104. 105. 109. 115. 121. 132. 143. 190. 215. 219. 222. 223. 224. 225. 229. 235. 240. 245. 248. 251. 253. 260. 264. 267. 270 ff. 272. 276. 283. 289. 290. C.
Du Camp 90.
Dühring 220. 235. 236. 237.
Dürckheim 186.
Duncker, Max 195.
—, Charlotte 200. 201. 202.

Ebers 81.
Ebner-Eschenbach, Marie v. III. 10. 12. 16. 18. 19. 20. 26. 37. 51. 91. 95. 96. 97. 98. 101. 107. 109. 115. 132. 167. 170. 172. 184. 199. 205. 213. 226. 239. 245. 253. 258. 265. 266. 271. 277. 278. 290. 292. C.
Ebner-Eschenbach, Moritz v. 51.
Eliot 143. C.
Eloesser 278.
Enz 280.
Erdmann 133.
Ermatinger 201. 282. B.
Ernst 229.
Escher, Mathilde 58. 77.
Euripides 211.
Evers 138.
Ezzelin 127.

Flaubert VI. 189.
Fleischl-Marxow, Ida 291.
—, Otto 291.
François, Karl v. 290.
Franke 27.
Franzos 27. 265.
Franz, Robert 165.
Franz von Assisi 198.
Frey, Adolf 13. 14. 15. 16. 20. 95. 249. 275. 278. 280. 289. 290. 291. 292. C.
—, Lina 279.
Friedrich der Große 25.
Friedrich II. v. Hohenstaufen 31. 57. 63. 69. 78. 87. 114. 248.
Friedrich Wilhelm, Kronprinz 215. 218.
Friedrich Wilhelm IV. 220.
Füßli 267.

Galdos 80.
Gambetta 29.
Gauß 71.
Geibel VI. 137. 140. 163.
Gellert V. 41.
Gizicki, G. v. 199.
Goddeus 77.
Goeben 71.
Goethe 3. 7. 44. 51. 66. 67. 71. 147. 155. 194. 250. 252. 255. 267.
—, Mutter 252.
Goldoni 47.

Gotthelf 79.
Graefe, Albrecht 72.
—, Ernst Alfred 125. 230.
Gregor VII. 8. 94.
Gregorovius 28. 30. 31. 39. 41. 57. 93. 154. 157. 184. 251. 254.
Grillparzer 204.
Grimm, Hermann 211. 253.
—, Jacob 203.
Guericke 27.
Gussow 194.
Gustav Adolf 23. 24. 25. 35. 54. 57. 62. 65. 68. 72.

Hadrian 154. 157.
Händel 165.
Haessel 159. 221. 222. 289.
Haller, A. v. 6.
Hamerling VI. 244. 248.
d'Harcourt 280.
Hartmann, E. v. 133. 163.
Hartwig, Otto 154. 157. 161. 167. 198.
Hase, K. A. v. 198.
Hauff, Hermann 9.
Haym, R. 72. 290.
Hegar 261.
Hehn 161.
Heine 11. 51. 55. 201.
Heinrich II. 18. 52.
Heinrich V. 93. 94.
Herbst, Leo 14. 107. 179. 187. 200. 228.
—, Sophie III. 14. 107. 142. 179. 208.
Herder 42.
Herkomer 194.
Herwegh C.
Heß, Oberst 168.
Heyse, P. 268.
Hildebrand, A. 72.
Hillebrand 167.
Hoepli 209.
Hoffmann, E. T. A. 161.
Homer 55. 97.
Horaz 56.
Horner 207.
Humboldt, A. v. 51.
Huß 6.
Hutten 4. 6. 16. 17. 23. 29. 37. 38. 42. 66. 122. 143. 207.

Ibsen 266.
Immermann 108.
Janke 10.
Jeanne d'Arc 25.
Jenatsch 1. 3. 8. 18. 23. 26. 48. 52. 66. 95. 134. 177. 205.
Jensen 140.
Jesus 231.
Joseph II. 255.

Kaden 122.
Kainz 211.
Kant 42. 50. 58. 199.
Karl August 72.
Karl der Große 130. 134.
Katharina II. 176.
Katharina v. Siena 198.
Keller, Gottfried V. VI. 37. 44. 45. 46. 48. 50. 79. 112. 132. 136. 190. 207. 236. 244. 247. 257. 260. 261. 265. 266. C.
Kempin 138. 140.
Kielland 161.
Kinkel 23. 74. 75. 84. 85.

Kleist 54. 153. 201.
Krafft-Ebing 240.
Kraszewski 141. 186. 190. 196.
Kleist 54. 153.
Kufstein 271.
Kurz, Hermann VI.

Langmesser III. IV. 273. 289. 290. 292.
Lasker 134. 289.
Laube 157. 159. 250. C.
Leander, R. 7. 27. 186. 253.
Lehmann 265.
Lenau C.
Lenbach 67. 253.
Lessing 71. 236.
Leubelfing 23. 25. 57. 60. 62. 63. 65. 68. 81. 197.
Leuthold 276.
Lewald, F. 245.
Lind, Jenny 165.
Lingg 189. 241. 253.
Liszt 195.
Louis Ferdinand, Prinz von Preußen 34. 108.
Louise, Königin 72.
Lübke 229.
Ludwig II. 188. 190.
Luther 71. 102. 113. 126. 194. 231.

Maccari 253.
Manzoni 121.
Marc Aurel 255.
Marie Antoinette 237.
Mascaron 159.
Matejko 193.
Max, Gabriel 194.
Meißner, A. 253.
Mendelssohn, F. 84. 91.
Mérimée 139.
Metzger 240.
Meyer, Betsy 11. 12. 14. 64. 76. 84. 85. 90. 115. 117. 118. 120. 182. 230. 275. 281. 289. 292. A.
—, Camilla IV. 29. 41. 68. 75. 76. 97. 118. 122. 124. 129. 137. 150. 152. 156. 168. 171. 172. 174. 182. 187. 200. 246. 252. 255. 257. 275. 281. 283. 285. C.
—, Louise 12. 27. 40. 41. 76. 77. 94. 97. 110. 117. 135. 144. 150. 152. 171. 175. 182. 189. 232. 238. 246. 252. 255.
—, Joh. Heinr. (Goethe-Meyer) 7. 11.
Meyer-Knonau, G. v. C.
Michelangelo 61. 208. 214.
Michelet 167.
Mörike VI.
Molière 264.
Moltke 71. 147. 166. 249.
Moser 289. 290.
Mozart 47.
Müller, Max 184. 188.
Musset 254.

Napoleon 25.
Nasemann 195. 200. 297.
Niemeyer 27.
Nietzsche 235. 276. C.
Novalis 67.

Olfers C. .
Orelli 146.

Palffy, Gräfin 52.
Panizzi 139.
Paoli, Betty 37. C.
Pascal 82. 292.
Paul, Jean 96. 167. 226.
Paulus 38. 84. 85. 91. 92.
Pescara 207. 209. 214. 215. 216. 217. 218. 221. 222. 224. C.
Pestalozzi 246. 248. 258.
Pfizer, G. 97. 259. 260. 292.
Piloty 195.
Planta 17. 149.
Plater, Graf 68. 97. 98. 119. 123. 166. 184. 186. 241. 290.
Plato 251.
Poggio 16. 23. 29. 30.
Prutz 37.

Rahn 16. 144.
Ranke 184. 254.
Reitler 289. 290.
Renan VI. 80. 82. 124. 139.
Reuter, F. 226.
Richard III. 7. 66.
Richthofen 104. 105. 191.
Rietschel 70.
Ringseis, v. 23.
Roberts, A. v. 108.
Rodenberg IV. 4. 14. 105. 110. 112. 120. 189. C.
Rohan 18.
Rohmer 158. 159.
Roquette 10. 263.
Rostopkine 40.
Rousseau 235.
Rückert 251.

Saar, F. v. 8.
Sacher-Masoch 21.
Sachsen-Lauenburg, Herzog v. 23. 24. 65.
Sainte-Beuve 40. 42. 75. 76. 79. 292.
Saint-Martin 43.
Saint-Simon, Herzog v. 35.
Sala 289.
Salis 191.
Salomon 214.
Salter 199.
Sand, George VI. 37. 189.
Schaper 67. 70. 71.
Scharnhorst 265.
Scherer, W. 195.
Scherr 207.
Schiller 24. 51. 249.
Schilling 72.
Schmidt, Julian 136. 152. 177.
Schopenhauer 139.
Schorer 93. 102.
Schwarzenbach 260. 291.
Schwartzkoppen 145.
Schwind VI.
Schröter 279. 281.
Schubin, Ossip C.
Scott 3.
Scudéry 159. 160. 161.
Shakespeare 3. 18. 43. 52. 66. 113. 173. 237.
Shelley 91. 105. 115. C.
Siemering 71. 72. 73.
Sieveking 77.
Simson 146.
Sirach 40.
Solger 3.
Sophokles 136.
Spemann 20. 30. 122. 164.

Spinoza 199.
Spyri 103. 104. 106. 112. 120. 140. 142. 150. 163. 186. 222. 226. 253. 289.
Stier 229.
Stilling 154. 155.
Stöcker 91.
Storm VI.
Strauß 199.
Suphan 210.
Szela 289.

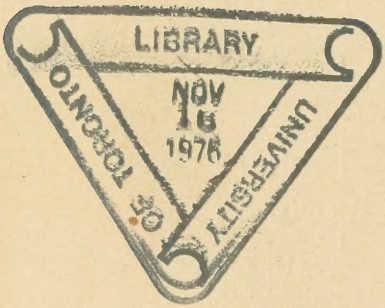
Tegnér 148.
Tell 24.
Tennyson 169.
Thierry 11.
Thimme 281.
Tholuck 27.
Thümmel 230.
Tockenburg 5. 8. 12. 15. 17. 23. 35. 47. 52. 54. 102. 134.
Tocqueville 220.
Tolstoi 163. 164. 166. 233. 234. 235. C.
Traumann 278.
Trendelenburg 205.
Turgenjew 161. 163. 166.
Turenne 159.
Twain, Mark 52.

Uhland 250.
Umberto, König 242.

Villinger 226. 263.
Vinci 253.
Virgil 56.
Vischer 104. 280.
Volkmann (s. Leander).

Wagner, Richard 95. 96. 99. 102. 207.
Waldburg, Gräfin 52.
Waldrada 34.
Weber, Carl Maria v. 207.
Wegmann 86. 92.
Wegscheidter 27.
Weretschagin 192.
Weilen, Joseph 244.
Widmann, J. V. IV. 278.
Wilczek, Graf Hans 52.
Wildenbruch 34. 52. 73. 74. 104. 108. 120. 181. C.
Wilhelm I., Kaiser 109.
Wilhelm II. 256.
Wille, Eliza 11. 146. 181. 183. 182. 186. 207. 290.
Wille, François 11. 289.
Winkelried 189.
Wislicenus 27.
Wolff, A. 72.
Wurmb 233.
Wurzbach 289.
Wyß, G. v. 135.

Zabel 166.
Zeller 230.
Ziegler, Alfred 74. 85.
—, Hans 47. 74. 266.
—, Karl 86. 92.
—, Oberst 12. 47. 60. 62. 74. 77. 78.
—, Frau 146. 266.
Zimmermann, J. G. 49. 52.
Zola 167.
Zschokke 171. 172.
—, (Enkel) 191.
Zumbusch 73.
Zwingli 42. 69. 113. 114. 168. 171. 173. 270. 289.


LIBRARY
NOV
16
1976
UNIVERSITY OF TORONTO

PLEASE DO NOT REMOVE
CARDS OR SLIPS FROM THIS POCKET

UNIVERSITY OF TORONTO LIBRARY

PT
1865
F2Z485
1920

François, Luise von
Louise von François und
Conrad Ferdinand Meyer

Carl Schurz, Lebenserinnerungen.

3 Bände. Preis pro Band Mk. 10.—**, geb. Mk. 12.—**.

Carl Schurz, Jünglingsjahre in Deutschland. Wortgetreuer u. unverkürzter Abdruck des ersten Bandes der „Lebenserinnerungen" in billiger Ausgabe. Oktav. Geh. Mk. 2.50**, geb. Mk. 3.75**.

Selten noch habe ich ein so fesselndes Buch gelesen, wie diese Schurzschen Erinnerungen. Es ist ein spannender biographischer Roman, nur mit dem Unterschied, daß alles, was in dem Buch erzählt wird, keine Dichtung, sondern Wahrheit und Wirklichkeit ist. Frankfurter Zeitung

. . . es ist ein biographisches Werk von seltenem Reiz. Das Buch ist ein rechtes Volksbuch, dem die weiteste Verbreitung gewünscht werden muß. Die Nation.

Prinz Emil v. Schoenaich-Carolaths gesammelte Werke.

7 Bände. Preis geb. Mk. 25.—**.

Gerade für die jetzige Zeit möchten wir die Werke des Prinzen Emil v. Schoenaich-Carolath, dieses „deutschesten aller Poeten", ganz besonders empfehlen. Immer mehr bricht sich bei den Freunden einer wirklich gediegenen Belletristik die Überzeugung Bahn, daß er den ersten unserer Dichter zuzuzählen ist.

Leben und Wirken des Freiherrn Rochus v. Liliencron.

Mit Beiträgen zur Geschichte der allgemeinen Deutschen Biographie von Anton Bettelheim. Mit einem Bildnis Rochus von Liliencrons. Oktav. Preis geh. Mk. 8.—**, geb. Mk. 10.—**.

Biographisches Jahrbuch und Deutscher Nekrolog.

Herausgeg. von Anton Bettelheim. Gr.-Oktav. Jeder Band geh. Mk. 12.—**, geb. Mk. 14.—**. Bd. XVIII Mk. 16.—**.

Zu den mit ** verzeichneten Preisen tritt ein Teuerungszuschlag von 100%.

VEREINIGUNG WISSENSCHAFTLICHER VERLEGER

WALTER DE GRUYTER & CO., VORM. G. J. GÖSCHEN'SCHE VERLAGSHANDLUNG - J. GUTTENTAG, VERLAGSBUCHHANDLUNG

GEORG REIMER - KARL J. TRÜBNER - VEIT & COMP.

BERLIN W. 10